Boruss: 65.

Bor. 65-3

<36619853480010
S
<36619853480010
Bayer. Staatsbibliothek

R

Hist. Boruss.

Geschichte
der
Mark Brandenburg
für
Freunde historischer Kunde

von

Gottfried Traugott Gallus
Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg Lippe.

Zwote, verbeßerte und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Züllichau und Freystadt
in der Darnmannischen Buchhandlung.
1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

6.

Joachim II, von einigen mit dem Zunamen Hektor belegt; Kurfürst und Beherrscher der Kurmark.

Johann; Markgraf und Regent von der Neumark. Beide regierten von 1535 — 1571

Beide Brüder theilten sich nach dem Willen ihres verstorbnen Vaters in die Herrschaft über die hinterlaßnen Länder: Joachim II. als der älteste erhielt die Kurmark nebst der Kurwürde: Johann, der jüngere hingegen die Neumark, das Land Sternberg, und die in der Lausitz belegnen Brandenburgischen Güter. Beide waren in Neigungen, Denkungsart, und Handlungen sehr verschieden; der eine begünstigte oft die Parthei, welche der andre anfeindete; dieser folgte solchen Regierungsgrundsäzzen, welche jener verwarf; jeder ging seinen eignen Weg; dennoch aber zu einem Ziel. Unter ihrer Herrschaft genoßen die Unterthanen des goldnen Friedens; Ueberfluß und Wohlstand erfreute sie im Aeußern; und Gewißensfreiheit und eine verbeßerte Religion beglükte sie im Innern. So wenig die regierenden Brüder einander dem Karakter nach ähnlich waren; so sehr kettete doch gegenseitige Liebe Herz an Herz; waren

ihre Begriffe über auswärtige Staatspolitik gleich oft verschieden, so entstand doch nie Mishelligkeit, unter ihnen über ihre eignen Länder: und so wie sie in ihrem Leben in Rüksicht ihrer selbst vereinigt gewesen waren, so wurden sie auch im Tode nicht getrennt. Denn sie verließen ihre irdische Hülle fast zu gleicher Zeit. Der Kurfürst starb den dritten Januar 1571; und der Markgraf zehn Tage darauf, den dreizehnten. Dies vorläufig von beiden überhaupt; nun von einem jeden insbesondre.

Joachim II. war den 13. Januar 1505. geboren. Der Wahrsagergeist seines Vaters urtheilte aus seiner Gesichtsbildung, daß Großmuth der Hauptzug seines Karakters sein würde. Eigenliebe und Stolz hatte wohl die Prophezeihung diktirt: diesmal traf sie ein. Der Vater, ein Liebhaber und Kenner der Wißenschaften, gab seinem Sohne eine gelehrte Erziehung. Unter seiner und seines Bruders, des Erzbischofs Albrecht's von Mainz Oberaufsicht unterrichteten Johann Funk, ein berühmter Rechtsgelehrte, und Johann Regelin, ein Theologe und Profeßor zu Frankfurt den jungen Prinzen; jener in der Geschichte, in der Jurisprudenz und in der lateinischen Sprache; dieser aber in der Religion und den dazu gehörenden Kenntnißen. Selbst in die vermeintlichen Geheimniße der Sterndeuterei und Alchimisterei, der Schwarzkünstler und Geisterbannerei wurde er eingeweiht. Empfänglich für die sanftern Empfindungen fehlte es Joachim II. dennoch nicht an Muth und Heldenkraft. Noch als Kurprinz zog er im

Jahre

Jahre 1532. gegen die Türken zu Felde; er führte 6000 Mann Niedersächsischer Kreistruppen an und that sich durch seine Tapferkeit so sehr hervor, daß ihn der Kaiser Karl V. zum Ritter schlug, und der Vater bei seiner Rükkunft mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen empfing. Vermuthlich gaben ihm einige, dieser Begebenheit wegen den Beinamen: Hektor.* Wie sein Vater ehrte er die Gerechtigkeit, schüzte er die Unterdrükten, beförderte er die öffentliche Sicherheit. Einstens erschien ein armer Bauer vor ihm und flehte ihn um Gerechtigkeit wegen einer gewißen Angelegenheit aus dem Grunde an, weil er ein kurfürstlicher Unterthan wäre. "Und wenn du auch ein Türke oder ein Heide „wärest, antwortete Joachim, so würde ich dir „Recht wiederfahren laßen; geschweige, da du mein „Unterthan bist." Sonst waren Großmuth, Milde, Prachtliebe, Freigebigkeit diejenigen Eigenschaften, welche die Haupttriebfedern seiner Handlungen, freilich nicht immer zum Besten des Landes, wurden. Er liebte die Geselligkeit, die Musik, die Malerei, die Frauenzimmer; war gesprächig im Umgang, scherzhaft und mun-

* Hektor war einer von den Söhnen des trojanischen Königs Priamus; ein Prinz voll Unerschrokkenheit und Heldenmuth, eben so tapfer, als der berühmte Achilles, aber liebenswürdiger, als er. Lange vertheidigte er in dem bekannten zehnjährigen Trojanischen Kriege seine Vaterstadt; lange verbreitete er Furcht und Schrekken im Lager der Griechen, seiner Feinde; endlich aber unterlag er der Macht des Achilles, und wurde von ihm getödtet.

munter von Laune, herablaßend gegen Niedre, sanft gegen alle. Aber seine Großmuth artete oft in Schwäche, seine Güte in Sorglosigkeit, seine Prachtliebe in Eitelkeit, seine Freigebigkeit in Verschwendung aus. Sein Vater vertrieb die Juden; er nahm sie wieder auf: er erhob einen sogar zu seinem ersten Günstlinge. Projektmacher fanden zu leichtes Gehör; Lieblinge hatten zu großen Einfluß; seiner Leidenschaften in der Liebe war er zu wenig Herr. Nie konnte er sich entschließen, Lieblinge zu bestrafen, und Günstlinge zu verabschieden, wenn er auch von ihren Fehltritten überzeugt war. Ein Fest jagte das andre; eine Pracht übertraf die andre; Bauten folgten auf Bauten. Die Klostergüter wurden eingezogen, die Einkünfte vermehrten sich; und dennoch stiegen die Schulden immer höher, wurden der Anleihen immer mehrere, nahm die Geldnoth stets zu. Bei seinem Tode betrug die ganze Schuldenmaße zwei Millionen und 600000 Thaler; eine für jene Zeiten ungeheure Summe. Vielleicht wäre sie noch größer geworden, wenn nicht Joachim II. das Glük gehabt hätte, neben leichtsinnigen Lieblingen einsichtsvolle, erfahrne und rechtschafne Staatsmänner, dergleichen nicht jedes Jahrhundert aufweisen kann, zu besizzen. Unter ihnen verdienen Eustach von Schlieben, geheimer Rath und Hauptmann von Zossen; Liborius von Bredow, Rath und Hauptmann in der Priegniz; Lampert Distelmeier, jener berühmte Kanzler; Adam von Trotte, Oberhofmarschall und Hauptmann zu Zehdenik, Thomas Matthias,

as, Rath und Burgermeister zu Berlin, mehrerer anderer nicht zu gedenken, vorzüglich genannt zu werden. Dem Kurfürsten gebührt der Ruhm, daß er ihre Verdienste erkannte, ihre Rathschläge befolgte, und ihre Treue fürstlich belohnte.

Der jüngere Bruder, mehrentheils Johann von Küstrin seines nachherigen Wohnorts wegen genannt, wurde den 3. August 1513. zu Tangermünde geboren. Er genoß eben die gelehrte Erziehung, wie sein ältrer Bruder; und wurde in eben den Wißenschaften unterrichtet, als dieser. Der Rechtsgelehrte Rademann und der Magister Meisner waren seine Lehrer. Von Natur ernsthaft überlegte er jedes Vorhaben reiflich, führte es aber auch hernach standhaft und entschloßen aus. Er hörte zwar auf den Rath seiner Diener; er zog die geschiktesten Staatsmänner, als den Kanzler Karl von Barth, Hieronymus von Birkholz, den von Benkendorf und andre an seinen Hof: aber sein Auge sahe, sein Ohr hörte, sein Verstand beleuchtete alles selbst. Daher gab man ihm auch den Beinamen des Weisen und Strengen: darum nannte man ihn Deutschlands Auge und Rath. Ihm war keiner seiner Räthe Liebling, keiner seiner Hofleute Günstling. Streng bestrafte er jedes Versehen, deßen sich ein Minister aus Bosheit schuldig machte; unerbitlich verfolgte seine Rache den, der ihn beleidigt hatte. Hier riß ihn seine Hizze bisweilen über die Grenzen der Billigkeit hin. Pracht und Aufwand war ihm verhaßt: Sparsam-

keit

keit und Ordnung in den Finanzen sein Hauptbestreben. Sein Geheimerath Berthold von Mandelsloh trug einstens an einem Wochentage seidne Strümpfe. Dies schien ihm eine zu große Ueppigkeit zu sein. Er gab ihm daher seinen Unwillen mit folgenden Worten zu erkennen: "Berthold, sagte er, ich habe auch seidne Strümpfe; „aber ich ziehe sie nur des Sonn. und Festtages „an." Durch genaue Wirthschaft, durch Vermeidung alles Staates, durch Vermehrung seiner Einkünfte sammlete er Schäzze, statt, daß sein Bruder, der Kurfürst Schulden hinterließ. Er baute; aber nicht zu bloßem Vergnügen, sondern aus wirklicher Nothdurft. Er legte Festungen zu Küstrin und Peitz an, damit er seine Länder bei den damaligen kriegerischen Aussichten gegen feindliche Anfälle dekte. In allem führte ihm Sparsamkeit die Hand. Daher fiel er in den Verdacht des Geizzes, der Habsucht, der Knikkerei. Er wußte es; meinte aber, daß es beßer sei, über seine Wirthlichkeit klagen zu hören, als über seine Verschwendung Thränen fließen zu sehen. Eines Tages reiste er verkleidet herum, und kehrte unerkannt in ein Wirthshaus im Sternbergischen ein. Hier erkundigte er sich nach dem Landesherrn, und nach der Meinung, die die Unterthanen von ihm hätten. Die Wirthin brach in die heftigsten Klagen über ihn aus; sie beschwerte sich über den Geiz des Fürsten, der von allen Gütern der Unterthanen etwas abschabe; über seine unnöthigen Festungsbauten, die das Land aussögen; über die Anhäu-

fung

fung der Schäzze, die alle Habe des Volks verschlänge. Johann hörte alles ruhig an, sprach von gleichgültigen Dingen, und ließ hernach den Edelmann des Dorfs, den Herrn von Löben zu sich rufen. Er kam; und aus seinem ehrfurchtsvollen Betragen, so wie aus seiner Anrede entdekte die Wirthin, daß ihr Gast der Markgraf selbst sei. Erschrokken fiel sie ihm zu Füßen, und bat wegen ihrer dreisten Reden um Vergebung. Johann sagte mit dem vollsten Lachen zu ihr: "sei ohne Sorgen; ich freue mich von dir Wahrheiten gehört zu haben, die mir meine Räthe nie sagen. Privatbeleidigungen räche ich nicht." Ein Freund der Gerechtigkeit, besuchte er öfters die Gerichtsstuben, um selbst zu sehen, ob die Streitsachen unpartheiisch geführt und entschieden würden. Die Kirchenverbeßerung beförderte er schneller, und die alten Gebräuche rottete er tiefer aus, als sein Bruder. Aber von dem Aberglauben der Sterndeuterei konnte er sich nicht loswinden. Dieses Vorurtheil hatte selbst in seine Staatsunternehmungen großen Einfluß. Oft, wenn ganz Deutschland in Ruhe, wenn gar kein Schein eines nahen Krieges vorhanden war, rüstete er sich plözlich, warb Truppen an, sezte alles in marschfertigen Stand. Niemand wußte, warum? und wozu? Der Kurfürst verwunderte sich darüber; alles erstaunte. Die einzige Ursache lag in Johann's Aberglauben. Er bildete sich ein, in den Himmelszeichen die Annäherung eines Krieges entdekt zu haben. Noch bis jezt pflanzen sich in der Provinz mündliche zum

Theil

Theil abentheuerliche Erzehlungen von den Zauberkünsten Johann's fort. Vergleichen wir nun den Karakter beider Brüder mit einander, so finden wir folgende Verschiedenheit in ihnen: der Kurfürst war freigebig bis zur Verschwendung, der Markgraf haushälterisch bis zum Geizze; jener liebte Glanz und Pracht, dieser Stille und Sparsamkeit; der erste ließ sich von Räthen und Lieblingen leiten, der andre folgte seinem eignen Verstande und Herzen; jener war sanft und biegsam, dieser streng und unveränderlich; Joachim ließ sich leicht vom äußern Schimmer einnehmen, Johann heftete sein Auge mehr auf den innern Werth der Dinge.

Der Kurfürst Joachim II. zog einigemal zu Felde; aber nie seiner selbst, seiner Länder, oder seines Eigennuzzes wegen, sondern nur vom Reiche dazu aufgefodert. In Brandenburg selbst herrschte tiefer Friede während seiner ganzen Regierung. Er erweiterte seine Grenzen durch keine neuen Länder: aber er legte den Grund zu künftigen Ansprüchen auf auswärtige Provinzen. Wir führen dies, als das Wichtigste, was unter ihm in Absicht auf das Ausland vorgefallen ist, genauer an. Hierzu gehört zuvörderst die mit Liegniz errichtete Erbverbrüderung.

Damals regierte der Herzog Friedrich II. über die drei Fürstenthümer Liegniz, Brieg und Wolau in Schlesien; ein Prinz, der durch Reisen und Umgang mit aufgeklärten Leuten seinen Verstand

stand gebildet, sein Herz veredelt, und seine Sitten verfeinert hatte. Er war einer der ersten Schlesischen Fürsten, welcher die Lutherische Lehre annahm. Seine Gemalin war eine Brandenburgische Prinzeßin aus dem Fränkischen Hause. Hierdurch kam er mit Brandenburg in Verbindung. Im Jahre 1537. schloß er mit dem Kurfürsten Joachim II. jene berühmte Erbverbrüderung, wodurch das Brandenburgische Haus seine Ansprüche auf Schlesische Länder zu gründen befugt wurde. Beide Fürsten versprachen sich in dem Falle, daß die Nachkommen des einen von ihnen verlöschten, die Erbfolge; stürbe die herzogliche Familie aus, so solten die drei Herzogthümer: Liegnitz, Brieg und Wolau an Brandenburg; im entgegengesezten Falle aber, wenn in Brandenburg keine männliche Erben mehr vorhanden wären, das Herzogthum Krossen, das Land Kottbus, Peitz, Zossen mit den dazu gehörenden Gütern an Liegnitz fallen. Zu engerer Verbindung beider Häuser wurde eine Doppelheirat vorläufig verabredet, und im Jahre 1545. wirklich vollzogen. Der Brandenburgische Kurprinz, Johann George vermälte sich mit des Liegnitzischen Herzog's einziger Prinzeßin Sophie; und des Herzogs Friedrichs II. Sohn George mit des Kurfürsten Joachim's ältesten Tochter Barbara. Der Herzog Friedrich konnte vermöge eines besondern Vorrechtes der Schlesischen Fürsten, und vermöge der Gunstbriefe, die er von den Böhmischen Königen Uladislav und Ludwig erhalten hatte,

der-

dergleichen Verträge schließen. Allein dennoch war der damalige König Ferdinand I. von Böhmen, als Oberlehnsherr von Schlesien höchst unzufrieden über die errichtete Erbverbrüderung. Er sezte ein förmliches Gericht nieder, bei welchem er selbst Kläger und Richter war: hier sprach er denn ein Urtheil, nach welchem die Erbverbrüderung für null und nichtig erklärt wurde; zugleich vermochte er die Böhmischen Stände dahin, daß sie sie ebenfalls aufheben mußten. Er ging noch weiter; er zwang den Herzog Friedrich von Liegnitz, sich von ihr schriftlich loszusagen. Friedrich gehorchte der Gewalt; aber in der Folge nahm er seinen Widerruf zurük, und bestätigte die Erbverbrüderung in seinem Testamente von neuem. Auch der Kurfürst Joachim II. blieb hierbei kein gleichgültiger Zuschauer: er machte eine feierliche Protestation gegen das einseitige und widerrechtliche Urtheil des Königs Ferdinand's bekannt; eine Protestation, die durch Kriegsmacht unterstüzt in unsern Tagen vollkommen gültig und wirksam gemacht worden ist.

Eine andre Anwartschaft, zu welcher der Kurfürst Joachim II. den Grund legte, ist gewiß nicht weniger groß in ihren Folgen; dies ist die erlangte Mitbelehnung über das Herzogthum Preussen. Daß Preussen unter der Herrschaft des deutschen Ordens stand, ist schon an einem andern Orte dieses Handbuchs gemeldet worden. Im Jahre 1511. wurde der Brandenburgische

gische Markgraf Albrecht von der Fränkischen Linie zum Hochmeister des Ordens erwählt. Als sich seit dem Jahre 1520. die Lutherische Lehre in Preußen auszubreiten anfing, so ward auch der Hochmeister Albrecht den verbeßerten Religionsbegriffen geneigt; auf einer Reise lernte er Luther'n persönlich kennen; und von ihm angefeuert, faßte er den kühnen Entschluß, sein Ordenskleid abzulegen, die geistliche Regierung in Preußen abzuschaffen, dies Land in ein weltliches Erbherzogthum zu verwandeln, die Lutherische Religion öffentlich zu bekennen und sich zu verheirathen. Im Jahre 1525. kam jene merkwürdige Veränderung zu Stande. Der König von Polen, Albrecht's Oheim willigte als Lehnsherr ein, ihm Preussen als ein weltliches Herzogthum zur Lehn zu geben, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne Erben stürbe, seine Brüder und deren Nachkommen in Franken, nach deren Aussterben aber die Krone Polen dies Land erhalten solten. Der Kurbrandenburgische Kanzler Lampert Distelmaier kam hierbei zuerst auf den Gedanken, daß es nicht übel wäre, wenn man die Mitbelehnung über Preußen auch für die kurfürstliche Linie erlangen könnte, da sie sich bis jezt nur auf das markgräflich fränkische Haus erstrekte. Er zeigte dem Kurfürsten die Möglichkeit, den Nuzzen und die herrlichen Folgen dieses Entwurfs, und brachte es dahin, daß Joachim II. die Sache durchzusezzen beschloß. Die Vortheile schienen zwar sehr ungewiß, der Schwierigkeiten viele, die Kosten drükkend

zu

zu sein; einige Räthe, so wie selbst der Kurprinz, verwarfen den Plan als unausführbar, oder unnüz; aber der Gedanke war groß, der Versuch eines Fürsten würdig: Joachim wolte es; und es gelang; er hat daher die Ehre, durch friedliche Unterhandlungen einen weitern und festern Grund zur Größe des Brandenburgischen Kurhauses gelegt zu haben, als andre durch kriegerische Unternehmungen. Zuvörderst wendete sich Joachim an den neuen Herzog Albrecht von Preußen; ohne Schwierigkeit ließ er sich willig finden, den Entwurf zu begünstigen. Sodann wurden die Preußischen Landstände durch Ueberredungen, durch Versprechungen, durch Geschenke gewonnen; sie leisteten dem Kurfürsten 1565. die vorläufige Huldigung, jedoch mit der Einschränkung, wenn die Krone Polen ihre Einwilligung dazu geben würde. Der König von Polen war Joachim's Schwager; und nach mancherlei Bedenklichkeiten weigerte er sich nicht länger, dem Kurfürsten die Mitbelehnung zu ertheilen. Nur die Polnischen Stände machten noch vielerlei Einwendungen; sie sprachen von Landesintereße, von Vaterlandsliebe, von gegründeten Rechten, welche es nicht erlaubten, das Gesuch zu erfüllen. Die Unterhandlungen verzögerten sich, bis endlich der erste Preußische Herzog Albrecht gar darüber starb. Dies geschahe den 20. März 1568. Sein Sohn Albrecht Friedrich folgte ihm in der Regierung. Er solte, ob er gleich erst funfzehn Jahr alt war, dennoch von Polen belehnt und zur

wirk-

wirklichen Alleinherrschaft gelaßen werden. Jezt strengte der Kurfürst Joachim II. die äußersten Kräfte an, um bei des neuen Herzogs Belehnung zugleich mit belehnt zu werden. Es fehlte ihm, wie fast immer, so auch hier an Gelde. Er berief daher seine Stände auf einen Landtag, und bat sie um eine freiwillige Geldsteuer zu Ausführung seines Vorhabens. Sie willfahrteten ihm; aber das reichte noch nicht zu; es wurden noch mehrere Summen geliehen. Mit diesem Gelde beladen wurden neue Gesandten, der Domprobst und Hauptmann zu Fürstenwalde, Levin von der Schulenburg, und Kaspar Flanß abgeschikt. Ihnen gesellte man noch einen großen lateinischen Redner, den Abdias Prätorius Profeßor zu Frankfurt bei. Sie langten zu Lublin in Polen an: und was konnte solchen Bewegungsgründen, als sie mitbrachten, widerstehen? Ihr Gold überwog die Stärke der Gegengründe; und ihr Redner schmetterte durch die Kraft seiner schönen lateinischen Floskeln alle Einwendungen zu Boden. Der neue Herzog wurde den 19. Jul. 1569. von Polens Könige belehnt; die Fränkischen und Kurbrandenburgischen Gesandten erhielten für ihre Herren die Mitbelehnung. Dem Kurfürsten wurde noch ein besondrer Lehnbrief ausgefertigt. Joachim's II. Entzükken über die glükliche Vollendung dieses wichtigen Geschäftes war unbeschreiblich groß; er stellte bald darauf im Semptember ein glänzendes Freudenfest mit mehrerer Pracht, als gewöhnlich, an. Der Landesadel,

adel, alle Prediger in dem Umfange dreier Meilen von Berlin, alle Mädchen über zwölf Jahr aus der Hauptstadt mit weißen Rökken und Kütteln bekleidet, und mit ausgespreuten Haaren erscheinend mußten nebst dem ganzen Hofstaate in einer langen Proceßion den Kurfürsten in die Domkirche begleiten. Joachim trug ein goldnes Kleid mit Zobel gefüttert, und ritt auf einem goldfarbnen Gaule. Auf dem Altare war ein Thron für den Kurfürsten und ein erhabner Stuhl für den Kanzler errichtet. Lezterer hielt eine zierliche lateinische stundenlange Rede, worin er die Wichtigkeit der erhaltnen Mitbelehnung bewies. Nach Endigung derselben wurde er nebst einigen andern zum Ritter geschlagen. Die Proceßion ging sodann unter dem Donner des groben Geschüzzes zurük. Ein köstliches Gastmal endigte das Fest.

Dies waren Joachim's vornehmste friedliche Verhandlungen im Auslande. Nun auch einiges von seinen kriegerischen Thaten. Groß war der Name, den sich Joachim als Kurprinz in einem Feldzuge gegen die Türken machte. Verringert wurde aber sein Ruhm da er als Kurfürst noch einmal gegen diese sogenannten Erbfeinde der Christenheit zu Felde zog. Der siegreiche, tapfre und einsichtsvolle Kaiser Solymann hatte im Jahre 1541. Ofen, die Hauptstadt des Königreichs Ungarn erobert. Seine furchtbaren Waffen drangen immer weiter, und ließen den Ungarischen König Ferdinand, Karl's V. Bruder, fürchten,

daß

daß er durch sie dies ganze Reich verlieren möchte. Er wußte es also dahin zu bringen, daß Deutschland's Fürsten seine Sache zur Sache des ganzen Reichs machten, und seine Gefahr für die Gefahr ihrer aller hielten. Es wurde ein allgemeiner Türkenzug von den Deutschen Reichsständen beschloßen, und der Kurfürst Joachim II. zum obersten Feldherrn aller Reichstruppen erwählt. Hätten alle Fürsten den Eifer, den Muth, den guten Willen, den Joachim zeigte, bewiesen; hätten sie alle ihre Pflichten so treu, als er erfüllt: so würde ein glüklicherer Ausgang das Werk gekrönt haben, als es jezt geschahe. Joachim rüstete sich mit aller Macht; er ließ ein Ausschreiben in seinem ganzen Lande ergehen, er stellte seinen Unterthanen die Möglichkeit vor, daß die Türken bis Mähren und Schlesien dringen, und sodann sie als die nächste Nachbarn angreifen könnten; nun bat er sie zu beherzigen, was sie, und ihre lieben Hausfrauen und Kinder für große Freude daran sehen würden; zulezt begehrte er, daß Niemand von ihnen in fremde Kriegsdienste treten, sondern sich fertig machen solte, ihm zu folgen; die Dienstfähigen möchten daher Zelte, Rüstwagen, Schupfen (Schippen, oder Grabscheite) Spaden und alles andre, was zum Feldzuge gehöre, in Bereitschaft halten. Er ging im folgenden Jahre wirklich nach Ungarn ab; fand hier aber alles in den größten Unordnungen. Viele Reichstruppen blieben aus; andre kamen nicht vollzählig; alle waren schlecht gerüstet; da fehlte es an Gelde, an

Mund-

Mundvorrathe, an Feldgeschüzze: bald riß Mangel und Hungersnoth ein; zu ihnen gesellten sich anstekkende Seuchen. Joachim that was er konnte: er machte Vorschüße, er munterte die Niedergeschlagenen durch Geschenke auf; er hielt eine prächtige und große Tafel, weil er seinem Hange nach Glanz auch im Felde, wo er freilig am wenigsten hingehört, nicht widerstehen konnte, und sich die Befehlshaber verbindlich machen wolte. Die beste Jahreszeit verstrich; endlich rükte Joachim mit seinen aus allen Nazionen zusammengeraften, ungeübten, an Gesinnungen, Neigungen und Leidenschaften verschiednen, und einander entgegenarbeitenden Truppen vor Pest; um zuerst diesen Ort, und hernach die an der Donau gegen über liegende Stadt Ofen zu erobern. Er wagte einen Sturm; wurde aber von den tapfern Türken, wie es fast nicht anders sein konnte, mit großem Verluste zurükgeschlagen; das Heer flohe und zerstreute sich; die Feinde sezten ihm nach, und richteten noch eine große Niederlage unter ihm an. So endigte sich dieser Feldzug, von dem der Ungarische König keinen Nuzzen, Joachim II. keine Ehre, und Brandenburg keinen Vortheil hatte. Denn man rechnet, daß dieser Zug den Brandenburgern einige Tonnen Goldes gekostet, und den Grund zu jener ungeheuren Schuldenlast gelegt habe, welche für den Fürsten und die Unterthanen so drükkend waren. Mehr Glük hatte er in einem andern Feldzuge gegen die Stadt Magdeburg, von dem wir aber bei Erzehlung der Religionsbegebenheiten,

heiten, auf welche wir nun kommen, zu reden Gelegenheit haben werden.

Die größte, wichtigste, segensvollste Begebenheit, welche Joachim's II. Regierung auszeichnet, ist unstreitig die Einführung der verbesserten, Lutherischen Religion. Daß seine Mutter sich für Luther'n erklärte, ist schon erinnert worden. Sie flößte ihren beiden Söhnen frühzeitig die nämlichen Grundsäzze ein; wurde ihrer Trennung von ihrem Gemal ungeachtet dennoch von ihnen besucht; und da ergrif sie jede solche Gelegenheit, sie in den neuen Meinungen zu befestigen. Und die sanfte Beredsamkeit, das liebevolle Zureden, die zärtliche Bekümmerniß einer leidenden Mutter machte mehr Eindruk in die Herzen der Prinzen, als der schnaubende Zorn, als die heftigen Drohungen, als die trozzigen Verbote eines gebieterischen Vaters. Joachim II. lernte in seinem vierzehnten Jahre den Doktor Luther persönlich kennen; er sah ihn seitdem noch einigemal, er ward hingerißen von dem Feuereifer seiner mächtigen Worte und Thaten; er vernahm Gründe und Gegengründe, und konnte seinen Lehren, die ein solches Gepräge der Wahrheit hatten, den Beifall nicht versagen, wenn er gleich nicht in allen Stükken mit ihm übereinstimmte; nicht in allem seine Maasregeln billigte. In folgender kurzen Anekdote zeiget sich der kontrastirende Karakter beider mehr, als in weitläuftigen Schilderungen. Joachim II. tadelte ein-

stens die Heftigkeit, mit welcher Luther erhabne Fürsten und hohe Geistliche angrif, und den Ungestüm, mit welchem er die Mißbräuche der Papisten bestritt. "Weidne Ruthen, antwortete Luther, kann man mit einem Meßer zerschneiden; aber zur Umstürzung harter Eichen sind scharfe Aexte, grobe Keile, zerreißende Sägen nöthig" Noch mehr wurde der Kurprinz durch die Blößen, welche Luthers Feinde zeigten, in seinen beßern Ueberzeugungen gestärkt. Er wohnte den mehrsten Versammlungen und Reichstagen, wo von Religionssachen gehandelt wurde, mit bei. Hier vernahm er die elenden Gründe, womit man die Lutheraner bekämpfte, die schwachen Beweise, womit man das Pabstthum unterstüzte, die verächtlichen Mittel, deren sich die Katholiken zur Unterdrükkung ihrer Widersacher bedienten. Alles dies mußte seine Achtung gegen die Päbstler gewiß noch mehr vermindern, als Luther's überzeugende Belehrungen. Treffend widerlegte er einstens die spizfindigen Erklärungen der katholischen Geistlichen, und brachte sie zum Verstummen. Um zu beweisen, daß die Laien vom Genuße des Weins beim Abendmale ausgeschloßen seyn müßten, behaupteten jene, daß das Wort alle in der Einsezzungsformel: trinket alle daraus, bloß von den Jüngern Christi, und folglich auch nur von den Geistlichen zu verstehen sei. Joachim frug sie, ob denn das Wort alle in dem Spruche: ihr seid rein, aber nicht alle, auch bloß von den Geistlichen zu verstehen wäre? Sie schwiegen erröthend.

röthend. Hierbei aber mußte es Joachim II. bei seines Vaters Lebzeiten bewenden laßen. Und selbst nach seinem Tode blieb er noch einige Jahre unschlüßig; aus welchen Gründen? werden wir bald sehen.

Schneller, und standhafter verfuhr der Markgraf Johann von Küstrin; er, der stets rasch handelte, wenn er zuvor bedächtig überlegt hatte, der sich vor keiner Gefahr scheute, durch keine Bedenklichkeit abhalten ließ, dasjenige geschwind und unerschrokken auszuführen, was er einmal für recht erkannt hatte. Er war der Lieblingssohn seiner Mutter, hielt sich oft wochenlang bei ihr auf, und, gewohnt alles tief und gründlich zu erforschen, überzeugte er sich unter ihrer Anleitung fest von der Wahrheit der lutherischen Lehren. Kaum hatte er die Regierung über die Neumark angetreten, kaum seinen Wohnsiz 1536. zu Küstrin aufgeschlagen, als er schon an seinem Hofe den Gottesdienst zu reinigen anfing. Bald erklärte er sich öffentlich für die protestantische Religion, und ermahnte die Unterthanen, seinem Beispiele zu folgen. Ein gewißer Heinrich Frame war sein erster lutherischer Hofprediger. Im Jahre 1538. hatten schon so viele Städte und Dörfer die katholische Kirche verlaßen, daß Frame zum Generalsuperintendenten ernannt werden konnte. Alles aber geschahe ohne Gewaltthätigkeit, ohne Gewissenszwang. Jede Gemeine konnte glauben, was, und folgen, wem sie wolte, konnte den Glauben

der

der Väter beibehalten, oder die Lehre Luther's annehmen. So breitete sich also die Kirchenbeßerung nach und nach auf das eigne Verlangen der Neumärker endlich in der ganzen Provinz aus. Kottbus war die erste Stadt, die lutherische Prediger berief; Drossen und Königsberg säumten nicht lange, ein Gleiches zu thun. An lezterm Orte verschwand das Pabstthum so schnell und so allgemein, daß die dortigen Augustinermönche freiwillig das Kloster verließen, heimlich entflohen, die besten Kostbarkeiten mitnahmen, und in Länder gingen, wo Pabst und Pfaffen noch Ansehn und Reichthümer hatten. Die Stadt Arenswalde war ebenfalls nicht die lezte, die die beßre Lehre einführte. Sie rief den George Buchholzer, einen gebornen Sachsen, und geschikten Schüler Luther's zu ihrem Prediger; einen Mann, der sich in der Folge sehr berühmt machte, und deßen wir noch weiter erwähnen werden. Da nun immer mehrere Städte dem Lutherthume beifielen, immer mehrere Klöster verlaßen, immer mehrere Stifte entblößet wurden; so hielt es der Markgraf Johann für unrecht, die wenigen von ein paar Mönchen noch bewohnte Gebäude als Denkmale des Aberglaubens in ihrem bisherigen Zustande zu laßen. Nun legte er thätigere Hand an's Werk. Er versorgte die wenigen Pfaffen, die bei ihren Gebräuchen blieben, zog ihre Kirchengeräthe, ihre Stiftungen, ihre Besizzungen ein, verwandelte sie in Kammergüter, oder verwendete sie zum Nuzzen der lutherischen Gemeine, und entging freilich dem Vorwurfe

wurfe nicht, daß sein Geiz an den Verbeßerungen großen Antheil habe. Jezt, das heißt seit dem Jahre 1538. ließ er auch allgemeine Kirchenordnungen bekannt machen; und hier ging er gleich Anfangs weiter, als nachher sein Bruder, der Kurfürst. Er schafte die unnüzzen und leeren Ceremonien des Pabstthums gleich auf einmal in so weit ab, als es in Sachsen geschehen war, wie er denn überhaupt die Sächsischen Einrichtungen zum Muster nahm, nach welchen er die seinigen machte. Zugleich zeigte er dem Kurfürsten von Sachsen sein Verlangen, in den Schmalkaldischen Bund zu treten, in welchen er auch nachher aufgenommen wurde.

Schon war in der Neumark die Kirchenverbeßerung fast vollendet, als in der Kurmark von den Unterthanen nur erst hier und da ein Anfang gemacht, von dem Landesherrn aber noch gar nichts unternommen worden war. Denn noch wankte der Kurfürst Joachim II. zwischen der alten und neuen Lehre; noch waren seine Gedanken nicht völlig zur Reife, seine Vorstellungen noch zu keinem Standpunkte gekommen. Und sehr oft denkt der Regent anders als der Thronerbe dachte. Vieles scheint ihm, so lange er noch im Privatstande lebt, thunlich, heilsam, nöthig, was ihm dann, wenn er auf dem Throne sizt, unthunlich, schädlich, unnöthig dünkt. So war's bei Joachim II. Hier schrekte ihn der Schwur, den er seinem Vater, wenn gleich gezwungen geleistet;

dort

dort die Gefahr, die er vielleicht vom Kaiser zu befürchten hatte. Jezt mahnte ihn sein Oheim, der Kardinal und Erzbischof Albrecht von Mainz, dann wieder sein Schwiegervater, der Sächsische Herzog George von einer Glaubensänderung ab. Bald erwachte seine Prachtliebe, und ließ ihn Geschmak an dem Pompe mancher katholischen Gebräuche finden; bald täuschte ihn die Hofnung, daß durch eine allgemeine Kirchenversammlung die Misbräuche verbeßert werden würden. Seine Gemalin, Georg's von Sachsen Tochter, war bereits im Jahre 1534. gestorben. Er vermälte sich 1536. zum zweitenmale mit Hedwig, einer Tochter des Polnischen Königs Sigismund I. In dem Heirathsvergleiche wurde auf Antrieb der Bischöfe der Punkt mit eingerükt, daß Joachim keine Aenderung in Glaubenssachen vornähme. Alles dies waren Steine des Anstoßes, welche seine sanfte, wohlwollende Seele nicht sogleich aus dem Wege zu räumen wußte. Es gehörten Jahre von Nachdenken dazu, um ihm den Saz begreiflich zu machen, daß ungerechte Eidschwüre, deren Erfüllung unmöglich ist, daß Verträge, die widersprechende, dem Gewißen, dem Naturgesezze, dem Willen Gottes entgegengesezte Foderungen enthalten, weder verbindlich noch gültig; daß die Ansprüche der Vernunft älter, als die der Menschen sind; daß die Kraft der Wahrheit mehr Gewicht haben müße, als die Schwere des Aberglaubens. Im Jahre 1539, also erst vier Jahre nach Antritt seiner Regierung entschloß er sich, das

Joch des Pabstthums abzuschütteln, und der Stimme des Gewißens zu folgen. Einige Städte und Landschaften hatten dies bereits gethan. Vorzüglich verdient der schon oben angeführte Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow als Beförderer der Reformazion gerühmt zu werden. Seit dem Jahre 1536. hatte er die Priesterehe erlaubt, das Abendmal unter beiderlei Gestalten austheilen, und die übrigen Meinungen Luther's in seinem Sprengel öffentlich vortragen laßen. In Spandow, und selbst in Berlin wnrden Lutherische Predigten gehalten. An leztern Orte zeichnete sich George Buchholzer aus, der von Arenswalde 1537. dorthin berufen worden war. Endlich sezte der Kurfürst den ersten November 1539 als den merkwürdigen Tag an, wo er seinen Uebertritt zur Lutherischen Religion öffentlich bekennen wolte. Dies geschahe in der Kirche zu Spandow. Hier nahm er nach angehörter Predigt das Abendmal nach Lutherischen Grundsäzzen unter beiden Gestalten aus den Händen des Bischofs Matthias von Jagow an. Seine Räthe und Hofbedienten folgten seinem Beispiele an diesem, und die mehrsten Einwohner Berlin's nebst ihrem Magistrate am andern Tage; jene zu Spandow, diese in der Domkirche zu Berlin. Des Kurfürsten Annahme des Protestantismus erregte im ganzen Lande Freude und Nachahmung. Denn längst war dies der Wunsch der Stände, der mehrsten Geistlichen, des übrigen Volks gewesen. Damit aber der Reformations-

geist,

geist, der nun frei wirkte, nicht neue Verwirrungen statt der alten anrichtete, so hielt es Joachim II. für nöthig, eine allgemeine Kirchenordnung verfaßen und einführen zu laßen. Er gebrauchte den Berlinschen Probst Buchholzer, und den zum Generalsuperintendenten ernannten Prediger Johann Strattner als die vornehmsten Werkzeuge zu diesem Geschäfte. Der Kurfürst selbst that einiges hinzu; übergab sodann das Werk einigen Gelehrten zur Prüfung, verfaßte die Vorreden dazu, und machte es im folgenden Jahre als allgemeine Richtschnur bekannt. Diese weitläuftige Kirchenordnung, welche in der von Mylius veranstalteten Sammlung der Brandenburgischen Landesgesezze über dreißig Bogen beträgt, ist ein Inbegrif der ganzen christlichen Glaubenslehre, enthält eine Auslegung aller Artikel der Religion, Predigten über den Katechismus Luther's, verordnet, wie es mit den Ceremonien, Festtagen, und allen zum Kirchenwesen gehörigen Dingen gehalten werden solte. Der Bischof Matthias von Jagow genehmigte diese Ordnung; der Hirtenbrief, in welchem er seine billigende Meinung anzeigt, macht den Beschluß der Schrift. So gemäßigt auch die neue Kirchenordnung zu sein schien, so erhielt sie doch bei weitem nicht den Beifall, den sich Joachim davon versprochen hatte. Der Probst Buchholzer, einer der Mitarbeiter an derselben, war über verschiedne Punkte höchst unzufrieden, die wider seinen Willen eingerükt wurden. Sehr viele andre Geistlichen dachten so, wie

er.

er. Der Kurfürst hatte noch viele Gebräuche ferner beizubehalten befohlen, welche sie für schädliche Greuel des Pabstthums hielten, er aber für nüzliche Nebendinge ansahe. Er liebte prächtige Aufzüge, pomphafte Vorstellungen, glänzendes Gepränge: und darum wolte er, daß die feierlichen Prozeßionen, die lateinischen Gesänge zu manchen Zeiten, die kostbaren Meßgewänder, die Oelung, die Fußwaschung am grünen Donnerstage, das Spiel mit dem heiligen Grabe am Karfreitage, die Litaneien, die Frühmetten, die Wachskerzen, und andre dergleichen Dinge beibehalten werden solten. Einige wollen eine besondre Weisheit in dieser Verordnung des Kurfürsten finden. Er wolte, sagte man, nicht alles auf einmal wegwerfen, um nicht alles zu verderben. Die beste Sache gerathe übel, wenn man sie zu gut machen wolle. Der Uebergang vom Schlechtern zum Beßern müße almählig geschehen; anfangs sei es genung, nur einige Misbräuche wegzuschaffen: die andern würden in der Folge von selbst wegfallen. Andre meinen aber dagegen, es wäre beßer, wenn einmal reformirt würde, so viel wegzuschaffen, als nur möglich sei, damit nicht eine zwote Reformation nöthig würde. Dergleichen mache immer wieder neues Aufsehen, immer wieder neue Revoluzionen, immer wieder neue Widersezlichkeiten. Misbräuche, die stehen blieben, würden nach und nach für keine Misbräuche mehr, würden am Ende für Gegenstände der Religion selbst gehalten: den, der es wagte, sie hernach

an-

anzutasten, hielte man für einen verwegnen Neuling, für einen gefährlichen Kirchenstürmer; ohnedem sei es schwer zu bestimmen, was das heiße: einer Sache zu viel thun, zu viel reformiren, die beste Sache verderben: durch solche Gründe könne man jede Verbeßerung verhindern. Wie dem nun sei, so scheint Joachim's Prachtliebe mehr Antheil an der Beibehaltung jener papistischen Ceremonien, als seine philosophische Denkungsart gehabt zu haben. Daß aber keine Gefahr zu befürchten gewesen wäre, wenn sie sogleich abgeschaft worden, zeigt das Verhalten, welches Johann von Küstrin beobachtete. Er rottete alles aus; und niemand fand daran einen Anstoß. Der Probst Buchholzer konnte sich aber bei Joachim's Anstalten nicht beruhigen. Er trug Luther'n seine Klagen vor, und erbat sich seine Meinung darüber. Vortreflich, ganz im Geiste des geläuterten Christenthums und einer gesunden Vernunft ist die Antwort, welche dieser große Mann ertheilte. "Hierüber, schrieb er, ist das mein „Rath: Wenn euer Herr, der Markgraf und Kurfürst will laßen das Evangelium lauter und rein „predigen ohne Zusaz, und die beiden Sakramente Jesu Christi nach ihrer Einsezzung reichen „und geben; so geht im Namen Gottes herum, „und tragt ein silbernes oder goldnes Kreuz, und „Chorkappen oder Rökke von Samt, Seide oder „Leinewand; und hat euer Herr, der Kurfürst an „einem Chorrokke nicht genung, so zieht ihrer „drei an, wie Aaron, der Hohepriester drei

„Rök-

„Röcke anzog, die herrlich und schön waren. „Haben auch Ihro kurfürstliche Gnaden nicht ge„nung an einem Umgang oder Prozeßion, daß „ihr umher geht, klingt und singt, so geht sie„benmal umher, wie Josua mit den Kindern „Israel vor Jerichow thät. Und hat euer „Herr, der Markgraf ja Lust, so mögen Ihro „kurfürstliche Gnaden vorher springen und tan„zen mit Harfen, Pauken, Zimbeln und Schel„len, wie David that vor der Lade des Herrn: „bin damit sehr wohl zufrieden; denn solche Stük„ke, wenn nur Misbrauch davon bleibt, ge„ben oder nehmen dem Evangelio gar nichts. „Doch, daß nur nicht eine Noth zur Se„ligkeit, und das Gewißen damit zu binden, „daraus gemacht werde!" Mit dieser weisen Antwort begnügte sich Buchholzer so wenig, als ein großer Theil der übrigen Geistlichkeit. Und hierin handelten sie offenbar starrköpfig und unchristlich. Sie wolten die katholischen Gebräuche schlechterdings nicht stehen laßen, predigten und lärmten öffentlich dagegen, wiegelten ihre Gemeinen auf, gaben vor, daß ihr Seelenheil in Gefahr wäre, und verübten mancherlei Unfug. Viele verließen sogar ihre Kirchen, legten ihre Aemter nieder, und begaben sich nach Sachsen. Der Kurfürst sahe das einige Jahre mit an. Im Jahre 1550. aber foderte er das geistliche Ministerium vor sich, und erklärte ihnen, daß seine einmal gemachte Kirchenordnung durchaus bleiben müßte. "Ich, fuhr er fort, will euch keine Ursache geben,

„eure

„eure Kirchen zu verlaßen: gebt nur selber nicht „Ursach dazu, wie denn viele Prediger gethan ha„ben, die von ihren Kirchen gezogen. Diese sind „nun verlaßen, stehen wüste. Wär's aber nicht „beßer gewesen, sie wären bei ihren Kirchen ge„blieben, und hätten sich in äusserliche Din„ge geschikt, wie sie gekonnt?" (Vielleicht mochte mancher hierbei denken: es wäre auch beßer, wenn der Kurfürst nicht ein so großes Gewicht auf die äussern Dinge legte, wenn er nicht mit solcher Strenge auf Beibehaltung von Sachen hielte, die er selbst für gleichgültige erklärt. Bekommen nicht kleine Dinge ein grosses Ansehn, so bald gebietrischer Eigensinn sie durchaus als Landesangelegenheit behandelt? (Iliacos intra muros peccatur et extra!) "Bringt eure Kirchen um gerin„gere äußrer Dinge willen nicht in Noth." (Mancher Zuhörende mochte dem Fürsten diese Ermahnung selbst zurük an's Herz legen.) Wegen der Unzufriedenheit des Volks, wovon die Geistlichen sprachen, bemerkte Joachim sehr richtig, daß das gemeine Volk nicht so böse sei, als man vorgäbe. Es ließe sich wohl lenken, wenn seine Hirten nur wolten. Es fehle bloß an den Predigern, die ihrem starren Kopfe durchaus folgen, und sich weder sagen, noch weisen laßen wolten: da, da fehle es. Da die Theologen sich immer auf die Wittenbergische Kirche, als die Pflegemutter des Protestantismus beriefen und behaupteten, daß dort die Ceremonien abgeschaft worden wären, und also auch in Brandenburg abgeschaft werden

müßten: so antwortete der Kurfürst auf eine Art, von der zu wünschen wäre, daß alle Fürsten so denken und handeln möchten: "so wenig, als ich „an die römische Kirche gebunden sein will, „so wenig will ich auch an die Wittenbergi= „sche gebunden sein. Denn ich spreche nicht: „credo sanctam Romanam oder Vitebergensem, „sondern catholicam (allgemeine) ecclesiam. Und „meine Kirche allhier zu Berlin und Köln ist „eben eine solche rechte christliche Kirche, wie die „zu Wittenberg. Es ist genung, daß wir im „Wort, in der Lehre, in den Sakramenten und in „den Hauptstükken, daran die Seligkeit gelegen, „einig sind. In Mitteldingen, als in Ceremonien „will ich so wenig an ihre Kirche, wie sie an die „meinige, gebunden sein: das soll frei sein." Zu. lezt erklärte er ihnen, daß er vermöge seiner Lan. deshoheit das Recht habe, dergleichen Ordnungen zu machen. "Jedoch, schloß er endlich, wolt ihr „mich nicht zum Ordinarius oder Bischof haben, „so will ich euch dem Pabste oder dem Bischofe „von Lebus befehlen, die werden euch gut regie= „ren. Geht es euch aber nicht recht, und ihr „kommt dann und klagt, so will ich die Hand „von euch abziehen, und zu euch sagen: Nun, ich „weiß keinen Rath; woltet ihr doch nicht leiden, „daß ich euch christlich regierte: da habt ihr's „nun!" O! gnädiger Herr, antworteten die Geist. lichen, behüt' uns Gott vor dem Pabste, und dem Bischof zu Lebus: es ist ein Teufel, wie der andre! Sie baten sich vierzehn Tage Bedenkzeit

aus,

aus, um sich indeßen Raths in Wittenberg zu erholen. Der Kurfürst gab sie ihnen, jedoch mit der Erklärung, daß in seiner Kirchenordnung nichts geändert werden würde. Und dabei blieb es auch. Uebrigens urtheilte Melanchthon, daß, wenn vor vierzig Jahren eine solche Kirchenordnung eingeführt worden wäre, Luther nicht nöthig gehabt hätte, zu schreiben.

So standhaft Joachim II. hier verfuhr, so duldsam zeigte er sich doch in den übrigen Stükken. Da wurde keiner gezwungen, seine väterliche Religion zu verlaßen; keiner genöthiget, die neuen Meinungen zu bekennen; kein Mönch aus den Klöstern vertrieben; kein Stift gewaltsam aufgehoben; kein Bischof seiner Rechte beraubt. Die Reformazion war bloß das Werk der Nazion, bloß die Folge von dem eignen, freien Verlangen der Unterthanen. Es gab bekanntlich drei Bisthümer in der Mark; eins zu Brandenburg, das andre zu Havelberg, das dritte zu Lebus. Alle drei Stifte blieben noch eine zeitlang in ihrer alten Verfaßung, ungeachtet nur das erste mit Einwilligung seines Oberhirten Lutherische Prediger duldete. Als der ruhmwürdige Matthias von Jagow starb, so wurde seine Stelle mit einem andern besezt. Der Brandenburgische Prinz Joachim Friedrich war der lezte Bischof dieses Stiftes: als er aber die kurfürstliche Regierung antrat, so wurde das Bisthum eingezogen: einige Güter verwandelte man in landesherrliche Kammergüter:

güter: andre veräußerte oder verschenkte man an adeliche Familien; das Domkapitel aber blieb, und besteht noch bis jezt. Eben dies war das Schiksal der übrigen Stifte. Zu Havelberg lebte damals der Bischof Busso von Alvensleben, ein gewaltiger Widersacher der Reformation, der die Lutherischen Lehren nirgends in seinem Sprengel Wurzel schlagen ließ. Der Kurfürst wehrte ihm nicht. Er starb 1548. Nun wurde Joachim's zweeter Sohn, der Prinz Friedrich zum Bischof erwählt; man schweichelte ihm mit der Hofnung, auch das Erzbisthum Magdeburg zu erhalten, wenn er katholisch bliebe; er versprach es und trug das Erzbisthum zum Preis davon. Dennoch breitete sich unter ihm die Reformation aus, weil er nicht Verfolger war. Er starb 1552. schon wieder. Man wählte zwar noch des Kurfürsten Enkel, den oben genannten Joachim Friedrich zum Bischof; aber bald drauf wurde dies Stift eingezogen, und hierbei nach eben den Grundsäzzen verfahren, als es von dem Brandenburgischen gemeldet worden. Endlich zu Lebus war ebenfalls noch ein katholischer Bischof, Georg von Blumenthal, der aus allen Kräften das Pabstthum zu erhalten suchte. Er starb 1550. Des Mainzischen Kurfürsten Albrecht's Geheimerath, Johann von Horneburg wurde noch zum Bischof erhoben, ein gelinddenkender Katholike. Er lebte bis 1555. Dem Prinzen Joachim Friedrich trug man nun die Verwaltung des Stiftes auf; und nicht lange, so wurde es

eingezogen; die Domherren starben aus; und so blieb von diesem Bisthume keine Spur mehr übrig.

So wie mit den großen Stiften, so ging es auch mit den kleinen. Die Klöster, deren Mönche zu den Betteloden gehörten, wurden bald geräumt. Denn die milden Gaben hörten auf; daher gingen die Pfaffen aus einem Orte, wo sie nicht mehr dem Müßiggange, der Faulheit, dem Aberglauben fröhnen, nicht mehr das Fette des Landes verzehren konnten. Viele zogen ihre Kutten aus, wurden Bürger, nährten sich vom Bierbrauen oder andern Nahrungszweigen; andre gingen in fremde Länder, wo noch dikke Finsterniß den Verstand der Menschen umhüllte. In reichen Klöstern hielten sich diese Blutsauger des Staats, die Mönche länger; einige nagte aber der Verdruß über die fast gänzliche Verlöschung des katholischen Namens in der Mark so sehr, daß sie davon gingen, und die besten Habseligkeiten mitnahmen; andre daureten jedoch bis an ihr Ende aus. Sobald die Klöster völlig oder größtentheils entledigt waren, so nahm man sie in weltliche Verwaltung. Die wenigen Mönche die hartnäkkig bei ihren Vorurtheilen blieben, wurden versorgt. Einige Klöster verwandelte man in Schulen, in Kirchen, in Hospitäler; andre schlug man zu den Domänen oder fürstlichen Kammergütern; noch andre übergab man theils den Adelichen für Schuldenmaßen, theils den Räthen für Vorschüße in den Kaßen, theils verdienten Patrioten oder auch wohl bloßen Lieblingen für wahre

oder

oder Scheindienste. Der Dom zu Stendal wurde mit allen Gütern der Universität Frankfurt 1551. geschenkt: damals lebten noch vier Domherrn, welche ihren standesmäßigen Unterhalt bekamen. Einige wenige Jungfernklöster wurden erhalten, und noch bis jezt dienen sie adelichen Fräulein zur Unterstüzzung.

Als der Kurfürst die Kirchenordnung hatte aufsezzen und bekannt machen laßen, so veranstaltete er eine große Kirchenvisitation durch's ganze Land. Der Bischof Matthias von Jagow, der Superintendent Strattner, der Kanzler Johann Weinleben und einige Abgeordnete von den Landständen erhielten im Jahre 1541. den Auftrag, die ganze Mark zu durchreisen, den Zustand der Kirchen, Schulen, und Klöster zu untersuchen, die Kirchenordnung einzuführen, und alle nöthige Verbeßerungen zu besorgen. Die Visitation ging vor sich. Aber welche Unwißenheit bei den Geistlichen, welchen Unfug in den Schulen, welche Rohheit in den Klöstern entdekte die Kommißion! Da gab es nicht einzelne; es gab Schaaren von Predigern, deren Hauptgeschäfte Handwerke waren. Hier donnerte ein Schmidt Gottes Wort von der Kanzel herab, dort saß ein Schneider auf dem heiligen Lehrstuhle. Bald waren es Maurer, bald Weißgärber, bald andre Handwerker, die in Städten und Dörfern das Amt der Seelsorger verwalteten. Gesellen, die auf ihren Wanderungen Luther'n gehört, seinen Katechismus auswendig gelernt, et-

was aus der Bibel gelesen hatten, wurden geschikt genung befunden, das Volk zu unterrichten. Das Uebelste dabei war dies, daß man es nicht ändern konnte. Nicht einmal die Halb- und Viertelsgelehrten reichten zu, um alle die Stellen zu füllen, die Prediger nöthig hatten. Luther, der von vielen Gemeinen um Prediger ersucht wurde, konnte sich nicht anders rathen, als daß er Buchdrukkergesellen ordinirte und sie an die verlangten Orte schikte mit der Anweisung, seine gedrukten Predigten vorzulesen. Wie der Unterricht von solchen Lehrern bisweilen beschaffen gewesen sein möge, läßt sich von selbst vermuthen. Viele katholische Geistliche, die ihren Glauben verließen, und den Lutherischen annahmen, behielten ihre Stellen. Aber ihre Gelehrsamkeit übertraf nicht immer die von den Handwerkern. Unter mehrern Beispielen nur eins: es wurde in der Altmark ein Dorfpfarrer von der Visitationskommißion befragt, worin er seine Gemeine bisher unterrichtet habe? Er antwortete: im Glauben. Zum Beweise davon betete er den ersten Artikel her; den zweeten wußte er nicht. Man wolte untersuchen, ob ihm nicht wenigstens die Sachen, wenn gleich nicht die Worte dieses Artikels bekannt wären, und legte ihm die Frage vor: von wem Christus als Mensch geboren worden sei? Schnell antwortete der Pfarrer: von Pontius Pilatus. Man wiederholte die Frage; er wiederholte die Antwort; von der Jungfrau Maria als Jesu Mutter wußte er nichts. Ueber das Befremden der Kommißion befremdete er sich noch

mehr.

mehr. Denn seit achtzehn Jahren sagte er, habe er seine Bauren also gelehrt.

Bei der Visitation der Schulen fand die Kommißion eben solche unwißende Lehrer, eben solche rohe Sitten, eben solche schlechte Einrichtungen. Die Schulgebände waren, wie sie es leider sehr häufig in unsern aufgeklärten Zeiten (si Diis placet) noch sind, in engen, finstern, dumpfigen Oertern erbaut; und schienen eher Pesthäuser der Menschheit, als Pflanzörter des Staats zu sein. Die Schullehrer waren zugleich Plazmeister auf Hochzeiten, und bei andern Schmaus- und Trinkgelagen. Sie gingen alle Wochen ein oder einigemal mit den Chorschülern auf den Straßen und vor den Thüren herum singen; bei jeder feierlichen Prozeßion, an jedem Heiligenfeste, bei jedem Leichenzuge, bei jeder Execution eines Mißethäters mußten sie zugegen sein, und ihre gewaltigen Stimmen erschallen laßen. Wegen ihrer elenden Besoldungen erbettelten sie sich bei wohlhabenden Bürgern Freitische und entzogen also armen Schülern die Wohlthaten, deren sie freilich selbst bedurften. Halbe Wochen, ganze Tage wurden mit jenen zwekwidrigen Beschäftigungen, und diesen erbettelten Schmausereien verschleudert: die Schulstunden wurden versäumt; die Schüler blieben ohne Aufsicht. Um nicht den Schein der völligen Verwahrlosung der Schulen zu haben, so mußten die größern Schüler die Stelle der Lehrer vertreten. Diese Schüler, von denen die mehrsten bis in ihr 32. Jahr auf

der

der Schule blieben, erhielten den Namen der Bacchanten, nicht eben von ihrem Patrone, dem Saufgotte Bacchus; denn ihre Benennung war ehrenvoll; sondern nach einiger Sprachforscher Meinung von dem Worte Beanus, welches im Mittelalter einen Ankömmling auf der Universität bedeutete. Bachante hieß damals, was jezt Kandidat der Universität anzeigt. Die Bachanten hatten einige, wenigstens zween kleinre Schüler, welche man Schüzzen, A. B. C. Schüzzen nannte, unter ihrer Aufsicht; despotisch verfuhren sie mit ihnen. Die Eltern der Schüzzen mußten einen Bachanten ernähren; und konnten sie es aus Armut nicht, so mußten die Schüzzen Haus vor Haus betteln, und den ersungnen Verdienst ihren tirannischen Bachanten zuschleppen: sie bekamen nur einige Brokken davon, oder wohl gar derbe Schläge, wenn die Almosen nicht reichlich genung waren. Im Winter mußten sie auf dem Schulboden schlafen; im Sommer konnten sie es vor Ungeziefer dort nicht aushalten; daher trugen sie sich Gras und Stroh auf den Kirchhof zusammen, wovon sie sich ein Nachtlager unter freiem Himmel bereiteten. Bisweilen zog ein Bachante auf eine andre Schule; alsdann nahm er sich einige Schüzzen mit: diese mußten unterwegens durch Singen und Beten die Zehrung verschaffen, oder ihm Hühner, Gänse und andre Eßwaaren durch Stehlen zuwenden. Die Lehrer, welche die Bachanten als Choralisten oder als Komödianten gebrauchten, sahen durch die Finger, und gestatteten diese und andre Ausschweifungen.

gen. Der Unterricht war eben so erbärmlich, als die Aufsicht schlecht war. Die lateinischen zehen Gebote, das Vater Unser, der Glaube, der Donat, der * Cisio Janus — dies waren die Gegenstände des Unterrichts von der Zeit an, wo die Schüler lesen, bis auf die, wo sie die Universität beziehen konnten. Dies und noch ein paar auswendig gelernte Gesänge zum Gebrauch bei Hochzeiten, Straßensingen und so weiter waren die einzigen Kenntniße, womit ihr Gedächtniß beladen wurde.

* Cisio Janus heißt ein Kalender. Man hatte den ganzen Kalender in barbarische Verse gesezt, in welchen die verkürzten und abgebrochnen Namen aller Heiligen- und Festtage, die jeden Monat einfielen, enthalten waren. Jedem Monate waren zwei Verse gewidmet; und so viel Tage der Monat hatte, so viele Silben stunden in den zwei Versen. Die geschmaklosen Verse des Januars fingen sich mit den Worten: Cisio Janus an; darum nannte man den ganzen Kalender hiernach. Um einen Begrif von diesem Almanach zu geben, fügen wir den Januar ganz her. Er lautete so:

Cisio Janus Epy sibi vindicat Oc. Feli. Mar. An.
Prisca Fab. Ag. Vincent. Pau. Pol. Car. nobile lumen.

Der Silben sind grade 31, nach der Anzahl der Tage des Januars. Die verstümmelten Fest- und Heiligennamen kann jeder Kalender erklären. Diesen Cisio Janus mußte jeder Schüler so fertig auswendig lernen, daß er ihn in und außer der Reihe hersagen konnte.

wurde. An Bildung des Verstandes, an Veredlung des Herzens war nicht zu denken. Diese Dinge werden ja in unsern erleuchteten Zeiten noch hier und da als Kleinigkeiten verachtet. Verstieg sich ein Schüler so weit, daß er die griechischen Buchstaben erlernte, so war er ein Genie; konnte er lesen, ein Wundersmann; und gar verstehen, ein übermenschliches Wesen. Eine Hauptbeschäftigung der Schüler war auch noch die, Komödien aufzuführen. Man wählte dazu Stükke aus dem Terenz. Noch lange nach der Reformation erhielt sich diese Gewohnheit. Die fromme Denkungsart der Geistlichen fand es jezt aber anstößig, die heiligen Schulgebäude durch Aufführung heidnischer Schauspiele zu entweihen; man wählte nun erbauliche Stükke aus der Bibel. Eine schöne Tragödia von der keuschen Susanne mit den geilen Aeltesten mußte sich doch wohl beßer ausnehmen, als eine gottlose Fabel eines blinden Heiden. Einstens solte eine rührende Tragödia, betitelt: das jüngste Gericht, vorgestellt werden. Das Stük enthielt so viele Rollen, daß die Schüler nicht zureichten, und Bürger zur Hülfe genommen werden mußten. Die Engel und die Teufel wurden forn hin auf's Theater gestellt. Die Hölle brannte in der ferne; das Paradies glänzte von weitem. Gott, der Vater solte mit himmlischer Glorie umstrahlt vom Himmel herabsteigen, um die auferstandnen Menschen vor seinen Richterstuhl zu fodern. Allein der Maschinenmeister war ein Stümper; die Herabfahrt Gottes des Vaters ver=

unglük-

unglükte, einige Bretter stürzten ein, und fielen in die Hölle. Nun fing der höllische Schwefelpfuhl an, heftiger zu brennen. Alles gerieth in das äusserste Schrekken; Gott, der Vater aber in das allergrößte. Er schwebte schief in der Luft, und stand in Gefahr, entweder den Hals zu brechen, oder von den Höllenflammen verzehrt zu werden. In dieser Herzensangst befahl er seinen dienstbaren Geistern, den Engeln, ihm zu helfen. Die lieben Engelchen aber rannten davon, und waren auf ihre eigne Rettung bedacht. Nun nahm er seine Zuflucht zu den Teufeln, und bat sie um Gottes willen, ihm beizustehen. Allein auch diese hatten Herzen und Ohren verschloßen; sie eilten von dem gefährlichen Orte weg. Endlich flehte der unglükliche Gott, der Vater seine lieben Kinder, die lachenden Zuschauer um Gnade und Erbarmen. Diese waren mitleidiger, als Engel und Teufel; sie befreiten ihn aus seiner Noth, und er, der als ein stolzer, junger Laffe die erste Rolle an sich gerißen hatte, versprach, daß er niemals mehr Gott, der Vater sein wolle.

Solche Unordnungen, solche Zerrüttungen fanden die Kommißarien überall; vieles änderten sie; vieles blieb, wie es war; manches schlich sich nachher wieder ein. Es wurden daher von Zeit zu Zeit neue Visitationen angestellt. Unter andern geschahe dies 1558. Hierzu ließ der Kurfürst eine besondre Verordnung ergehen, worauf die Kommißarien vorzüglich Acht haben solten. Die Bi-

bliothek

bliothek eines Predigers solte wenigstens aus folgenden Büchern bestehen: aus einer deutschen und lateinischen Bibel, aus Doktor Luther's Hauspostille und Katechismus, dem Großen so wol als Kleinem und aus der Brandenburgischen Kirchenordnung. Hier wird eine Quelle großer Unordnung aufgedekt, die in unsern Tagen noch nicht versiegt ist. Geizige Edelleute, niedrigdenkende Patronen, pflegen, so beklagt sich der Kurfürst, nur solche Kandidaten zu Pfarrern anzunehmen, die ihnen Stükke von Kirchhöfen, Wiesen, Pachtungen oder Diensten abtreten. Gelehrte und redliche Männer verwürfen solche ehrlose Anträge; also würden ungeschikte und ungelehrte Esel (dies sind die eignen Worte der Urkunde) in's Predigtamt berufen; wo man aber dergleichen antrâfe, solte man sie sogleich absezzen. Alle geistlichen Güter, die Adliche oder andre Geizhälse unchristlich an sich gebracht; alle Stükke, die sie von Jesu Rokke abgeschnitten hätten, solten an die Kirchen zurükgegeben werden. Diese Ungerechtigkeit würde ihnen ohnedem nichts helfen. Der geistliche Pfennig würde den weltlichen mit auffreßen, und jeder Kirchenräuber mit seinem Gute und Geschlechte zu Trümmern gehen. Wie die Lebensart mancher Geistlichen gewesen sei, zeigt das Verbot, welches Joachim II. in der nämlichen Verordnung ergehen läßt, daß kein Pfarrer in den Krug zu Biere gehen, keine Narrenstreiche und Leichtfertigkeiten vornehmen, keinen Bart und kurze unzüchtige Kleider tragen; sondern fein daheim bleiben, und studiren, lange ehrbare Rökke

anzie-

anziehen, und der Gemeine mit einem guten Exempel vorgehen solle. Ferner wird den Geistlichen angedeutet, Niemanden öffentlich anzugreifen, auf keinen zu sticheln, in ihren Vorträgen nie Haß und Leidenschaft sprechen zu laßen, nie jemanden durch Schilderungen so kenntlich zu machen, daß ein jeder merken könne, auf wen es gemünzt sei. Alles weise, zwekmäßige Gesezze, die mancher blinde Eiferer in unsern Tagen sich empfohlen laßen sein möchte. Folgender Befehl mag vielleicht damals in der Denkungsart des Zeitalters einigen Grund gehabt haben; vor dem Richterstuhle der Weisheit hat er keinen: die Pfarrer solten alle böse, sträfliche Laster, alle Unzucht und Hurerei im Konsistorio, oder bei dem Landesherrn anzeigen; nichts von der Art dulden oder verschweigen. Die Beobachtung der Kirchenzeremonien schärfte Joachim von neuem ein: die vornehmsten Heiligenfeste solten noch gefeiert werden. Fiele ein solches Fest auf einen Wochenmarktag, so solten die Bauern zuvor in die Kirche gehen, Gottes Wort anhören, und nicht eher als auf den Mittag in die Stadt zu Markte fahren.

Dies waren die vornehmsten Veränderungen in Religionssachen, die im Innern des Landes vorgingen. Nun auch einen Blik auf Joachim's Betragen in auswärtiger Staatspolitik. Seine Hauptneigung war: Prachtliebe, Güte, Sanftheit; sein größter Wunsch: Ruhe und Friede; sein erstes Bestreben: gütliche Beilegung der Irrungen.

gen. Lobenswürdige Gesinnungen an und vor sich. Aber vielleicht giebt's auch Fälle, wo die entgegengesezten Eigenschaften noch rühmlicher, für Zeit und Nachkommen wohlthätiger sind, als Nachgeben und Stillesizzen. Der Krieg führt oft zum dauerhaften Frieden; die Gewalt erzeugt oft lange Ruhe. Diese Anmerkungen werden durch folgende Geschichtserläuterung gerechtfertiget werden. Der weitaussehende Entwurf des damaligen Kaisers Karl's V. war der, wo nicht eine Art von Universalmonarchie zu errichten, doch die deutsche Freiheit umzustürzen, und sich zum unumschränkten Herrn aller Fürsten und Länder Deutschlandes zu machen. Hierzu sezte er alle Triebfedern in Bewegung, wandte er jedes gerechte und ungerechte Mittel an, schlug er jeden graden und krummen Weg ein. Die protestantische Religion stand ihm im Wege; sie, die auf Freiheit des Geistes drang, auf Ausrottung des Sklavensinnes, auf Unterdrükkung des Despotismus hinführte; sie, die über die Rechte der Fürsten und Unterthanen, über ihre gegenseitigen Pflichten und Verhältniße hellere Gedanken zu verbreiten anfing. Die Lutherische Parthei ward mit jedem Tage ausgebreiteter, mächtiger, furchtbarer. Vier Kurfürsten, die von Sachsen, von Brandenburg, von der Pfalz, von Köln standen an ihrer Spizze; das Uebergewicht im Kurfürstenkollegio, deßen Glieder damals bekanntlich nur aus sieben Fürsten bestanden, war auf ihrer Seite. Die ältesten herzoglichen und fürstlichen Häuser gehörten zu ihr. Der Landgraf

von

von Hessen, die jüngere Sächsische Linie, das Braunschweigsche Haus mit Ausnahme des Herzogs Heinrich's, die Wirtembergischen, die Fränkisch-markgräflichen, die Anhaltischen und mehrere andre Häuser, und viele der angesehensten Reichsstädte bekannten sich zu ihr. Alle diese Mächte solten unterdrükt, um Gewißensfreiheit, und bürgerliches Ansehen gebracht, solten zu Sklaven des Kaisers und zu Knechten des Pabstes herabgewürdigt werden. Karl sahe bald die Schwierigkeiten, die sich seinem Unternehmen entgegenstellten, und die Hinderniße, die er zu bekämpfen hätte. Aber er besaß grade die Hartnäkkigkeit, die List, das kalte Phlegma, den Stolz, die Standhaftigkeit, die Heuchelei, welche zu Ausführung eines solchen Plans erforderlich waren. Seine wahre Absicht zu verbergen, die Protestanten gegen einander selbst aufzubringen, und einen nach und durch den andern zu unterjochen, dahin ging sein Bestreben. Deswegen suchte er den Schmalkaldischen Bund zu trennen, oder, da das nicht möglich war, diejenigen Fürsten, welche noch nicht in denselben aufgenommen waren, davon zurükzuhalten. Und dies lezte gelang. Denn er gab mehr als einmal die heiligsten Versicherungen, daß er die Religionsfreiheit nicht durch Gewalt einschränken, sondern daß er bloß durch friedliche Mittel eine Vereinigung unter den streitenden Partheien stiften wolle. Ein allgemeines freies Koncilium solte sich hiermit beschäftigen. Viele Protestanten waren leichtgläubig genung, diesen Vorspiegelungen zu

trauen.

trauen. Selbst der Kurfürst Joachim II. ließ sich von schönen Versprechungen täuschen. Die Aeußerungen des Kaisers stimmten ganz mit seinem eignen Karakter überein; nur, daß sie bei jenem Verstellung, bei ihm selbst aber Aufrichtigkeit waren. Joachim trat nicht in den Schmalkaldischen Bund; und nichts war ihm mehr zuwider, als daß sein Bruder, Johann von Küstrin ein Glied deßelben geworden war. Er ließ kein Mittel unversucht, ihn wieder davon abzuziehen. Im Jahre 1545. erreichte er endlich seinen Zwek. Denn da sagte sich Johann von jener Verbindung vorzüglich wohl darum loß, weil sein Schwiegervater, der Herzog Heinrich, der Jüngere von Braunschweig, ein heftiger Feind der Lutheraner von den Schmalkaldischen Bundesgenoßen, die er zuerst beleidigte, aus seinen Ländern vertrieben und gefangen worden war. Ja Johann ging noch weiter. Er schloß nun sogar mit dem Kaiser einen Bund, und versprach ihm Hülfe zur Unterjochung der Schmalkaldischen Bundesgenoßen, und zur Befreiung seines Schwiegervaters. Er glaubte vollkommen gewißenhaft zu handeln, weil ihn der Kaiser versicherte, daß die Lutherische Religion nichts zu befürchten habe. Die Kurfürsten von der Pfalz, und von Köln, und der Herzog Moriz von Sachsen blieben ebenfalls von dem protestantischen Bunde zurük. Die Häupter deßelben waren der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, und der Landgraf Philipp von Heßen. Karl V. machte indeßen immer mehr Anstalten, zu Eröfnung

eines

eines blutigen Religionskrieges. Er warb in der Stille Truppen, und schloß mit dem Pabste einen heimlichen Traktat, worin der leztre außer großen Geldsummen 12000 Mann Fußvolk und 500 Reuter als Hülfstruppen, der Erstre aber die Ausrottung der Kezzerei versprach. Obgleich diese geheimen Unterhandlungen bald öffentlich bekannt wurden, so behauptete Karl doch immer noch, daß er die Religionsfreiheit nicht im geringsten kränken, sondern bloß das kaiserliche Ansehen aufrecht erhalten, und die Verwegenheit derer züchtigen wolle, welche Eingriffe in daßelbe gethan hätten. Er versicherte, daß er die Waffen nicht wegen eines Religionsstreites, sondern nur zur Abmachung weltlicher Händel ergriffe; daß er diejenigen nicht unterdrükken wolle, welche als getreue und ruhige Unterthanen lebten, sondern, daß er nur den Hochmuth derer demüthigen würde, welche die Hochachtung gegen ihn als das deutsche Oberhaupt aus den Augen gesezt hätten. Im April des Jahres 1546. hielt er einen Reichstag zu Regensburg, wo er die nämliche Sprache führte, eben die Versicherungen that. Noch trauten viele Protestanten seinen gleisnerischen Reden; nur die Schmalkaldischen Bundesgenoßen nicht. Diese merkten, daß ihnen ein augenscheinliches Unglük bereitet würde; sie suchten daher dem Schlage zuvorzukommen. Sie rüsteten sich, und dies mit solchem Nachdruk, daß sie schon im Monate Julius das stärkste Kriegsheer auf den Beinen hatten, welches in diesem Jahrhunderte in Europa angewor-

worben worden war. Siebenzigtausend Mann zu Fuß, 15000 Reuter, ein Zug von 128 Kanonen, 800 Ammunitionswägen, 8000 Lastthiere, und 6000 Schanzgräber machten eine Armee aus, vor der bei der ersten Erscheinung der Kaiser zitterte, und das Reich bebte. Karl war in Regenspurg eingeschloßen; auf 3000 Spaniern und 5000 Deutschen beruhte seine Schuzwehr. Die Völker, welche er bisher in den Niederlanden hatte anwerben laßen, waren noch nicht einmal in Bewegung, die päbstlichen Hülfstruppen zwar im Anmarsch, aber noch entfernt. Die Bedächtlichkeit und das Zögern des Kurfürsten von Sachsen rettete ihn. Man war unentschloßen, man zögerte, man gab sich mit unnüzzen Förmlichkeiten ab; statt muthig loszuschlagen. Karl, der sich von seinem ersten Schrekken zu erholen Zeit hatte, nahm bald wieder einen trozzigen Ton an, sprach eigenmächtig den lezten und schreklichsten Spruch, die Reichsacht über die Verbündeten aus, rettete sich nach Ingolstadt, erhielt nach und nach Verstärkungen, und brachte in kurzem 36000 Mann zusammen. Indeßen blieb er noch immer zu schwach, um seinen Gegnern die Spizze bieten zu können. Er ging daher blos vertheidigungsweise, und vermied sorgfältig eine Schlacht. Seine Absicht ging dahin, die Verbündeten so lange zu ermüden, bis sie von der Jahreszeit genöthigt würden, auseinander zu gehen. Die Schmalkaldischen Bundesgenoßen ließen die besten Gelegenheiten, dem Kaiser zu schaden, ungenüzt vorüber gehen; der Sommer

mer verstrich eben so wie der folgende Herbst, ohne daß man der Auflösung des Streites näher gekommen wäre. Beide Partheien blieben mit gleicher Unthätigkeit und Hartnäkkigkeit im Felde, und eine jede wartete mit Ungeduld auf den Augenblik, wo die andre auseinander gehn würde. Aber er kam nicht, dieser gewünschte Augenblik; und es schien zweifelhaft, wer eher würde weichen müßen. Ehrgeiz und Verrätherei bereitete endlich den Verbundenen das Verderben, welches sonst unstreitig die Kaiserlichen überfallen hätte. Der Herzog Moriz von der jüngern Linie des Sächsischen Fürstenhauses, Besizzer des Meisnerlandes, war längst mit seinem kleinen Gebiete unzufrieden; sein unbändiger Ehrgeiz entwarf den Plan, die Länder seines Vettern, des Kurfürsten an sich zu ziehen. Alle Anstalten waren vorbereitet; der Kaiser wußte um sein Vorhaben und begünstigte es aus Eigennuz. Beide schloßen einen geheimen Vertrag. Der arglose, edelmüthige Kurfürst merkte nichts; fürchtete so wenig, daß er Morizzen so gar den Schuz über sein Kurfürstenthum während seiner Abwesenheit im Kriegszuge anvertraute. Moriz, selbst ein Lutheraner, des Kurfürsten Bluts- und Herzensfreund, des Landgrafen von Heßen Schwiegersohn, ward nun plözlich ein dreifacher Verräther; Verräther an seiner Religion; Verräther an seinem Vetter und Wohlthäter; Verräther an seinem Schwiegervater. Er fiel als Feind gegen Ende des Jahrs in die kurfürstlich Sächsischen Länder ein, die er als Freund

be-

beschüzzen solte, Dieser unvermuthete Angrif nöthigte den Kurfürsten von Sachsen zum Rükzuge, um sein Kurfürstenthum zu retten. Die ganze Macht der Bundesgenoßen trennte sich jezt, und zerstreute sich wie durch einen Zauberschlag. Dies war der Augenblik des Sieges für den Kaiser; jezt unterwarf er sich die freien Reichsstädte des Bundes, so wie das Herzogthum Wirtemberg, und ließ sie seine schwere Hand fühlen. Der Kurfürst von der Pfalz, der die versprochne Neutralität nicht völlig gehalten hatte, mußte eine schimpfliche Abbitte thun. Der Kurfürst von Köln, mit dem päbstlichen Bannfluche belegt, und vom Kaiser bedrängt, legte seine hohe Würde freiwillig nieder. Mit seiner Abdankung verschwand jede Spur der Reformation in diesem Erzstifte; der katholische Sauerteig ging wieder auf.

Mit Riesenschritten eilte indeßen der Kurfürst von Sachsen in sein Vaterland zurük, und mit Mannskraft eroberte er sein Eigenthum wieder. Er ging noch weiter; er entriß dem treulosen Moriz sein Erbland, Meissen, Leipzig und Dresden ausgenommen. Moriz schikte Eilboten über Eilboten an den Kaiser, durch die er ihn um schleunige Hülfe ersuchen ließ. Verschiedne andre Vorfälle banden Karl'n vor jezt die Hand. Moriz wäre völlig verloren gewesen, wäre sicher in Gefangenschaft gerathen, wenn der Kurfürst mit gleicher Thätigkeit die Eroberungen vollendet hätte, als er sie anfing. Aber seine ihm angeborne

borne Unentschloßenheit ließ sich durch langweilige Unterhandlungen aufhalten und hintergehen. Endlich sahe sich der Kaiser im Stande, Morizzen beizustehen. Mit 16000 Mann drang er den dreizehnten April 1547. in Sachsen ein. Der Kurfürst, stets kleinmüthig, zweifelhaft, unbeständig in seinen Berathschlagungen häufte Fehler auf Fehler. Er vereinzelte sein ansehnliches Heer, ließ schlechte, unhaltbare Oerter besezzen, statt seine Macht zusammen zu halten. Er handelte nach keinem festen Plane. Bald wolte er dem Feinde entgegen gehen, bald das Ufer der Elbe behaupten, bald sich bis unter die Kanonen von Wittenberg zurükziehen, bald angrifs=, bald vertheidigungsweise verfahren. Und am Ende that er nichts von allem. Er hatte bisher in Meissen gestanden; nun brach er die Brükke ab, zog sich an dem östlichen Ufer der Elbe nach Mühlberg und berathschlagte hier von neuem. Er ließ ein schwaches Corps zu Mühlberg, rükte weiter herunter, und lagerte sich einige Meilen von der benannten Stadt mit der Hauptmacht.

Der 24. April war der unglükliche Tag, an welchem der Kurfürst Johann Friedrich Freiheit und Würde, Land und Scepter verlohr. Angeführt von einem ehrlosen Bauer sezte der Kaiser an einem seichten Orte mit der Reuterei über die Elbe, während deßen, daß das Fußvolk eine Schifsbrükke schlug. Der Kurfürst wolte jezt, aber zu spät bis Wittenberg fliehen; schon erreichten ihn die Feinde; er mußte eine Schlacht liefern.

So groß seine Unentschloßenheit im Ueberlegen war, so groß war dennoch sein Muth im Handeln, seine Tapferkeit im Fechten. Er stritt als Held; aber vergebens; die Uebermacht war zu groß; sein Heer ward aufgerieben, und er selbst ein Gefangner. Mit der Unempfindlichkeit eines Despoten, und mit dem Hohne eines Tirannen behandelte Karl den unglüklichen Fürsten, der in jedem Betracht mehr Werth, als er, hatte. Noch hielt sich die Hauptstadt Wittenberg; entschloßen und mit mehr als weiblicher Kühnheit vertheidigte die Kurfürstin diesen Plaz. Karl, der sich nicht getraute, ein Weib zu überwinden, versuchte, es zu überlisten; durch niedrige, schändliche Mittel zu überlisten. Er sezte aus spanischeu und italienischen Officiren ein Kriegsgericht nieder, welches über einen der ersten und größten Reichsfürsten urtheilen solte. Der Kurfürst wurde zum Tode verdammt. Karl's Absicht war nicht, das Urtheil vollziehen zu laßen, sondern bloß die Kurfürstin zu schrekken, und zur Uebergabe der Hauptstadt zu bewegen. Ganz Deutschland erstaunte über diese Härte, über diese Unmenschlichkeit des Kaisers. Der Kurfürst Joachim II, bisher ein gleichgültiger Zuschauer, erschrak über die Gewaltthätigkeit, die einem so ehrwürdigen Reichsgliede widerfuhr; er eilte zum Kaiser; er flehte, er bat, er that Vorstellungen. Karl spielte den Grosmüthigen. Er versprach, dem Kurfürsten das Leben zu laßen, wenn er folgende Bedingungen unterschriebe: Johann Friedrich solte für sich und seine Nach-

kommen der Kurwürde entsagen, und den Kaiser damit nach Gefallen schalten laßen; Wittenberg müßte sogleich übergeben werden; der Kurfürst solte sich allen Ansprüchen des Kammergerichtes, eines ganz katholischen Gerichts, unterwerfen, und so lange in der Gefangenschaft bleiben, als es dem Kaiser belieben würde. Aus Zärtlichkeit, gegen seine Gemalin that Johann Friedrich, was der despotische Karl verlangte. Aber standhaft verwarf er den Punkt, daß er die Entscheidungen des Pabstes in Religionssachen annehmen solte. Freiheit und Ehre gab er hin; aber Gewißen und Religion verläugnete er nie. Der Herzog Moriz erhielt zum Lohne für seine Verrätherei die Kurwürde und die Kurländer. Die übrigen Fürsten, welche Karl'n beigestanden hatten, bekamen gnädige Blikke mit Kälte und Uebermuthe begleitet zum Danke. Mit Widerwillen lieset man, daß der Brandenburgische Kurprinz Johann George mit unter den Streitern war, die einen Lutherischen Fürsten niederdrükten. Der Kaiser schlug ihn für diesen Dienst zum Ritter. Auch Johann von Küstrin hatte das Seinige dazu beigetragen. Gleich im Anfange des Krieges führte er 700 Reuter zum kaiserlichen Heere, und ließ in seine Fahnen den Spruch sezzen: gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist.

Noch stand der Landgraf Philipp von Hessen unter den Waffen, ein Feind, der nicht zu verachten war. Aber betäubt von Johann

Frie-

Friedrich's Schiksale, wünschte er, auf billige Bedingungen sich mit dem Kaiser vergleichen zu können. Sein Schwiegersohn, der neue Kurfürst Moriz, und der Kurfürst Joachim suchten diese friedfertigen Gesinnungen in ihm zu erhalten. Sie warfen sich zu Vermitlern zwischen ihm und dem Kaiser auf; sie machten Philippen die unausstehlich harten Foderungen Karl's bekannt; sie milderten sie aber durch die Versicherung, daß er, der Landgraf für seine persönliche Sicherheit nichts zu befürchten haben würde. Er solte dem Kaiser eine knieende Abbitte thun, die verlangten Bedingungen erfüllen; und alsdann könnte er ruhig in seine Länder zurükkehren. Moriz und Joachim glaubten ihrer Sache so gewiß zu sein, daß sie Philippen ein schriftliches Versprechen überschikten, worin sie sich verbindlich machten, freiwillig in die Gefangenschaft seiner Söhne zu gehen, wenn er vom Kaiser gefangen gehalten werden solte, und sich eben so von seinen Kindern behandeln zu laßen, als er von Karl'n behandelt werden würde. Voll Vertrauen auf diese Schuzwehr erschien Philipp im kaiserlichen Hoflager zu Halle, und that jene schimpfliche Abbitte. Nachher zog ihn Karl's General, der Herzog von Alva, dieser Schlächter der Menschheit, dieses Ungeheuer der Erde, deßen Name stets mit Abscheu genennt werden wird, zur Tafel, Mit Erstaunen erfuhren nun die beiden Vermitler Moriz und Joachim, daß sie schändlich betrogen wären. Der Herzog von Alva meldete ihnen, daß Philipp sein Gefangner bleiben müßte.

Ver-

Verwunderung und Aergerniß, Grimm und Rachsucht wechselten in den Gemüthern der Kurfürsten; Joachim von Brandenburg insonderheit ward über das niederträchtige Verfahren des Kaisers und des Herzogs von Alva so entrüstet, daß er den Degen zog, und leztern den Kopf spalten wolte. Es wäre wirklich geschehen, wenn ihn nicht sein Hofmarschall, Adam von Trotte daran verhindert hätte. Bitten und Klagen, Vorstellungen und Vorwürfe, Gründe und Drohungen — alles war umsonst. Alva's gefühllose Seele hörte alles gleichgültig an, und that, was ihm befohlen war. Der Kaiser gab eben so wenig den Empfindungen der Billigkeit, der Ehre, der Menschlichkeit Gehör; mit eiserner Stirne wieß er die Vermittler ab; denn jezt bedurfte er ihrer Dienste nicht weiter; er verstopfte sein Ohr, und verhärtete sein Herz. Dies waren die Früchte, welche der Kurfürst Joachim für seine Nachgiebigkeit erntete. Zween der ersten und edelsten Fürsten Deutschlandes schmachteten in Ketten; ausländische Offiziere spielten mit dem Leben von Regenten; die deutsche Freiheit wurde mit Füßen getreten; die protestantische Religion gerieth in die Gefahr, ausgerottet zu werden. Wer kann sich hiebei des Gedankens erwehren, wer hier den Wunsch zurükhalten, daß die protestantischen Fürsten ihr wahres Intereße beßer beherzigt haben möchten! Mit einer Stimme rühmen alle wahre Patrioten Friedrich's, des Einzigen leztes grosses Werk, die Errichtung des Fürstenbundes, als die Krone, die er allen seinen Thaten aufgesezt habe!

habe! Und warum urtheilt man von einer Periode, wo Deutschland's Freiheit in größerer Gefahr stand, anders? Friedrich II. handelte weise, daß er den Ausbrüchen kaiserlicher Vergrößerungssucht einen Damm entgegensezte; und Joachim II. handelte weise, sagt man, weil er den Damm gegen Gewaltthätigkeiten niederreißen half. Ist das Harmonie im Urtheilen? Wie? wenn Joachim dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten wäre, wenn er seinen Bruder Johann, statt davon abzureden, lieber fester darin bestärkt, wenn er die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, wenn er die übrigen neutralen Protestanten mit in das Bündniß zu ziehen gesucht hätte: würde da Karl nur auf den Gedanken gekommen sein, sich einer so furchtbaren Macht zu widersezzen? welche Vormauer wäre ein solches Fürstenverein gegen alle weltliche und geistliche Angriffe auf immer geworden! wie leicht hätte dieser Bund dem Gleichgewichte Deutschlandes eine solche Festigkeit gegeben, daß nie ein dreißigjähriger Krieg seine Städte verheert, seine Fluren zertreten, seine Bewohner gemordet hätte!

Bald überzeugte der Kaiser die Protestanten, daß er eben so wohl mit Ausrottung ihrer Religion, als mit Umstürzung ihrer Freiheit umgänge. Er hielt noch in dem Jahre 1547. einen Reichstag zu Augsburg, wo er nun ohne Schonung, ohne Verstellung mit seinen Planen herausrükte. Um indeßen den Schein von Gewaltthätigkeiten zu meiden, so ließ er ein verfängliches Gewebe von Lehren

ren verfertigen, welches zur Richtschnur aller Religionspartheien dienen solte. Er gebrauchte hierzu zween katholische und einen Lutherischen Theologen. Die beiden ersten waren Julius Pflug, Bischof von Naumburg, und Michael Helding, Bischof zu Merseburg, beide als friedliebende Geistliche bekannt. Der dritte war Johann Agricola, aus Eisleben gebürtig, des Kurfürsten Joachim's Hofprediger, und Brandenburgischer Generalsuperintendent; ein Mann, der wegen seiner Gelehrsamkeit, aber noch mehr wegen seines Ehrgeizzes, wegen seiner Streitsucht, wegen seines unruhigen Geistes und wegen seines Trunkes berühmt oder berüchtiget war: Luther nannte ihn öfters: den Eislebischen Bierbruder. Agricola fiel in den Verdacht, bestochen zu sein, um seine Parthei zu verrathen, und irre zu führen. Diese drei Theologen sezten eine Schrift auf, welche die mehrsten Lehren des Pabstthums, aber in sanften, oder zweideutigen, oder biblisch klingenden Ausdrükken enthielt. Alle von den Protestanten als Narrentheidinge, und als Menschensazzungen verworfne Gebräuche wurden hier als gütliche Vorschriften vorgestellt. Nur zween Punkte wurden gemildert: den verheiratheten Geistlichen, die sich nicht scheiden laßen wolten, solte ihr Amt gelaßen werden; und diejenigen Länder, wo bisher der Gebrauch des Kelchs im Abendmale üblich gewesen wäre, könnten bei ihrer Gewohnheit bleiben. Jedoch diese beiden Punkte solten bloß eine Zeitlang, und nur des Friedens wegen aus Gefälligkeit gegen die Vor-

urtheile

urtheile und Blindheit ihrer Landesleute geduldet werden. Diese Sammlung von Lehrvorschriften erhielt den Namen: Interim, das heißt: unterdessen; weil sie nur eine Zeitlang bis zur Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung gelten solte. Der Kaiser legte das Interim den versammleten Reichsfürsten vor, und verlangte eine allgemeine Annahme deßelben. Als es verlesen war, stand der Kurfürst von Mainz auf, dankte dem Kaiser für seine gottseligen Bemühungen, und versicherte ihn, daß alle Fürsten des Reichs ein so vortrefliches Glaubenssystem billigten, und in ihren Ländern einführen würden. Die Versammlung erstaunte über eine Erklärung, zu der sie dem Kurfürsten von Mainz keinen Auftrag gegeben hatten, und die sie zu thun nicht Willens waren. Indeßen hatte keiner das Herz, öffentlich Widerspruch zu thun. Furcht oder Schwäche oder übertriebne Gefälligkeit lähmte ihnen die Zunge. Der Kaiser sahe die Antwort des Kurfüesten von Mainz, und das Stillschweigen der übrigen Reichsglieder für vollkommne Einwilligung an, und befahl nun, daß das Interim in allen Provinzen Deutschlandes angenommen werden solte.

Das Interim fand bei allen Religionspartheien gleichen Widerspruch: die Katholiken verwünschten es, als ein Buch, welches einige ihrer Lehren verwürfe, andre verdrehe, alle verunstalte; die Protestanten verabscheuten es, als eine Schrift, welches alle Greuel des Pabst-

thums,

thums, alle Irthümer des Katholicismus billige und einschärfe. Beide Partheien feindeten es an; beide bestritten es; aber dennoch zitterten sie vor dem Willen des Kaisers. Nur der Markgraf Johann von Küstrin machte eine Ausnahme. Er, der keine Furcht kannte, wenn er auf dem rechten Wege zu wandeln glaubte, erklärte gerade zu, daß er das Interim niemals annehmen würde, weil es gegen sein Gewißen wäre; ja er scheute sich nicht, dem Kaiser wegen seines hinterlistigen Betragens Vorwürfe zu machen. Der Kurfürst Joachim, von Natur unentschloßner und furchtsamer, wolte den Kaiser nicht gern unwillig machen; er versprach, das Interim seinen Ständen vorzulegen, und ihre Meinung zu vernehmen. Er that es. Allein die Unterthanen zeigten mehr Muth, als ihr Fürst; sie verwarfen diesen Mischmasch von papistischen Lehren, und baten ihren Herrn, sie damit zu verschonen. Mehrere Prediger erhoben ihre gewaltigen Stimmen, und predigten öffentlich gegen das Interim, und gegen ihren Verfaßer, den Generalsuperintendenten Agricola. Leuthinger, Pfarrer zu Landsberg und Vater des berühmten Brandenburgischen Geschichtschreibers gleichen Namens ertheilte auf Agricola's Zumuthung, das Interim anzunehmen, folgende Antwort: "Agricola ist mir lieb, der Kurfürst noch lieber, aber Gott der allerliebste: ihm gehorche ich mehr, als allen Menschen." Zugleich warf er vor Agricola's Augen die verhaßte Scharteke in's Feuer. Der Kurfürst, der diesen Geist seiner Unterthanen

nicht

nicht zu unterdrükken vermochte, und doch dem Kaiser gern gefällig sein wolte, glaubte endlich einen Weg gefunden zu haben, alle zufrieden zu stellen. Er befahl, daß die Hauptlehren Luther's vorgetragen, in Mitteldingen aber, das heißt: in solchen, die zur Seligkeit nicht nothwendig sind, die kaiserlichen Befehle befolgt werden solten. Die Stände hörten das mit an, machten es bekannt: aber jeder that, was er wolte; und Niemand achtete weiter drauf. Um Joachim's vorsichtiges Betragen zu rechtfertigen, muß man nicht vergeßen, daß der Landgraf Philipp von Heßen noch des Kaisers Gefangner war, daß Joachim II. für seine Freiheit gut gesagt, und versprochen hatte, sich selbst seinen Söhnen als Gefangner zu überliefern, wenn Karl Härte gebrauchte, und daß er noch immer hofte, leztern durch Güte zur Befreiung des Landgrafens zu bewegen. Darum gab Joachim nach; darum suchte er stets des Kaisers Gunst zu erhalten. Denn wer konnte es ihm verdenken, daß er keine Lust hatte, zu den Heßischen Prinzen in Gefangenschaft zu gehen, und sich von ihnen so hart, so strenge behandeln zu laßen, als Philipp vom Kaiser behandelt wurde?

Der Kurfürst Joachim II. versäumte keine Gelegenheit, wo er dem Kaiser seine Ergebenheit zeigen konnte, um die Befreiung des gefangnen Philipps zu bewirken. Dies zeigte er denn auch bei den Magdeburgischen Unruhen. Die Stadt Magdeburg war eine der treusten An-

hängerinnen des Schmalkaldischen Bundes, hatte den unglüklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen mit Mannschaft, mit Gelde, mit Lebensmitteln unterstüzt, wolte ihren Erzbischof, einen blinden Katholiken nicht für ihren Herrn anerkennen, und sich den despotischen Befehlen des Kaisers auch nach Unterdrükkung des Schmalkaldischen Bundes nicht unterwerfen. Alles schwere Verbrechen in Karl's Augen. Der Kurfürst Joachim ermahnte sie zum Gehorsam; aber vergebens: der Kaiser sezte ihnen eine Frist zur Unterwerfung; aber umsonst. Nun sprach Karl über diese offenen, muthwilligen, beharrlichen, verstokten und ungehorsame Rebellen, wie er sich ausdrükte, eigenmächtig die Reichsacht aus, und um sie recht empfindlich zu kränken, suchte er ihren Handel zu hemmen: er beraubte sie aller ihrer Freiheiten, insbesondre der Niederlagen der Waaren zu Waßer und zu Lande, aller Jahr- und Wochenmärkte, und aller davon abhängenden Zölle und Einkünfte. Alle diese Gerechtsame schenkte er dagegen unter dem 20. Juli 1547. dem Kurfürsten Joachim für die erspriesslichen Dienste, die er ihm bisher in viel Weg williglich gethan habe, noch täglich thue, und künftiglich zu thun erbötig wäre. Joachim solle die Freiheit haben, das Stapelrecht und die Jahrmärkte nach Tangermünde oder an einen andern Ort zu verlegen. Wer sich unterstehen würde, hierwider etwas einzuwenden, oder den Kurfürsten hierin zu beunruhigen, der solte eine schwere Strafe von hundert Mark löthigen Goldes halb dem Kai-

ser und halb dem Kurfürsten bezahlen. Joachim nahm dieses Geschenk mit Dank an, und verlegte die erlangten Märkte und Niederlaßungen der Waaren theils nach Stendal, theils nach Neubrandenburg. Die Magdeburger kehrten sich aber so wenig an die Acht, als an die Beraubung ihrer Handelsvortheile. Sie behaupteten standhaft ihre bürgerlichen und geistlichen Freiheiten, und widersezten sich mit äußerster Entschloßenheit dem bald nachher erschienenen Interim. Sie machten Schriften über Schriften, eine immer bittrer, als die andre wider jenes hinterlistige Kirchensystem bekannt; und sezten sich in den besten Vertheidigungsstand. So viel Troz entrüstete den Kaiser auf's heftigste. Er forderte daher im Jahre 1550. die Reichsfürsten und namentlich den Kurfürsten Joachim auf, durch Heereskraft die Widerspänstigkelt der Magdeburger zu züchtigen. Viele Edle unter den Deutschen freuten sich über die Standhaftigkeit einer Stadt, die es allein wagte, den ungerechten Machtsprüchen Karl's die Spizze zu bieten; aber Furcht hielt sie zurük, ihre Gesinnungen zu entdekken. Es wurde ein Feldzug mehrerer Reichsfürsten gegen eine einzelne Stadt beschloßen, und noch in dem genannten Jahre unternommen. Der Kurfürst Moriz von Sachsen erhielt den Oberbefehl. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg schikte ein ansehnliches Hülfskorps, zu deßen Anwerbung und Verpflegung ihm die Landstände 50000 Gulden bewilligten. Außer den oben angeführten Ursachen bewog ihn noch zu diesem Entschluße die Aussicht,

seinen

seinen zweeten Sohn Friedrich auf den Erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Noch hatte er einen besondern Privatgroll auf die Magdeburger geworfen. Einer seiner Hofjuden war von ihnen gefangen genommen, geplündert und gemishandelt worden. Und die Juden beleidigen, das hieß, ihn auf der empfindlichsten Seite kränken; denn sie waren seine Lieblinge. Ganz anders dachte und urtheilte der Markgraf Johann von Küstrin. Er stund ehemals dem Kaiser bei, weil lezterer ihn feierlich versichert hatte, die Religionsfreiheit nicht anzutasten. Johann sahe sich in seinen Erwartungen getäuscht, sahe täglich neue Eingriffe in die Gewissens- und Menschenrechte, sahe die immer mehr anwachsende Macht des Kaisers, und seine immer höhersteigende Neigung, Alleinherrscher zu werden, sah es und zitterte. Kühn faßte er den Gedanken, die Magdeburger aus allen Kräften zu unterstüzzen, und dem kaiserlichen Uebermuthe einen Damm entgegen zu sezzen. Schon hatte er alle Anstalten dazu gemacht. Denn sich entschließen, und Handeln war bei ihm eins. Der Kurfürst Joachim betrachtete seines Bruders Unternehmen mit dem größten Unwillen, und gab sich die äußerste Mühe, ihn davon abzuhalten. Er legte ihm Beruhigungsgründe vor, die ihn endlich wo nicht überzeugten, doch überredeten, und so blieb Johann blos Zuschauer des Streites. Die Reichstruppen rückten unterdeßen an; Moriz führte sie persönlich an; Joachim begab sich zwar nicht gleich anfangs, aber doch nachher ebenfalls in's Lager. Die Bela-

gerung

gerung wurde erőfnet, allein hőchst schläfrig fortgesezt. Moriz hatte ganz andre Absichten, als des Kaisers Macht zu vergrőßern; Joachim stimmte ihm bei; die Truppen, grőßtentheils protestantische Soldaten, murreten laut über die Gewalt, die man einer protestantischen Stadt zufügen wolte; einigemal waren sie im Begriffe, sich zu empőren. So verschlich Woche nach Woche, Monat nach Monat in Zőgern und Unthätigkeit; so verfloß ein Jahr, und Magdeburg blieb unerobert. Tapfer trieben die Bürger der belagerten Stadt jeden Angrif, denn einige mußten doch geschehen, zurük; und standhaft ertrugen sie jede Beschwerlichkeit des Krieges. Zulezt drohte ihnen der gefährlichste Feind, die Hungersnoth; sie boten daher die Hand zum friedlichen Vergleiche. Moriz und Joachim ließen sich bereitwillig finden; man kam darin überein, daß die Magdeburger den Kaiser um Vergebung bitten; nie mehr gegen Oesterreich zu fechten versprechen; dem Augspurgischen Reichstage in weltlichen Dingen gehorchen; 50,000 Thaler Strafe erlegen; die Gefangenen umsonst frei laßen, und noch einige andre Punkte erfüllen solten. Hierauf őfneten sie den Reichstruppen die Thore. Die Magdeburger kamen also durch ihre Herzhaftigkeit und durch ihre Widersezlichkeit in eine weit beßere Lage, als alle die Fürsten und Städte, welche sich aus Furcht und Nachgiebigkeit dem Kaiser sogleich unterworfen hatten. Denn der leztern Schiksal war viel härter und unerträglicher. Der Kurfürst Joachim hatte noch die Freude, und genoß

noß den Lohn für seine Arbeiten, daß sein Sohn Friedrich wirklich zum Erzbischof ernannt und angenommen wurde.

Joachim's große Sorge war und blieb die, den Kaiser zur Loslaßung des Landgrafen zu bewegen. Aber da er nur bitten, und sonst nichts versuchen wolte, so richtete er auch nichts aus. Karl's Sprache wurde stets trozziger, sein Uebermuth täglich unerträglicher, seine Gewaltthätigkeit immer grenzenloser. Endlich erschien Rettung für die gefangnen Fürsten, Rettung für die Gewißensfreiheit, Rettung für Deutschlands Verfaßung von einer Seite, von wo man es nicht vermuthet hatte. Eben der hinterlistige Moriz, der Religion und Vaterland bis an den Rand des Verderbens gebracht hatte, erhob sie durch seine gewohnten Künste wieder auf den Gipfel des Wohlstandes. Er sahe mit Schrekken, in welcher Gefahr bürgerliche und geistliche Freiheit schwebe, wie Karl V. mit eisernem Fuße alle Menschenrechte zu Boden träte; und beschloß, dem Uebel abzuhelfen. Er behielt die Truppen, die zum Magdeburgischen Feldzuge gebraucht worden waren, im Solde, warb neue an, schloß mit einigen Fürsten, vorzüglich mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich Bündniße; und alles dies betrieb er so heimlich, daß der Kaiser nicht das geringste erfuhr; ja er wiegte ihn durch Verstellung und Heuchelei, Künste, in denen er Meister war, in solche Sicherheit ein, daß er nichts besorgte, nichts fürchtete, auf seine Treue mehr als auf Felsen baute.

Karl hielt sich in Inspruk auf, und beschäftigte sich mit der Lenkung jener berühmten Kirchenversammlung, die zu Trident schon im Jahre 1546. eröfnet, bald unterbrochen, bald fortgesezt, und jezt wieder zusammenberufen worden war. Ehe aber Moriz seine wahren Absichten bekannt machte, versuchte er noch einige friedliche Mittel. Er schikte nebst dem Kurfürsten Joachim im December 1551. eine große Gesandtschaft nach Inspruk, die nochmals mit den stärksten Gründen die Befreiung des Landgrafen verlangen solte. Zu ihnen gesellten sich der Kurfürst von der Pfalz, die Herzoge von Meklenburg, von Wirtemberg, von Zweibrükken, die Markgrafen von Bareut und von Baaden. Alle diese Fürsten ließen durch ihre Gesandten die nähmliche Bitte wiederholen. Karl verachtete alle Vorstellungen; er hielt Deutschlands Fürsten für seine Unterthanen, und sprach mit ihnen als Despot. Er antwortete trokken, daß er Morizzen seine Gedanken hierüber mittheilen würde, sobald er seinem Versprechen nach ihn in Inspruk besuchte. Moriz kam; aber in ganz andrer Gestalt, als es der Kaiser nur für möglich gehalten hatte. In der Mitte des Märzmonates 1552. brach er mit 20000 Fusvölkern und 5000 Reutern auf, und rükte so schnell vor, daß er schon Städte eingenommen und Länder durchzogen hatte, ehe Karl noch wußte, daß Moriz sein Feind wäre. Moriz verband Tapferkeit mit List, Ränke mit Muth so geschikt, daß er den erstaunten Kaiser beinahe in seine Hände

de bekommen hätte. Spät eines Abends erfuhr Karl zu seinem größten Entsezzen, daß Moriz noch wenig Stunden von Inspruk entfernt sei. Mitten in der Dunkelheit der Nacht, unter den heftigsten Regengüßen, unter den empfindlichsten Podagraschmerzen reisete er bei Fakkelschein, auf fast unwegsamen Gegenden, über öde Felsen, über rauhe Alpen fort, und glaubte sich kaum zu Villach in Kärnten, welches er mühevoll erreichte, in einem unzugänglichen Winkel sicher. So ist dem Ueberwinder von Deutschland, so ist dem mächtigsten Fürsten seines Zeitalters, in deßen Staaten die Sonne nie unterging, für deßen Ehrbegierde sonst die Welt zu enge war, jezt ein Winkel noch zu groß. Des Kaisers Bruder Ferdinand begab sich hierauf nach Passau, wo sich auch Moriz den 26. Mai einfand, um Friede zu schließen. Jezt nahm der Kurfürst Joachim, bisher ein stiller Beobachter, Antheil an den Unruhen. Er schikte eine statliche Gesandtschaft zur Vermittelung nach Passau. Nach manchen harten Kämpfen kam endlich den 2. August jener unter dem Namen des Passauer Vertrages bekannte und ewig denkwürdige Vergleich zu Stande, wo die protestantische Lehre zuerst Sicherheit und Festigkeit erhielt. Die beiden gefangnen Fürsten, der ehemalige Kurfürst, und jezzige Herzog Johann Friedrich, und der Landgraf Philipp von Heßen, wurden befreit. In sechs Monaten solte ein Reichstag zu Beilegung aller Religionsbeschwerden und aller weltlichen Bedrükkungen gehalten; die Protestanten

bis dahin und ferner auf ewige Zeiten in ihrer Religionsübung ungekränkt gelaßen, und bei'm Reichskammergerichte eben so viele protestantische als katholische Beisizzer angestellt werden. Karl V, der nun in einem Augenblikke das ungeheure Gebäude von weltlicher und geistlicher Tirannei, an deßen Aufführung er so viele Jahre und mit so vieler Anstrengung gearbeitet hatte, zusammenstürzen sahe, bekümmerte sich nicht weiter um Deutschlands Angelegenheiten. Daher verzog sich die Eröfnung des versprochnen Reichstags bis auf's Jahr 1555. Da erst wurde in der Reichsversammlung zu Augspurg der endliche Religionsfriede geschloßen. Nach demselben wurde den Protestanten vergönnt, ihre Religion in ungestöhrter Ruhe zu bekennen; alle geistliche Güter, als Bisthümer, Abteien, Klöster und dergleichen, die sie an sich gezogen hatten, ferner zu behalten, und von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe frei zu sein. Jedem weltlichen Fürsten wurde erlaubt, eine Religion, welche er wolte, anzunehmen, und zur herrschenden zu machen; jedem Unterthan das Recht zugestanden, das Land, wo man seine Religion unterdrükte, ohne Hinderniß zu verlaßen. Bis hieher hatte man die Protestanten als ungehorsame Kinder der Mutterkirche, als strafbare Empörer angesehen; jezt erhielten sie das Recht, als geduldete Brüder, als rechtmäßige Besizzer ihrer erstritnen Vortheile betrachtet und behandelt zu werden. Die Reformazion würde von nun an mit Riesenschritten in Deutschland weiter gegangen sein, würde den

katho-

katholischen Sauerteig völlig ausgeworfen haben, wenn nicht eine unübersteigliche Grenzmauer zugleich in diesem Religionsfrieden aufgerichtet worden wäre; und diese heißt: der geistliche Vorbehalt. Vermöge deßelben verliert jeder geistliche Kurfürst, jeder Bischof, jeder Abt alle seine Länder, Würden, Güter, sobald er den katholischen Glauben verwirft; es wird sogleich zu einer neuen Wahl geschritten. Dieser geistliche Vorbehalt ist die große Stüzze, welche das Gebäude der Römischen Lehren in Deutschland standhaft erhält, und ferner erhalten wird; dieser der mächtige Damm, welcher alle weitere Ausbreitung der protestantischen Religion auf immer zurükhält. Zwar widersezten sich die Protestanten mit der größten Heftigkeit einem so ungerechten, von den katholischen Ständen einseitig verfaßten Artikel; aber ihr Widerstand war vergeblich; der Vorbehalt wurde mit in den Friedensvergleich eingerükt, obgleich mit dem Zusaz, daß beide Partheien sich hierüber noch nicht völlig verglichen hätten. So erhielt nun die Lutherische Lehre Festigkeit und Ansehn in ganz Deutschland; so durfte kein weltlicher Fürst sich mehr von Bedenklichkeiten im Verbeßerungsplane abschrekken laßen. Der Kurfürst Joachim insbesondre blieb unerschütterlich bei der gereinigten Religion, und als ein päbstlicher Theologe wieder mit Vergleichungsvorschlägen und mit Kirchenversammlungen herausrükte, so wies ihn Joachim II. mit den Worten ab: ihr möget mit euren Koncililien zum Teufel fahren; ich will bei meinem Herrn Christo bleiben!

Diese

Diese Auseinandersezzung der damaligen Zeitgeschichte schien uns nöthig, um den Zustand der Religion deutlich übersehen zu können. Wir wenden uns nun zu der Erzehlung der innern Landesangelegenheiten. Noch immer hatten die Landstände einen großen Einfluß in die Regierungsgeschäfte; noch immer wurde ihre Beistimmung zu neuen Gesezzen, zu neuen Auflagen, zu neuen Polizeianstalten gesucht; noch immer war der Landesherr in den wichtigsten Dingen von ihnen abhängig. Dies erinnern wir hier für alle Fälle voraus, um es nicht bei der Erzehlung jeder neuen Einrichtung immer wiederholen zu dürfen.

Joachim II. wendete nicht weniger Sorge als sein Vater auf eine unpartheiische Pflege der Gerechtigkeit. Im Jahre 1540. bestätigte er das Kammergericht, und suchte einige Verbeßerungen bei demselben einzuführen. Sie sind aber nicht sehr erheblich. Die vornehmste möchte etwa die sein, daß die Appellation von einem ungerecht-scheinenden Urtheilsspruche des Kammergerichts an den Kurfürsten erlaubt wurde. Würde aber der Ausspruch als gesezmäßig und der Appellant als ein Betrüger erfunden werden, so solte er dreißig Gulden Strafe erlegen. Den Armen solte, wie es schon vorher bestimmt worden war, unentgeldlich Recht gesprochen werden. Joachim I. erklärte diejenigen für arm, welche nicht über funfzig Gulden im Vermögen hätten; Joachim II. schränkte dies Gesez ein; nur der, welcher weniger als dreißig

Gulden

Gulden besäße, solte das Recht der Armut genüssen. Im Jahre 1552. kam dies geistliche Gericht völlig zu Stande. Bisher waren die Bischöfe die obersten Gesezgeber und Richter in Kirchen- und Schulsachen gewesen. Mit Ausrottung des Pabstthums mußte hierin natürlich eine Veränderung vorgenommen werden. Jezt ward der Landesherr zugleich Oberaufseher über Kirchen und Schulen. Daher verordnete man ein geistliches Obergericht, das Konsistorium genannt, das sowohl aus weltlichen als geistlichen Räthen bestund, und im Namen des Fürsten das geistliche Regiment verwaltete.

Als ein Feind jeder Ungerechtigkeit ließ Joachim strenge Befehle gegen den Wucher ergehen. Nach allgemeinem Gebrauch wurden sechs Procente Zinsen zu nehmen erlaubt. Jeder aber, der höhere Intereßen mit Gewalt erpreßen oder mit List erschleichen würde, solte den vierten Theil von der ausgeliehnen Hauptsumme verlieren, für unehrlich erklärt, vom heiligen Abendmale ausgeschlossen, und eines christlichen Begräbnißes beraubt werden. Weil indeßen der Wucherer Mittel wüßte, seine Raubsucht in der Stille zu befriedigen, so solte ein jeder, auf den irgend ein Verdacht von der Art fiele, zum Reinigungseide gezwungen, und im Fall, daß er nicht schwören wolte, für schuldig erkannt und vorgeschriebner Maßen bestraft werden. Sehr richtig bemerkte

Joachim II, daß der Wucher oft aus der Spielsucht entstünde; daß eins dieser Laster das andre erzeugte und nährte. Menschen, die ihre Glüksumstände durch Spielen zerrüttet haben, wollen sie durch Geiz wieder herstellen, um sie von neuem der Verschwendung Preis geben zu können. Daher verbot der Kurfürst das unmäßige Spielen, wobei mancher unbesonnene, mancher zum Trunk verführte Jüngling und Mann um alle seine Wohlfarth kommen könnte. Indeßen zum Zeitvertreibe, zur Ergözzung ein Spiel zu machen, untersagte er nicht. Keiner solte über 300 Gulden an baarem Gelde, oder auf Kreide verspielen; thäte er es aber, so solte der Ueberschuß des verspielten Geldes über 300 Gulden und noch einmal so viel Strafe des Gewinners an den Landesherrn fallen. Wider die, welche ihr Spiel im Stillen betrieben und sich verdächtig machten, solte so, als wie gegen die, welche im Verdachte des Wucherns stünden, verfahren werden. Wie weit mußte diese Ausschweifung um sich gegriffen haben, da ein Verlust von 300 Gulden erlaubt wurde!

Der Markgraf Johann versäumte die Handhabung der Gerechtigkeit ebenfalls nicht. Bald nach Antritt seiner Regierung errichtete er ein ähnliches Hof- und Kammergericht zu Küstrin, als jenes zu Berlin war. Er entwarf eine eigne Vorschrift, die mit der kurfürstlichen Ordnung einerlei Grundsäzze befolgte; nur bestimmte er jeden Punkt deutlicher, genauer, ausführlicher, als es

Joachim gethan hatte. Johann suchte mit Hülfe seiner Landstände eine Gewohnheit auszurotten, die für viele seiner Unterthanen ein Uebel ward, ob sie gleich vielen von ihnen eine Wohlthat zu sein schien. Und dies war der Gebrauch, an das kaiserliche Reichskammergericht in Speier zu appelliren. Johann stellte den Ständen vor, daß solche Appellationen offenbar mehr Schaden, als Vortheil stifteten. Denn die Reichen suchten durch solche Weitläuftigkeiten die Aermern bloß herumzutreiben, durch unerträgliche Unkosten auszuschöpfen, durch langedaurende Verzögerungen zu ermüden. Es sei nichts ungewöhnliches, daß viele Streitsachen, die vor dem Reichskammergerichte schwebten, Menschenalter hindurch dauerten, viele über Menschen Gedenken hinaus währten, daß bei manchen gar kein Ende abzusehen, kein Urtheilsspruch zu erwarten wäre. Deswegen that er im Jahre 1553. den Vorschlag, daß alle solche Appellationen verboten, und die Widerspänstigen mit dem Verlust ihres Prozeßes, und außerdem noch mit 200 Gulden halb für den Landesherrn und halb für die Gegenpart bestraft werden solten. Die höchste Appellation solte die an den Markgrafen sein; die Partheien könnten sich eine von den fünf Universitäten: Frankfurt, Leipzig, Wittenberg, Ingolstadt oder Heidelberg als Richterin erwählen; an diese würde der Landesherr die Akten verschikken, und bei deren Ausspruch solte es sein Bewenden haben. Der Johanniterorden, der Adel und die Städte billigten den Vorschlag, und so ward er Gesez.

Joachim II. sorgte hiernächst für die Sicherheit des Eigenthums, der Landstraßen, der Reisenden. Noch immer liefen fast täglich Klagen über Räubereien, über Namen das heißt: Diebstähle, über Mordthaten ein. Schäfer, Hirten, und andre Fusgänger führten lange Röhre (Flinten) bei sich, verwegelagerten oder umringten viel redlicher Leute, die in ihrer Handthierung und in ihren Gewerben reiseten, und erschoßen sie meuchelmörderischer Weise oder mishandelten sie wenigstens. Um dies zu verhindern, verbot der Kurfürst allen Schäfern, Hirten und sonstigen Fusgängern das Tragen jeder Art von Feuergewehre. Die Obrigkeit solte streng hierauf halten, und jeder der genannten Personen ihre Büchse wegnehmen laßen, die es sich unterstünde, eine bei sich zu führen. Da viele mordbrennerische und mörderische Anschläge und Thaten hauptsächlich von herumstreifenden Landsknechten, losen Buben und fremden Gesindel, die des Bettelns wegen die Provinzen durchzogen, entworfen und ausgeführt wurden: so befahl Joachim, daß alle fremde Bettler und Müßiggänger sogleich wieder über die Grenze geschaft, im Widersezzungsfalle eingezogen, gezüchtiget und dann verwiesen werden solten. Wäre eine Dorfschaft oder Gemeine zu schwach, einen Trupp loser Buben anzuhalten, so solte sie durch die Sturmglokke ihre Nachbarn zur Hülfe rufen. Einheimische Bettler, die aus Gebrechlichkeit oder Leibesschwäche nicht arbeiten könnten, solten von jeder Gemeine durch die Gotteskasten, und durch tägliche Almosen ernährt;

Faul-

Faullenzer aber, die Stärke und Gesundheit hätten, zur Arbeit angehalten: und Kinder endlich gar nicht zum Betteln gewöhnt, sondern zum Dienen genöthiget werden. Alle Widerspänstige solten so, wie die fremden Landstreicher behandelt werden. Zulezt beschwerte sich Joachim noch über die Sorglosigkeit und Bosheit einiger seiner Unterthanen, welche Landbeschädiger beherbergten und beschüzten. Er verordnete daher, daß Niemand ferner einen Austreter, Räuber, Bedrauer, ja keinen von Adel, keinen Einspännigen, keinen reisigen Knecht, und überhaupt keinen Menschen, von dem man nicht wiße, wer er sei? woher er komme? welch Gewerbe er treibe? speise, tränke, behause, mit Rath und Vorschub unterstüzze; vielmehr solle man einen jeden, der sich nach dem Gerüchte einer verübten Räuberei auf ungewöhnlichen Wegen zu Roß oder zu Fuße finden laße, ergreifen und in Verhaft bringen; alles unter Androhung empfindlicher Strafen Leibes und Vermögens.

So wie Joachim II. für die Sicherheit des Eigenthums seiner Unterthanen sorgte: so war er auch auf die Erhaltung des seinigen bedacht. Daß er viel, viel brauchte, haben wir schon oben in dem allgemeinen Abriße seines Karakters bemerkt. Er mußte daher auf Mittel sinnen, seine Einkünfte zu vermehren, alte zu vergrößern, neue einzuführen. Die seit langen Zeiten gewöhnlichen Abgaben, als die Landbeede oder Hufensteuer des platten Landes; die Orbeede oder Steuer der Stadtbewohner

wohner von den liegenden Gründen; der Schoß der Landleute, eine neue, von der Landbeede verschiedne, von jeder Hufe zu zahlende Abgabe; der Grund oder Pfundschoß der Städter von jedem Hause und vom ganzen Vermögen; die Bierziese; die Zölle — diese Abgaben reichten lange nicht hin, um die Nothwendigkeiten des Staates, um die Hofhaltung der kurfürstlichen Familie, um die eingerißene Pracht zu bestreiten und zu unterhalten. Daher nahm man so oft seine Zuflucht zu außerordentlichen Auflagen. Eine von der Art fand Joachim II. bei Antritt seiner Regierung. Die Landstände hatten seinem Vater im Jahre 1534. eine außerordentliche Steuer von acht Groschen für jede Hufe acht Jahr hindurch zu entrichten versprochen. Joachim I. starb 1535; folglich zog sein Sohn den größten Nutzen von dem bewilligten Schoß.

Zu Lenzen an der Elbe in der Prigniz mußte ein Waßerzoll erlegt werden. Unter der Regierung des Baierschen Hauses betrug er jährlich achtzig Schok Prager Groschen; unter Joachim II 70000 Dukaten; welch ein Unterschied in einer Zeit von 200 Jahren! Die Ursache war nebst der vermehrten Ausfuhr diese: der Kaiser willigte in Joachim's Gesuch, den Kornzoll zu Lenzen zu erhöhen: nun mußte für jeden Winspel Weizen und Erbsen ein Rheinischer Goldgulden; für jeden Winspel Roggen und Gerste ein schwerer Gulden; und für jeden Winspel Haber und Malz ein halber Gulden gegeben werden. Die Vermehrung der Abgabe

ver-

vermehrte die Lust zu Unterschleifen; die Unterthanen schiften das Korn entweder erst unterhalb Lenzen oder auf andern Flüßen ein; denn der Zoll durfte nach kaiserlichem Privilegio bloß zu Lenzen entrichtet werden. Joachim II. suchte diesem Uebel vorzubeugen, er wendete sich wieder an den Kaiser, und erhielt von ihm die Erlaubniß, an allen Landesströmen dergleichen Kornzoll anzulegen und einzufodern. Dies geschahe 1569. Den Zollverfahrern wurde Schiff und Kahn, oder Pferde und Wagen, wenn sie zu Lande Umwege suchten mit allem Eingeladnem weggenommen.

Bisher hatte man alles Salz aus andern Ländern holen müßen. Joachim II. verwendete viele Mühe und Kosten, um ein eignes Salzwerk in der Mark anzulegen. Endlich glükte es ihm, bei Belitz in der Mittelmark eine Salzquelle zu entdekken. Sie war so reichhaltig, daß er seine Länder mit diesem Produkt hinlänglich versorgen konnte. Im Jahre 1560. verbot er die Einfuhr und den Verkauf alles fremden Salzes bei Verlust aller Habe, und des ganzen Vermögens.

Begierig, immer neue Geldzuflüße zu erlangen, gab er Projektmachern zu viel Gehör, und ließ sich von ihnen täuschen. Bald fanden sich Leute oder vielmehr Narren, die das Geheimniß, aus unedlen Metallen Gold zu bereiten besizzen wolten: bald Herumläufer, welche Perlenfischereien zu entdekken versprachen. Alle hielten schlecht Wort. Von der

erften

ersten Gattung war Doktor Pothner, der Hauptmann von Klizing, und ein Schwarm andrer. Dann ließ der Kurfürst wieder Sächsische Bergleute kommen, welche nachsuchen solten, ob irgend wo in der Mark reichhaltige Erzminen vorhanden wären. Sie suchten und fanden nichts. Doch Eisenerde wurde entdekt und benuzt. Nun zogen Eisenarbeiter, Gieser und Waffenschmiede auf Joachim's Einladung in Menge in's Land, und bekamen hinlänglichen Verdienst.

Außerdem suchte der Kurfürst die Waldungen beßer zu benuzzen. Er beklagte sich bitter darüber, daß alle Jahre die Wälder durch Brand treflich verterbt (Worte der Urkunde) würden. Er gab strenge Befehle dagegen. An Orten, wo Brände entstünden, solte die ganze Gemeine, selbst die, so für Huthungen Miethe bezahlten, ihrer Holz- und Hüthefreiheiten beraubt, und ein jeder, deßen Vieh in einem solchen Walde angetroffen würde, mit zehn Thaler bestraft werden. Büdner (Bauern, die nur eine Bude oder Hütte und keine Hufe haben) solten das Recht, in den Waldgewäßern zu fischen, und unter den Bäumen Mast zu halten, verlieren. Ließe jemand in der Fasten oder im Sommer Feuer in den Heiden und Gebüschen liegen, wovon Schaden zu befürchten wäre, so solte die ganze Gemeine des nächsten Ortes als straffällig angesehen werden, wenn sie den Thäter nicht entdekte. Die Strafe wurde also bestimmt: ein jeder Hirte solte seine beste Kuh, zween Hammel und einen Thaler

baares

baares Geld; ein jeder Fischer eine Tonne Hechte und einen Thaler; ein Reder vier Thaler; ein Rade- Schuppen- und Siebmacher vier Gulden und ein Schok von seiner gemachten Arbeit zur Buße geben. Sind diese Strafen hart, so ist folgende gar unmenschlich: denen, die Hirschkälber, Rehlämmer oder wilde Schweine in den Wäldern greifen würden, solten beide Augen ausgestochen werden. Ein Hirschkalb und zwei Menschenaugen sind also dem Fürsten Dinge von gleichem Werthe! O Zeiten! o Sitten! Und noch in unsern Tagen halten viele gnädige und gnädigste Jäger ein Schwein höher, als eines Menschen Leben. O Gesezze! o Philosophie! Um mehr Vortheile aus dem Verkaufe des Holzes zu ziehen, so befahl Joachim, daß ferner nicht mehr der ganze Bedarf zu einem Gebäude zusammen, sondern jedes Baustük einzeln erkauft werden solte. Zugleich fügte er eine Holztaxe hinzu. Hieraus nur einiges. Ein Stamm Bauholz kostete sechs Groschen; ein Schok Latten sechszehn Groschen; ein Fuder Hopfenstangen sechs Groschen, ein Fuder Weinpfähle eben so viel; ein Fuder Brennholz acht Groschen; eine Eiche nach Verschiedenheit der Dikke und Länge von zwölf bis zu zwanzig Groschen.

Alle diese verbeßerten, und vermehrten Einkünfte verbunden mit den eingezogenen Klostergütern halfen dem steten Geldmangel bei weitem nicht ab. Daher nahm der Kurfürst folgendes Anerbieten der Juden mit Freuden an. Sie

versprachen für die Erlaubniß der Niederlaßung im Lande jährlich vierhundert Gulden Schuzgeld zu zahlen und dreitausend Mark fein Silber, die über 42000 Thaler an Werth enthielten, ebenfalls jährlich in die Münzen zu liefern. So wurden denn die Juden, welche der Vater Joachim I. vertrieben hatte, vom Sohne Joachim II. zurükgerufen. Unter ihnen kam auch ein gewißer Hluchim von Prag mit. Sein Sohn Lippold fing bald an, eine der wichtigsten Personen des Landes zu werden. Er schmeichelte sich so sehr bei dem gutmüthigen Fürsten ein, daß er erster Liebling, vertrauter Kammerdiener, und oberster Münzmeister ward. Ihm wurden die Kleinodien anvertraut, die geheimen Ausgaben aufgetragen, und alle Juden im Lande zur Aufsicht unterworfen. Lippold, vorher arm und verachtet, jezt reich und geehrt, trozte auf die Gnade seines Herrn, und begegnete allen, den Juden so wol als den Christen mit Härte und Stolz. Beide Nazionen haßten ihn. Seine Glaubensgenoßen darum, weil er ihr Schuzgeld und die Silberlieferungen mit unerbitlicher Strenge einfoderte; die Christen deswegen, weil es ihnen unerträglich war, das Herz ihres Fürsten in den Händen eines Mannes zu sehen, der zu dem verworfnen Geschlechte der Juden gehörte, und der mehr als einen Misbrauch von seinem Glükke machte. Er lieh auf Pfänder aus, und nahm 54 Procent Zinsen. Die ersten kurfürstlichen Räthe, die vornehmsten Staatsbedienten nahmen ihre Zuflucht zu ihm. Der Bürgerstand ward durch ver-

größerten Handel reich und durch den Reichthum üppig. Die Räthe wurden zwar nicht reicher, wolten aber den Bürgerstand an Aufwande nicht vorkommen laßen. Oft erhielten sie ihre Besoldungen nicht einmal zur bestimmten Zeit. Daher trugen sie ihre Gold- und Silbergeräthe zum Münzmeister Lippold, und versezten sie für Anleihen. Man fand bei einer Untersuchung unter dem folgenden Kurfürsten über 11000 Thaler Pfänder. Ein solches Betragen mußte ihm Neider und Hasser erregen, die begierig auf den Augenblik seines Sturzes warteten. Allein in Joachim's Gunst saß er zu fest. Denn er hatte sich ihm unentbehrlich zu machen gewußt. Er riß ihn aus mancher Verlegenheit, obgleich nicht immer auf die billigste und edelste Weise. So ließ er im Jahre 1567. mit erschlichner Erlaubniß des Kurfürsten in die Häuser von achtzehn Berlinischen Bürgern einen Einfall thun, alles vorräthige Gold und Silber gegen eine geringe Bezahlung wegnehmen, und neues Geld daraus prägen.

Von Zeit zu Zeit wurden immer wieder außerordentliche Hülfsmittel hervorgesucht: und dennoch fehlte es stets an Gelde. Im Jahre 1549. suchte der Kurfürst die Landstände zu einer Erhöhung der Biersteuer zu bewegen. Die Städte widersezten sich, und beriefen sich theils auf ihr Unvermögen, theils auf ihre Freiheiten, vermöge deren sie nicht schuldig wären, sich neue Lasten aufbürden zu laßen. Joachim fuhr aber fort, in sie zu dringen, und stellte ihnen

ihnen seine merkliche Noth, seine ungeheure Schulden und den augenscheinlichen Verderb aller seiner Herrschaften, Länder und Leute vor. Endlich ließen sie sich erweichen, und bewilligten, nicht aus Pflicht, wie sie ausdrüklich hinzusezten, sondern bloß aus Liebe, zu Rettung des Landesherrn eine erhöhte Biersteuer auf acht Jahre. Anstatt, daß sie bisher einen Groschen für jede Tonne entrichtet hatten, versprachen sie diese Zeit hindurch acht Groschen zu geben, und von jedem Winspel zehn Tonnen zu brauen. Der Ertrag von dieser Abgabe solte vorzüglich zu Bezahlung der Schulden und zur Einlösung der versezten Domänen verwendet werden. Die Last fiel bloß auf den Bürgerstand. Daher versprachen die beiden andern Stände, der Adel und die Geistlichkeit, sich auch anzugreifen, und das ihrige zur Rettung des Staates mit beizutragen, wenn der Kurfürst durch die Biersteuer von den Schulden nicht erledigt werden solte. Joachim sahe bald nach einem kurzen Ueberschlage, daß der Fall, die Unzulänglichkeit der Biersteuer, eintreffen würde. Darum ersuchte er im folgenden Jahre die Stände, die Bierziese auf eine längere Zeit zu bewilligen. Die Städte meinten aber, es wäre billig, daß die Edelleute und die Geistlichen ihr Wort hielten, und auch etwas zum Besten des Landes aufopferten. Dies geschahe; und so ward denn festgesezt, daß Adeliche und Prälaten für jedes Ritterpferd, welches sie zu Kriegeszeiten zu stellen verbunden wären, zwanzig Gulden, aber nur fünf Jahre lang bezahlen solten. Außerdem solte die

Land=

Landschaft vierzehn Jahre hindurch Giebelgeld erlegen; das heißt, jeder Hüfner, oder Bauer von einer Hufe Landes solte einen Gulden; und jeder Koßäte einen halben bezahlen. Dagegen war es die Bürgerschaft zufrieden, die Biersteuer noch sechs Jahre länger, also vierzehn Jahre zusammen zu entrichten. Der Kurfürst bezeigte nebst der jungen Herrschaft seine innigste Dankbarkeit für diese Bereitwilligkeit; versprach, ihrer nimmermehr zu vergeßen; und versicherte die Stände im Namen aller seiner Nachkommen auf's feierlichste und heiligste, sie hinführo zu ewigen Zeiten mit solchen und dergleichen Anlagen und Steuern zu verschonen. Dies Versprechen auf ewige Zeiten daurete aber eben so lange, als die Friedensverträge, welche auch auf ewige Zeiten geschloßen, und oft wieder in den nächsten Monaten gebrochen werden. Indeßen gab Joachim den Ständen doch einige Beweise seiner thätigen Dankbarkeit: er bewilligte ihnen verschiedne Freiheiten und Punkte, die sie bis dahin nicht hatten erlangen können. Die Städte erhielten folgende schriftliche Begünstigungen: von den geistlichen Gütern solten einige zu Stipendien für Bürgersöhne, welche studiren wolten, angewendet werden; die Bürger solten in jedem Anliegen freien Zutritt zum Kurfürsten haben; von der Biersteuer solte Niemand ausgeschlossen sein; Adeliche, welche in den Städten wohneten oder Häuser besäßen, und brauten, solten die Bierziese so gut, als die Bürger bezahlen, und ihrer sonstigen Steuerfreiheit ungeachtet diesmal keinen

Vorzug genüßen; Städte und Flekken, die bisher die Braugerechtigkeit nicht gehabt hätten, solten sie auch nie bekommen; die Handwerker solten ihre alten löblichen Gebräuche ferner ausüben, und nicht gezwungen werden, uneheliche Manns- oder Weibspersonen unter ihre Genoßen aufzunehmen; die Bürger solten nicht zu der Art Hofedienste genöthigt werden, die Bauren, welche den Landschoß noch schuldig wären, auszupfänden, dazu wären Landreuter, und nicht Bürger zu gebrauchen; den Juden solte auf vielfache Beschwerde der Bürgerschaft befohlen werden, zum spätesten zu Weihnachten aus dem Lande zu ziehen; ein Punkt, den Joachim nie erfüllt hat; kein Bürger solte sogleich im Kammergerichte, sondern zuvor bei seinem Stadtgerichte verklagt werden; den Krügern und Bauern, welche ausländisches Bier einführten, könnten es die Bürger wegnehmen, und zur Hälfte für sich behalten; wegen der Klagen über die neue Holztaxe versicherte er sie, daß er ihnen nicht zum Nachtheil die neue Ordnung gemacht habe, sondern das Holz viel wohlfeiler als Andre verkaufe, ihnen zu Bauten geringere Preiße sezzen, und kein Bauholz außerhalb Landes führen laßen wolle; zu Verhütung der Theurung solte endlich kein Korn eher, als Mariä Reinigung in fremde Länder zu verschiffen oder zu verfahren erlaubt sein. Zulezt fügte er noch dies hinzu, daß die Bürger die neue, jezt bewilligte Biersteuer nicht weiter zu bezahlen verpflichtet sein solten, wenn er oder einer seiner Nachkommen die genannten Punkte brechen oder ver-

verändern würde. Den beiden ersten Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit räumte er ebenfalls einige Freiheiten ein, von denen folgende die vornehmsten sind: es solten Landräthe eingesezt werden, welche zu Berathschlagungen und zu Fällung rechtlicher Urtheile bei den Quartalgerichten zu ziehen wären; die Patronatrechte in Städten und Dörfern solten weder den Prälaten, noch den Adelichen geschmälert werden; Handwerksleute, die seit Alters auf Dörfern geduldet worden wären, solten bleiben, doch neue Pfuscher nicht; keiner von den Landständen solte seiner Güter und seiner Würden ohne gerichtliche Ursachen beraubt werden; die Entscheidungen des Kammergerichts, die Unterthanen zur Zeit der Dienste zu speisen, solten vernichtet, und die Gebräuche, wie sie auf jedem Gute von je her üblich gewesen, zur Richtschnur des Speisens oder Nichtspeisens der dienenden Bauern genommen werden; die Erlaubniß, auf dem Lande Bier zu brauen, könnte nicht schlechterdings gegeben werden, denn dies wäre den Städten zum Nachtheil; jedoch in einem besondern Ausschuße würde weitre Ueberlegung deswegen gestattet; wegen des Gesuchs, in den fürstlichen Wäldern Bauholz schlagen und hüten zu dürfen, müßte sich ein jeder besonders an den Hof wenden; denn dies wäre eine Privatsache.

Nach dem Beispiele seines Bruders suchte Johann von Küstrin seine Einkünfte gleichfalls zu vermehren. In der Neumark war gar keine Biersteuer üblich. Denn die Landstände hatten sich

durch eine Summe Geldes die Befreiung von dieser Auflage unter seinem Vater, Joachim I. erkauft. Johann aber behauptete, daß dies Geld bloß ein Vorschuß, eine Anleihe gewesen sei; er zahlte es ihnen zurük, und zwang sie zur Annehmung der Bierziese. Zugleich wirkte er sich vom Kaiser Privilegien zu Anlegung neuer, und zu Erhöhung alter Zölle aus. Zu Küstrin geschahe das erste, und zu Landsberg das lezte. Außerdem errichtete er an der Warte eine Menge einträglicher Waßermühlen. Aber hierdurch hemmte er den freien Lauf des Stroms, und sperrte die Schiffahrt. Der neue Oderzoll zu Küstrin gereichte ihm auch mehr zum Schaden, als Nuzzen. Die Breslauer beschiften die Oder am häufigsten; der neue Zoll erbitterte sie; hierzu kamen Streitigkeiten mit der Stadt Frankfurt wegen der Niederlagsgerechtigkeit der Weine; sie suchten sich neue Wege nach Stettin, und so gaben sie der ganzen Handlung auf der Oder einen großen Stoß. Im Jahre 1557. erhielt Johann von seinen Ständen die Einwilligung zu einer außerordentlichen Hufensteuer auf drei Jahre. Für jede Hufe Land wurden das erste Jahr zwölf Silbergroschen, und in den beiden folgenden acht Groschen gegeben.

Der Wohlstand der Brandenburger war so beschaffen, daß sie die angeführten Auflagen ohne Beschwerde entrichten konnten. Theils waren die Zeiten wohlfeil; theils brachte ihnen der aufblühende Handel Vermögen und Reichthum. Der Markgraf

Jo-

Johann sezte einen Marktpreiß fest, vermöge deßen der Scheffel Weizen fünf Groschen und vier Pfennige; der Roggen drei Groschen 2 $\frac{1}{5}$ Pfennige; die Gerste vier Groschen 3 $\frac{1}{5}$ Pfennige; der Hafer zwei Groschen 3 $\frac{1}{5}$ Pfennige, und die Erbsen acht Groschen gelten solten. Eine Quartflasche Rheinwein kostete zwei Groschen und acht Pfennige; vom Kroßenschen Biere aber sechszehn Pfennige ein Quart; ein Pfund Rindfleisch vier, höchstens fünf Pfennige; ein Paar Mannsschuhe mit doppelten Sohlen vier Groschen. Im Jahre 1545. entstand eine Theurung in der Kurmark; der Preiß eines Scheffels Korn stieg bis auf acht Groschen; des Hafers auf sieben Groschen. Die Betriebsamkeit im Lande nahm so sehr zu, daß schon viele Produkte in großer Menge ins Ausland verführt werden konnten. Die vornehmsten derselben waren: Tücher, Hopfen, Landweine, Biere. Die Tucharbeiter vermehrten sich so sehr, und fanden so viel Verdienst, daß der Kurfürst die Ausfuhr der Wolle verbieten ließ, damit das Land keinen Mangel daran litte. In der einzigen Stadt Stendal ernährten sich über 800 Tuchmacher sehr gut; sie verkauften den Ausländern allein jährlich an 1200 Landtücher. Der Hopfenbau verschafte vielen reichlichen Unterhalt. Mehrere tausend Winspel Hopfen wurden jährlich ausgeführt, wovon einer mit zwölf und mehr Thalern bezahlt wurde. In Gardelegen sahe man fast täglich die Wagen zu hunderten ankommen, um Hopfen abzuholen, Die Weinberge beschäftigten ebenfalls viele Hände, und bereicherten

cherten viele Einwohner. Um Berlin, Potsdam, Brandenburg, Treuenbriezen, Zossen, Frankfurt, Krossen, Kotbus und an andern Orten herum, hatten schon die ersten Hohenzollerischen Kurfürsten von fränkischen Reben Weingärten anlegen laßen, die um die jezzige Zeit in vorzüglichem Flore standen. Auf der kurfürstlichen Tafel wurden die inländischen Weine den fremden vorgezogen. Ein Gelehrter bekam vom Ungarischen Weine die Fußgicht; ein Arzt empfahl ihm den Kroßner Wein zum Getränke; in einem Jahre wurde er durch Befolgung dieses Mittels von seinem Uebel befreit. Vermöge alter Nachrichten hat ein einziger Weinberg bei Taßdorf in einem fruchtbaren Jahre 150 Tonnen Wein gegeben. In den folgenden Zeiten vernachläßigte man diesen Zweig des Gartenbaues; jezt ist nur noch ein Schatten des ehemaligen Weinflores übrig. Daß von den ältesten Zeiten der Landeskultur vorzüglich gute Biere in Brandenburg gebrauet worden sind, ist bekannt genung.

Noch ein wichtiger Nahrungszweig für die Märker war damals der Heringshandel. Sie kauften die Tonne Heringe von den Stettinern um 2½, oft auch um einen Gulden ein, und verkauften sie wieder an andre Nazionen für drei Joachimsthaler, wovon sie einen beträchtlichen Gewinn zogen. Einer der Brandenburgischen Geschichtschreiber, Leuthinger, berechnet den jährlichen Verkehr des Märkischen Heringhandels auf 960000 Thaler.

Nach einem mäßigen Anschlage mußten die Zölle von den Heringen wenigstens 40000 Thaler eintragen.

Es ist einigemal der Thaler erwähnt worden; einer Münze, die in den vorigen Zeiten gar nicht üblich war, die aber nun von dem Kurfürsten Joachim eingeführt wurde. Im Jahre 1556 ließ er nach mehrern vorhergegangnen Münzveränderungen diese Verordnung bekannt machen: es solte von nun an die bisherige Gewohnheit, acht Pfennige auf einen Groschen, und 32 Groschen auf einen Gulden zu rechnen, gänzlich abgeschaft sein; und dagegen der Groschen zu zwölf Pfennigen, oder zu vier Dreiern oder zu zwei Sechsern; der Gulden zu 21 Groschen, und der Thaler zu 24 Groschen berechnet werden. Das Verhältniß der neuen Münze zu der alten sezte er, um Streitigkeiten über ehemalige Schulden und Verhandlungen zu unterdrükken, also fest: vier Gulden nach alter Verschreibung solten mit drei Thalern oder mit drei Gulden und neun Groschen neuer Münze bezahlt werden; und 42 alte Märkische Groschen mit 24 neuen Groschen oder einem Thaler gleichen Werth haben. Keiner solte Aufwechsel oder andre vermeintliche Entschädigungen verlangen; wolte sich Jemand hieran nicht ersättigen, so könnte ihm von keinem Gerichte weiter oder höher verholfen werden.

Johann sammlete Schäzze, und Joachim häufte Schulden. Die Ursachen von dem Geldmangel

mangel des leztern müßen nun etwas genauer entwikkelt werden. Zuvörderst rührte er von seinem, gegen die vorigen Zeiten, ungewöhnlich großem Aufwande her. Anfangs verlohr er auch an den Einkünften, da sein Bruder einen ansehnlichen Landesantheil für sich regierte. Und dennoch war seine Hofhaltung prächtiger, waren seine Diener zahlreicher, und bekamen höhere Gehalte, als zu Zeiten seines Vaters. Seine Familie war groß; er stattete einige Töchter aus; da stellte er stets große Ritterspiele, kostbare Turniere an. Häufig wurden Thierhezzen, Jagden, Pferderennen gehalten. Er zahlte ansehnliche Summen für Löwen, Bäre, Auerochsen, Wölfe und andre Thiere; diese mußten mit einander kämpfen; und so gewährten sie dem Hofe und dem Lande ein theures, und ein wildes, unmenschliches Vergnügen. Ueberhaupt mischte sich fast in alle damalige Ergözzungen Wildheit mit Pracht. Als sich der Kurfürst mit der Prinzeßin Hedwig von Polen vermälte, vollzog er das Beilager in völliger Waffenrüstung, um den Liebeskampf recht ritterlich zu bestehen. Alle Frohnleichnamstage, die er noch feiern ließ, wurden große Wettrennen mit Pferden veranstaltet, und den Eigenthümern der schnellsten und besten Pferde große Preise ertheilt. Dies veranlaßte die Einwohner, schöne Pferde anzuschaffen, zu unterhalten, und so Geld zu verschwenden. Zu alle dem kamen die kostspieligen Bauten. Joachim baute zu Berlin das Schloß, das Zeughaus, und ein Gebäude für das Kammergericht, welches bisher im Schloße sei-

ne

ne Sizzungen gehalten hatte. Alle verfallne Lustschlößer, und Jagdhäuser seiner Vorfahren wurden ausgebeßert, und neue, als zu Potzdam, Köpenik, Schönebek, Rüdersdorf, Zoßen ꝛc. errichtet. Im Jahre 1555. ließ er zu Spandow durch den Kriegsbaumeister Giromela eine Festung anlegen; ein Bau, der erstaunend viele Summen kostete. Der Markgraf Johann baute auch; aber nicht zum Vergnügen, sondern zum Schuz des Landes; und ihm fehlte es auch an Gelde nicht. Anfangs wolte er Königsberg befestigen laßen. Aber er sahe bald, daß Küstrin wegen seiner Lage zwischen zwei Flüßen und einem sumpfigen, morastigen Boden bequemer zu einer Festung sei. Er ließ zuerst Wälle von Erde aufführen; da sie aber in den Morast versunken, so wurden sie von Steinen aufgemauert. In der Folge wurde auf seinen Befehl auch Peitz befestiget.

Joachim reisete persönlich und mit großem Gefolge auf die Reichstage; und auch dies stürzte ihn in Schulden. Zu diesen Reisen foderte er eine Menge Vasallen oder Lehnsleute mit ihren Pferden und Knappen auf. Der Kurfürst mußte sie alle mit Hofkleidern, mit Futter, Mehl, Hufschlag, Rauhfutter, freier Wohnung und mit Trinkgeldern versorgen, und Pferde, die verunglükten, so wie allen sonstigen Verlust ersezzen. Im Jahre 1562. reisete er nach Frankfurt am Main zur Wahl eines Römischen Königs, wo er 68 Grafen und Herren mit 452 Pferden, und vielen Dienern, auf-

fer-

ſterdem noch eilf Räthe, drei Theologen und einen Leibarzt zum Gefolge hatte. Seine Geſandtſchaften, ſeine politiſchen Unterhandlungen, die Beförderungen ſeiner jüngern Söhne zu hohen geiſtlichen Würden verurſachten große Koſten. Sodann verleitete ihn ſeine Gutmüthigkeit und das weiche Herz, welches keinen Bittenden durch abſchlägige Antworten kränken konnte, zu vielerlei Ausgabe, die ſeine Schulden vermehrten. Kirchengüter, und Lehne, die eingezogen werden ſolten, oder bald erledigt zu werden ſchienen, waren oft an vier und mehrere Vaſallen die ihn nach und nach darum baten, verſprochen worden; einer konnte nur ſeines Wunſches theilhaftig werden; die übrigen bezahlte der Kurfürſt aus ſeiner Kaße. Zulezt gehört hieher noch die Erwähnung von Joachim's Geſchmak an Frauenzimmern. Er unterhielt viele weibliche Perſonen an ſeinem Hofe, mit denen er in einem vertrautern Umgange lebte, als es die kirchlichen Geſezze erlauben. Dieſe Schwachheit, oder Leidenſchaft, oder wie man es nennen will, koſtete ihm, und, was mehr ſagen will, dem Lande große Summen. Zur Entſchuldigung führt man den Umſtand an, daß ſeine zwote Gemalin 1549. einen unglüklichen Fall that, der ſie ſo gebrechlich machte, daß ſie bis an ihr Ende auf Krükken gehen mußte. Uuter mehrern Geliebten nennen die Geſchichtſchreiber die ſchöne Gießerin, Anna Sydow, Witwe eines Stükgießers. Mit ihr zeugte Joachim verſchiedne natürliche Kinder, von denen nur eine Tochter erwuchs. Dieſe wurde in den Grafenſtand erhoben,

hoben, mit dem Gute Rosenthal belehnt, und solte an einen Grafen verheirathet werden. Aber der Kurfürst starb vor der Hochzeit; und der neue Regent verehlichte sie mit einem — Schreiber. In der Hauptstadt und im ganzen Lande erhob sich lautes Murren über die Gießerin. Ihr weiblicher Stolz nahm sich Freiheiten heraus, die sich eine Person ihres Herkommens, und ihres Standes nie erlauben solte. Sie mischte sich in Regierungssachen, besezte Stellen, vergab Aemter, verleitete den Kurfürsten zu Entschlüßen, die nicht immer zum Besten des Landes abzwekten. Joachim's Schwäche, große Schwäche war es einmal, zu gut zu sein, seinen Lieblingen keine Bitte, und wäre sie auch unbillig, zu versagen, keine Nachläßigkeit, und wäre sie noch so folgenreich, zu bestrafen. Daher schaltete die Sydow und ihr Anhang. Wenn Joachim auf die Jagd ritt, so begleitete sie ihn öffentlich mit großem Gepränge. Ein solcher Uebermuth verdroß die Bauren, die im Jagdgefolge waren: sie gaben ihren Unwillen ungescheut zu erkennen, und fragten sich untereinander: ob diese ihres gnädigsten Herrn unächte Frau wäre? woher es denn käme, daß der Kurfürst das, was er den Unterthanen verböthe, doch selbst ausübte? Joachim II. hörte diese Sticheleien öfters, und sagte endlich zur Gießerin: kannst du nicht bei Seite gehen? Dies war die ganze Wirkung der Volksstimme: denn was vermag Volksstimme gegen Leidenschaft? Doch die Bulerin erhielt ihren Lohn. Auf ihr Anstiften hatte zwar der Kurprinz schon zehn

Jahre

Jahre vor des Kurfürsten Tode eidlich versprechen müßen, ihr und ihren Kindern alles zu laßen, was sie auf — unerlaubte Art erschlichen hatte, und ihr nicht im geringsten unfreundlich zu begegnen. Aber der Prinz brach diese erzwungne Zusage. Gleich nach des Vaters Tode sezte er sie in's Gefängniß zu Spandow, und hielt sie bis an ihr Ende in enger und harter Verwahrung. Zum abschrekkenden Beispiele für andre vielleicht nicht übel. Wenn man bedenkt, daß solche Geschöpfe ihre Gewalt zum Schaden der edelsten Menschen, zur Verschlimmerung des Fürstencharakters, zur Vermehrung der Landesschulden, zur Hemmung des Laufes der Gerechtigkeit, mit einem Wort, zum augenscheinlichen Schaden des ganzen Landes mißbrauchen: so kann es nicht getadelt werden, daß ein Rächer aufsteht, der solch Gewürme in den Staub zurükschleudert, in welchem zu kriechen die Natur ihm bestimmt hatte. In unsern Tagen hatte daher Friedrich's des Großen Zögling, und Nacheiferer, der jezt regierende König Friedrich Wilhelm III. die Zustimmung aller edlen Menschen, als er dieselbe Scene, nur unter mildern Seiten erneuerte; und ein eben so berüchtigtes Geschöpf, die so genannte Gräfin Lichtenau der gerechten Ahndung Preis gab.

Die angeführten Ursachen machen es begreiflich, warum so wenig Ordnung in den Finanzen herrschte. Die schönsten Güter waren verpfändet, die einträglichsten Einkünfte den Gläubigern angewiesen,

wiesen, offenbar nachtheilige Schuldverschreibungen ausgestellt. Als der Kurfürst im Jahre 1548. der Braut seines ältesten Sohnes eine Stadt und ein Schloß von 12000 Gulden an Werthe zum künftigen Witwensizze in dem Eheevergleiche anweisen solte, so konnte man im ganzen Lande kein Gut ausfindig machen, das nicht stark verschuldet gewesen wäre. Die größte Last der Geldnoth hatte der kurfürstliche Kammerrath, Rentmeister, und Burgermeister von Berlin, Thomas Matthias, ein Mann von seltner Treue, von ungewöhnlicher Rechtschaffenheit, zu tragen. Zu allen Verschenkungen, Verschwendungen und Nothwendigkeiten solte er Rath schaffen; alles verließ sich auf ihn, alles wies man an ihn; sein Haus war stets von Bittenden umlagert, seine Person bei jedem Ausgange auf jeder Straße mit Gläubigern, mit Mahnern umringt. Aus Liebe zu seinem Herrn ertrug er diese Zudringlichkeiten, diesen Ueberlauf mit der Geduld eines Märtirers, und besänftigte die Ungestümern mit guten Vertröstungen, mit sanften Worten. Bisweilen versezte er seine eigne Kostbarkeiten an die Juden, um in dringenden Geldnöthen Rettung zu suchen. Oft verschrieb er sich an einheimische und fremde Kaufleute zum Bürgen. Manchmal fehlte es an den ersten Bedürfnißen am Hofe. Im Jahre 1562. wolte Joachim auf den Reichstag nach Frankfurt reisen: das Geld dazu mußte erborgt werden. Einige Darlehne aber blieben aus. Fast hätte die ganze Reise unterbleiben müssen. In Kassel befiel den Kurfürsten eine Krank-

heit;

heit; er mußte hier liegen bleiben; diese Verzögerung erschöpfte den seichten Geldvorrath. Matthias erbettelte noch einige Anleihen. Endlich traf der Zug in Frankfurt ein. Hier stieg die Noth auf's höchste. Matthias mußte den Hofstaat aus seinem eignen Vermögen, und durch seinen Kredit erhalten Auf den Landtagen 1564 und 1565. beredete eben dieser treue Diener die Landstände, eine Schuldenlast von 600000 Thalern zu übernehmen, um die schreiendsten Gläubiger zu befriedigen. Einigemal wurden dem beklagenswerthen Rentmeister Matthias die herrlichsten Aussichten zu einem leichtern Dienste, und zu einem bequemern Leben im Auslande eröfnet; aber dieser außerordentliche Mann antwortete stets: wenn ich auch gewiß wüßte, daß ich der ärmste Bettler werden würde, so will ich doch meinen Herrn, dem ich geschworen habe, nicht verlaßen. Und er, dieses große Beispiel von Ergebenheit gegen den Landesfürsten, dieses Muster von Uneigennüzzigkeit, welcher den edelsten Männern Roms und Griechenlandes an die Seite gesezt zu werden verdient, erntete am Ende schlechten Dank, bekam den Lohn der Welt. Kaum hatte Joachim II. sein Auge geschloßen, so wurden alle seine Papiere und Zimmer versiegelt, so ward er zur strengsten Rechenschaft gefodert. Aber da fand man nicht zehn Gulden baares Geld in seinem Hause, keine Hypotheken, keine Wechsel über ausgeliehne Kapitalien; sondern vielmehr seine väterlichen Erbgüter verpfändet, seine Kleinodien versezt, und Schuldver-

schrei-

schreibungen auf Rechnung des Hofes in Menge. Nach der härtesten Untersuchung ward seine Rechtschaffenheit anerkannt, und ihm von seinen abgenommenen Aemtern die Bürgermeisterstelle wieder übergeben. Aber seine Vorschüße ersezte, seine Handverschreibungen, zum Besten des Kurfürsten bezahlte ihm Niemand; man entzog ihm noch die Einnahme von seinem Amte größtentheils, um die Gläubiger zu beruhigen. Diese Beleidigung verwundete ihn so tief, daß er bald darauf, 1576. starb. Er hinterließ nicht so viel, daß man ihn von seinen eignen Mitteln begraben konnte. Seine Familie schmachtete im Elende.

Das Beispiel des Hofes, durch Feste und Lustbarkeiten Geld zu verschwenden, reizte die Unterthanen zur Nachahmung. Seit Joachim's I. Zeiten war die Ueppigkeit im Eßen und Trinken, in Kleidungen und Spielen unglaublich hoch gestiegen. Die Landesregierung sahe sich endlich genöthigt, dem unmäßigen Aufwande Grenzen zu sezzen; aber welche Grenzen? diese scheinen uns schon über das Gebiete einer weisen Mäßigkeit hinausgerükt zu sein. Man lese und verwundre sich. Vermöge einer Landesordnung von 1551. wurde allen Unterthanen, sowol Hohen, als Niedrigen, sowol Reichen, als weniger Bemittelten erlaubt, zehn Tische Gäste, auf jeden zwölf Personen, also 120 Leute das heißt: Männer, Ehefrauen, Witwen, Jungfrauen, und Gesellen zu Hochzeiten einzuladen. Für Kinder und Jungfern

von

von zehn Jahren konnte noch der eilfte Tisch, und für Anverwandte aus andern Städten noch der zwölfte und dreizehnte hinzugefügt werden. Dies waren schon 156 ordentliche Gäste. Hierzu kamen noch sechs Hochzeitbitter und zwei Tischdiener für jede Tafel, also noch 32 Personen zu den vorigen; oder 188 zusammen. Hierbei sind die Aufwärter, und Aufwärterinnen, die Knechte und Mägde, die Köche und Küchenmeister, die Keller und Schüßelwäscherinnen, die Pfeiffer und Trommelschläger noch nicht mit gerechnet. Diese mit eingeschloßen stieg die Zahl aller Hochzeitleute weit über 200. Das hieß: Mässigkeit. Wie groß mußte vorher die Unmässigkeit gewesen sein! Außer Butter und Käse solten bloß vier Gerichte, den fremden Gästen aber noch ein fünftes gegeben; zum Getränke blanker und rother Landwein, eingebrautes, oder auch Bernauisches, oder sonstiges märkisches Bier aufgesezt werden. Würden indessen den Brautleuten ausländische Weine oder Biere geschenkt, so wäre es nicht verboten, sie aufzutragen. Sämmtliche Gäste solten bloß zwei; die nächsten Anverwandten aber drei, und die Fremden auch mehrere Tage bewirthet werden. Wegen Gevatterschaften wurde festgesezt, nicht über zwanzig Frauen zu Paten zu bitten, und sie mit nichts weiter, als mit einem Gerichte Fische, mit Käse und Butter, mit Landweine, und Biere zu beköstigen. In diesem Stükke scheint's, als wären unsre Vorfahren mäßiger gewesen. Allein die Kindtaufsschmausereien waren bei ihnen gerade das wenigste.

Bei

Bei dem Kirchgange und zur Zeit des Kindbettes wurden die Hauptunkosten verursacht. An jedem Sonn- und Festtage statteten eine große Menge Weiber während der ganzen Wochen Besuche bei der Kindbetterin ab: die leztre mußte den ganzen Tag gutes Getränke an Bier und Wein, und mehrere Gerichte an Gesotnem, Gebratnem, Gebaknem bereit halten; eine Gewohnheit, die den Reichen eben so beschwerlich als den Armen fiel, die öfters nach der Bemerkung des Kurfürsten vielen Wöchnerinnen Krankheiten zuzog und Ursache ward, daß manche schon nach vierzehn Tagen ihren Kirchgang hielten. Die Mode selbst konnte Joachim nicht abschaffen; er schränkte sie nur dahin ein, daß außer Käse und Butter, außer Landwein und Bier nichts weiter vorgesezt werden solte.

Unter Joachim's II. Regierung kam eine Mode auf, die eben so ausschweifend und kostbar, als abentheuerlich und sonderbar war. Sie bestand darin, daß die Mannspersonen Hosen von einer solchen Weite und Länge trugen, daß bis 130 Ellen Zeug zu einem einzigen Paar erfodert wurden. Man nannte sie: Pluderhosen. Sie reichten vom Gürtel an bis auf die Schuhe, waren der Länge und Quere nach aufgeschnitten, und in den Aufschnitten mit leichten Stoffen gefüttert. Die Niederländer erfanden diese Tracht und alle übrigen Europäer nahmen sie an. Viele, Bürger verschwendeten durch die Pluderhosen ihr Erbtheil; mancher Edelmann verwendete die Einkünfte eines ganzen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Dorfes auf dieses Kleidungsstük. Daher ließ der Kurfürst Joachim das Tragen solcher Hosen durch ein öffentliches Verbot untersagen, und durch besondre Züchtigungen lächerlich machen. Ein Edelmann ging eines Sonntages mit seinen Pluderhosen in die Domkirche; Joachim sah ihn und befahl, daß man ihm den Gurt an einigen Stellen aufschnitte; es geschahe, und sogleich fielen die Hosen herunter, und der gepuzte Edelmann mußte im Hemde unter lautem Gespötte der Zuschauer nach Hause gehen. Ein andermal stolzierten ein Paar junge Bürger mit ihren Pluderhosen auf den Straßen herum, und ließen eine Bande Musikanten vor sich her tromoeten. Der Kurfürst sezte sie zur Strafe in ein vergittertes Narrenhäuschen, ließ die Musikanten den ganzen Tag dabei spielen, und gab sie so dem Gelächter des Volkes Preis. Aber dennoch erhielt sich diese Mode. Nun versuchten es die Theologen, ihr den lezten Stoß zu geben. Ein Diakonus zu Frankfurt ermahnte seine Zuhörer ernstlich und väterlich, die gräuliche Hosentracht abzuschaffen. Aber die Herzen einiger von der Heerde waren verstokt. Den folgenden Sonntag hingen ein Paar Pluderhosen mitten in der Kirche, an einem Pfeiler gerade der Kanzel gegen über, von muthwilligen Leuten dort ausgebreitet. Jezt wurde die ganze Geistlichkeit in Harnisch gebracht. Von allen Kanzeln erschallten gewaltige Strafpredigten. Am eifrigsten bezeigte sich hierbei der Generalsuperintendent und Profeßor zu Frankfurt, Andreas Muskulus. Dieser ließ es nicht bei'm blos-

sen

sen Reden bewenden; er gab seine Predigt unter dem Titel: Hosenteufel, 1556. in den Druk. Er weißagte den Deutschen überhaupt, und den Brandenburgern insbesondre "Gottes Zorn und „alles Unglük, in welchem sie ohnedem schon bis „über die Ohren lägen. Es wäre kein Wunder, „sagt der heilige Redner in seinem Feuereifer ferner, „wenn die Sonne nicht mehr schiene, wenn die „Erde nicht mehr trüge, wenn Gott gar mit dem „jüngsten Tage drein schlüge wegen dieser gräuli„chen unmenschlichen Kleidung. In diesen Tagen „und Jahren habe sich der Teufel aus der Hölle „begeben, und sei den jungen Gesellen in die Hosen „gefahren. Er glaube gewiß, daß dies der lezte „Teufel sei, der noch vor dem jüngsten Tage das „Seinige auf Erden thun und ausrichten solte. „Man brauchte zu diesen Hosen bis vierzig Ellen „Kartek (eine Art Rasch oder Arrasch, der zu „Arras verfertigt wurde) zum Füttern; ja, viele „nähmen 130 Ellen dazu Er wundre sich, daß „solche Menschen nicht schon längst von der Erde „verschlungen worden wären. Gott würde es ih„nen aber schon bis zum jüngsten Tage auf's Kerb„holz schreiben." Auf dem Titel dieser Predigt ist ein Mann mit Pluderhosen nebst zween gräßlichen Teufeln, die ihn jämmerlich martern, in einem feinen Holzstiche zum Schrekken der Jugend gar säuberlich abgebildet. Das Büchelchen wurde begierig gelesen; aber schlecht befolgt. Noch in dem nämlichen Jahre erschien die zwote Auflage unter folgendem erbaulichen Titel: Vom zuluderten,

zucht

zucht und ehrerwegenen pludrichten Hosenteufel Vermahnung und Warnung. Anno MDLVI. 4.

Der Markgraf Johann von Küstrin, der Pracht und Ueppigkeit haßte, schränkte den Aufwand seiner Unterthanen weit mehr ein, als der Kurfürst. Er befahl, daß zu Hochzeiten nicht mehr als fünf Tische voll Gäste, auf jeden zwölf Personen gerechnet, gebeten werden solten. Dies war gerade die Hälfte weniger, als Joachim erlaubte. Fremde und Ausländer solten mit in die Zahl derer, die an den fünf Tischen säßen, gezogen werden. Für die Dauer der Hochzeiten bestimmte er einen und einen halben Tag: für den Genuß drei Mahlzeiten überhaupt; und für jede Mahlzeit vier Gerichte. Wer eine oder mehrere dieser Vorschriften überträte, solte sogleich in den bürgerlichen Gehorsam genommen und nicht eher wieder entlaßen werden, als bis er für jede Uebertretung zwanzig Gulden Strafe erlegt hätte. Obrigkeiten, die für diese Ordnung nicht wachen würden, solten um hundert Gulden bestraft werden. Den Bauern wurde natürlicher Weise eine noch niedrigere Aufwandstaxe gesezt. Sie durften unter Androhung von zehn Gulden Strafe bloß sechs Wirthe mit ihren Frauen, sechs Knechte und sechs Mägde zu einer Hochzeit von einen und einen halben Tagen einladen. In der Kurmark konnte man zwanzig Frauen nebst ihren Männern zu Gevattern bitten, in der Neumark ließ Johann nur zwölf Gevattern männlichen

chen und weiblichen Geschlechtes zu. Bei dem Schmause nach der Taufe durfte sich keine der Frauen niedersezzen; eine jede mußte vielmehr stehend ein paar vorgesezte Kuchen oder Semmeln verzehren, ein halb Stübchen Bier oder Wein trinken, oder etwas weniges mit sich nach Hause nehmen. Bei dem Kirchgange wurde damals stets die eigentliche Gevatternmahlzeit gegeben. Der Markgraf erlaubte aber nicht mehr als ein Gerichte Fleisch oder Fische und etwas Gebaknes nebst Butter und Käse. Das ganze Gastgebot mußte in einer Stunde geendigt sein. Jeder Frau, die über diese Zeit im Hause der Kindbetterin bliebe, wurde eine Strafe von einen Gulden; so wie der Sechswöchnerin eine Geldbuße von zehn Gulden angedroht. Die übrigen Schmausereien während der Sechswochen, die Joachim nur einschränkte, hob Johann ganz auf. Eben dieser Markgraf suchte der Sittenlosigkeit zu steuern. Er hielt fest auf die Feier der Sonn- und Festtage, verbot bei zehn Gulden Strafe alles Brauen, Holz- und Waßerführen an selbigen: und untersagte alles Fluchen, Schelten, Gotteslästern. Jeder Flucher, er möchte von hohem oder niedrigen Stande sein, solte auf vier oder sechs Tage und Nächte gefänglich eingezogen, mit Waßer und Brodte gespeiset oder für jeden Tag um einen Thaler bestraft werden. In der Sternbergischen Landesordnung wurden die Strafen der Gotteslästerungen noch mehr geschärft. Adeliche solten für die ersten Flüche zwei Schok Märkisch, für die zweiten vier Schok, für die dritten

ten sechs Schok Buße erlegen, und in fernern Fällen nach dem Gutbefinden des Fürsten gezüchtiget werden. Die Bürger und Bauren solten für Gotteslästerungen das erstemal vier Tage; das zweitemal acht Tage; das drittemal zwölf Tage gefangen gesezt; und das viertemal ohne Verschonen des Landes verwiesen werden. Für Ehrenschändungen und Schmähungen sezte er eine Strafe von zwei Thalern und die Abbitte fest; die Leichtfertigkeit der Weiber, die ihrer Zunge so gern freien Lauf laßen, solte ebenfalls mit Abbitte und zwei Thalern gebüßt werden: könnte eine Frau wegen Armut nicht so viel Geld aufbringen, so solte sie in einen Korb gesezt, und mit demselben in's Waßer geworfen werden, doch so, daß sie nicht ersäuft würde. Von den Polizeigesezzen der damaligen Zeit scheinen uns diejenigen noch besonders anführungswerth zu sein, worin das Dienst- und Arbeitslohn bestimmt wird. Gegen die obenangeführten Kornpreiße gehalten sind die Bezahlungen, welche die Arbeiter erhielten, sehr ansehnlich. Nach einer Verordnung Joachim's von 1550 bekam ein Großknecht im Ober- und Niederbarnim und im Lande zu Lebus; jährlich sechszehn Schillinge oder etwas über vier Thaler; ein Mittelknecht vierzehn Schilling; und ein Junge eilf Schillinge. In den übrigen Provinzen der Kurmark fanden nur kleine Abweichungen statt. Großknechte in Städten erhielten täglich für vier Pfennige und ein Kleinknecht für zwei Pfennige Bier, eine Magd aber gar keins. Der leztern Lohn war das geringste: ein Schok oder

ein

ein Thaler acht Groschen; und das höchste ein Schok und 45 Groschen oder zwei Thaler acht Groschen nebst sieben Ellen Leinwand, einem Halstuche und einer Haube. Ein Tagelöhner erhielt ohne Eßen und Trinken täglich zwanzig Pfennige; in der Erndte aber drei Groschen; jedoch mit Kost einen Groschen; und vier Pfennige zu Bier. Einem Maurer mußte man ohne Eßen täglich vier Groschen; einer Schnitterin 26 Pfennige; einem, der bindet oder harket, drei Groschen; einem Futterschneider drei und einen halben Groschen; einem Zimmermeister fünf, und einem Zimmerknechte vier Groschen geben. Leztre verdienten also täglich einen Scheffel Korn, welchen man für drei bis fünf Groschen kaufte. Wurden die Tagelöhner gespeiset, so erhielten sie fast die Hälfte weniger. Der Markgraf Johann sezte in der Kroßenschen und Sternbergschen Landesordnung 1561 und 1562. folgendes fest: große Akkerknechte solten sechs Meißensche Mark, eine zu neunzehn Groschen zwei Pfennigen berechnet, zwei Hemden, eine Schürze, ein Paar Stiefeln und ein Paar Schuhe, Mittelknechte vier Mark und die genannten Kleidungsstükke; große Viehmägde aber sieben Schillinge, zwei Paar Schuhe, ein Hemde, einen Schleier, einen Kittel oder drei Gulden statt der Sachen zum Lohne bekommen. Der Lohn der Tagelöhner war in der Neumark niedriger, als in der Kurmark. Gras- und Getreidmäher, so wie die Lehmklekker bekamen zwanzig Pfennige; Weinhakker funfzehn Pfennige; Schnitter und Binder in der Erndte eben so viel;

eine

eine Heurecherin acht Pfennige; alle ohne Eßen und Trinken. Denn in dem Falle, daß sie beköstiget wurden, erhielten sie fast die Hälfte weniger.

Von dem Zustande der Schulen und Kirchen, von den Kenntnißen der Lehrer und ihrer Schüler haben wir schon oben einiges erwähnt. Hier noch ein Nachtrag dazu. Joachim II. wünschte aufrichtig, den Geist seiner Zeitgenoßen zu wekken, Aufklärung zu verbreiten, und Wißenschaften zu befördern. Bald nach Antritt seiner Regierung suchte er dem verdunkelten Glanze der Universität Frankfurt den alten Schimmer wieder zu geben: er berief gelehrte und angesehne Männer zu Lehrern hin, er erhöhete ihre Besoldungen, errichtete mehrere Freitische, schenkte der Universität in der Folge 1552. die Güter des aufgehobnen Domstiftes zu Stendal, und des Frankfurtischen Karthäuserklosters, verbot allen Eingebornen das Studiren auf fremden Akademien unter Bedrohung, im Lande nicht befördert zu werden, schikte seine Prinzen selbst nach Frankfurt, und ließ seinen ältesten Sohn Johann George ein Jahr den Rektortitel führen. Aber dennoch konnte Frankfurt mit andern Universitäten nicht gleichen Schritt im Wettlaufe halten. Einige Zeit hindurch glänzte sie als ein Lichtstrahl; aber es war nur ein Irlicht, das schimmerte; sie sank bald wieder in ihre Dunkelheit zurük. George Schüler, eines Burgermeisters Sohn aus Brandenburg, zehn Jahr hindurch Melanchthon's Zuhörer und nachher sein Schwieger-

ger-

gersohn, einer, der ersten Dichter seiner Zeit, weswegen er auch nachher den Namen eines Lateinischen Poeten, des Sabinus annahm, unter welchem Namen er am bekanntesten ist, ein Mann, der große Kenntniße durch Studiren und durch Reisen eingesammlet hatte, wurde vom Kurfürsten Joachim zum Wiederhersteller der Universität Frankfurt ernannt. Und der Erfolg zeigte, daß die Wahl auf den rechten Mann gefallen war. Allein im Jahre 1544, da er kaum sieben Jahre zu Frankfurt gelehrt hatte, berief ihn der Herzog Albrecht von Preußen zum ersten Rektor auf die neu angelegte Universität Königsberg. Sein Weggang gab der Brandenburgischen Akademie den ersten Stoß. Denn der größte Theil der Studenten, die seine Verdienste ehrten, begleiteten ihn. Es erfolgten neue Unglüksfälle. Die Pest, welche im Jahre 1552. wütete, zerstreute Lehrer und Lernende. Die Profeßoren der Arzneigelahrtheit gaben auch in ruhigen Zeiten wenig Unterricht. Die besten Aerzte wurden oft an den Hof berufen, und fanden die reichen Geschenke des Fürsten einträglicher, als die paar Groschen, die ihnen die Zuhörer für Kollegia zahlten. Denn manche Profeßoren erhielten nur fünf, andre höchstens sechszehn Groschen für halbjährigen Unterricht. Noch schädlicher, als Reisen und Pest wurden die theologischen Zänkereien für die Universität, die um das Jahr 1560. anfingen. Damals lebten zween Männer hier, beide durch Gelehrsamkeit und Talente berühmt. Der eine war der Profeßor Gottschalk Vogt oder Schulz, bekann-

bekannter unter dem Namen Abdias Prätorius; der andre Andreas Meusel oder Muskulus, Generalsuperintendent und Lehrer der Theologie. Als ein genauer Freund des Hofpredigers Agrikola vertheidigte Muskulus deßen Lehren von der Verwerflichkeit der guten Werke; Prätorius widerlegte ihn, behauptete die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, und fand an dem Probste Buchholzer einen Vertheidiger und Gönner. Aus bloßem Schriftgezänke entstund bald persönlicher Haß; diesem folgten Schmähungen, Verfolgungen, Aufhezzereien der Studenten, Begünstigungen gefährlicher Tumulte. Die mehrsten Profeßoren schlugen sich zu einer von beiden Partheien; sie munterten die Studirenden zu Meutereien, zu Gewaltthätigkeiten, zu Ausschweifungen jeder Art auf. Der Geschichtschreiber Leuthinger giebt der Universität Frankfurt das Zeugniß, daß auf keiner Akademie in ganz Europa eine solche Wildheit, eine solche Sittenloßigkeit, als auf ihr, geherrscht habe. Endlich trug Muskulus den Sieg davon. Hinweg mit dem Gesezze Mosis an den Galgen, war sein Wahlspruch; und der Name seines Gegners Gottschalk sein Beweis, daß er ein Schalk und ein Gotteslästerer sei. Der leztere nahm diese Beweisart so sehr zu Herzen, daß er nun seinen Namen veränderte, ihn in's Hebräische übersezte und sich Abdias* nannte.

* Da Schalk in den alten Zeiten so viel als Knecht bedeutet, z. E. Marschalk Knecht im Marstalle:

te. Im Jahre 1563. berief der Kurfürst die gesammte Brandenburgische Geistlichkeit durch Abgeordnete nach Berlin zur Untersuchung der Frage zusammen, ob gute Werke zur Seligkeit nöthig wären oder nicht. Die heilige Schaar entschied dahin, daß gute Werke nichts taugten. Der Probst Buchholzer, der dies mit seiner Vernunft nicht zusammenreimen konnte, schüttelte den Kopf; aber dies bekam ihm sehr übel. Der erzürnte Kurfürst, von seinem Lieblinge Agrikola vorher schon gestimmt, und durch das Schafgeschrei der heiligen Versammlung noch mehr erhizt, hob gegen Buchholzer'n den Stok auf, und machte Mine, ihn zu schlagen, verwies ihm seine Heterodoxie, drohte ihm mit der Absezzung, versicherte, daß er bei Muskulus Lehre bleiben wolle, und übergab Gottschalks Meinungen in aller Form dem Teufel. Das hieß doch, gründlich entscheiden. Schwankend in seinen Grundsäzzen und Handlungen zeigte er sich, wie oft, so auch hier. Buchholzer erfuhr seinen Zorn; Prätorius seine Gnade. Seine Lehre war dem Teufel übergeben; seine Person aber ward an den Hof gezogen, und mit den wichtigsten Aufträgen beehrt. Denn seine Rednertalente waren groß; und ihrer brauchte man bei mehrern Gesandtschaften. Indes bald ward er des Hoflebens überdrüßig, und ging daher nach Wittenberg, wohin

le: so nannte sich Vogt nunmehr Gottesknecht, Gottschalk, Hebräisch Abdias von Ebed Knecht, und Jah statt Jehovah Gott.

wohin sich die Frankfurter Studenten, welche ihm anhingen, gleich nach seinem Abzuge von Frankfurt begeben hatten. Buchholzer hingegen ward 1565 wirklich abgesezt, und starb nicht lange darnach vor Verdruß. So gingen denn die guten Werke mit ihm zu Grabe.

Muskulus erhielt bald das Wiedervergeltungsrecht. Die Superortodoxie, welche jeden, auch den schwächsten Dunst der Abweichung vom vermeinten rechten Glauben roch, bereitete seinem Sohne eben das Verderben, in welches seine Feinde gestürzt worden waren. Der leztre, Namens Johann Muskulus, Prediger in der lebusischen Vorstadt zu Frankfurt verschüttete einstens im Jahre 1569 den gesegneten Kelch aus Unvorsichtigkeit, und trat, hierüber erschrokken, von ohngefehr auf den vergoßnen Wein. Dieser Zufall hatte die wichtigsten Folgen für ihn. Nicht bloß in Frankfurt, sondern im ganzen Lande erhob sich ein Lermen, ein Geschrei, ein Toben, als ob die Religion und das ganze Deutsche Reich in Gefahr wäre, als ob bereits Städte und Länder in Flammen stünden. Denn des Muskulus Versehen wurde so gedeutet, daß er Christi heiliges Blut, folglich sein ganzes Verdienst mit Füßen getreten, und seine Versöhnung verlästert habe. Der Kurfürst sahe sich genöthiget, einen allgemeinen Landtag auszuschreiben und zu halten, vor welchem Muskulus Rede und Antwort geben solte. Dieser fand es nicht für gut, zu erscheinen; er verließ

Amt und Brodt und entflohe. Und daran that er nicht übel. Denn auf dem Landtage wurde folgendes unchristliche und vernunftwidrige Urtheil gesprochen: er solte auf ewig des Landes verwiesen sein; wer ihn duldete oder beherbergte, solte hart gezüchtiget, und wenn der Geflüchtete jemals wieder die Mark beträte, so solte er festgesezt und weiter bestraft werden.

Jedoch die Kurmark zeichnete sich nicht allein durch Bewahrung der Glaubensreinigkeit aus; auch die Neumark hat Beweise von Eifer für die Orthodoxie vorzuzeigen: ob zu ihrem Vortheile? entscheide jeder Leser nach seinem Gefühl. Der Prediger Hamm zu Königsberg sagte einmal im Jahre 1553. auf der Kanzel, daß die Jungfrau Maria den Heiland der Welt mit Weh und Schmerzen geboren habe. Hieran nahm die gesammte Geistlichkeit in der Neumark großes Aergerniß; alle Superintendenten und Pfarrer dieser Provinz versammleten sich in der Fastenzeit zu Königsberg, und foderten den Irlehrer Hamm vor ihren geistlichen Richterstuhl; sie meinten, daß er läugnen oder sich anders erklären würde; denn daß er solche gräuliche Lästerworte gesprochen haben solte, konnten sie sich nicht als möglich denken. Wie erstaunten sie aber, als er offenherzig eingestand, so geredet, und standhaft behauptete, recht gelehrt zu haben. Man sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus, und sezte ihn vom Amte ab.

Seit

Seit dem Jahre 1550. überhaupt nahmen Verkezzerungen, Religionsspaltungen und Verfolgungen unter den Theologen überhand. Einer belegte den andern mit gehäßigen Namen; jeder suchte eine Parthei am Hofe, um seinen Gegner zu unterdrükken; jeder trug seinen Sektenglauben dem Volke vor, und machte den Lehrstuhl zu einem Orte der Zanksucht, der Aufwiegeleien, der Empörungen: jeder hätte gern den andern mit dem Schwerdte verfolgt, mit Feuer ausgerottet, wenn er die Macht dazu gehabt hätte. Oft brachen wirkliche Tumulte aus, die den sonst so sanftmüthigen Kurfürsten in Hizze brachten. Im Jahre 1552. erregte der Superintendent Barstmann zu Salzwedel förmliche Unruhen über die Kirchenzeremonien. Der Kurfürst sezte ihn ab, und rief den Dänischen Hofprediger Krage an seine Stelle. Der Rath und die Bürgerschaft hielten es mit dem abgesezten Barstmann, und weigerten sich, den Doktor Krage anzunehmen, weil er das sechste Gebot übertreten hätte. Joachim antwortete hierauf: "wenn er auch solcher Bezüchtigung schuldig wäre, „so sei es doch viel beßer, daß er ein Kind gemacht, denn daß durch ihn Aufruhr erwekt würde. Wiewohl er deßen bei uns völlig entschuldigt, „so ist uns doch viel lieber, wenn eins sein solte, „daß er bei euch zehn Kinder machte, denn daß er „dazu solte Ursach geben, daß einmal Aufruhr und „Aufwiegelung angerichtet würde, und wo ihr „gleich um einen andern anzunehmen in uns dringen woltet, so ist doch unsre Meinung: keinen,

„wenn

„wenn er gleich von Wittenberg oder Babi-
„lonien käme, dahin zu gestatten, er hielte sich
„denn unsrer christlichen Kirchenordnung gemäs.“

Ob bei einer solchen Beschaffenheit der Lehrer der Verstand des Volkes aufgeklärt, das Herz der Zuhörer für Tugend erwärmt, ihre Leidenschaften zu Ausübung nützlicher Thaten geleitet wurden, wird jeder Unpartheiische sich selbst beantworten können. Aberglauben jeder Art verfinsterte die Vernunft; und Mönchsmoral verkrüppelte das Herz. Alles Gute solte durch Bewegungsgründe, vom Teufel hergenommen, geschehen; die eigne Liebenswürdigkeit der Tugend wurde nicht entwikkelt, nicht angepriesen; Gottes Vatergüte nicht zur Nachahmung für seine Kinder empfohlen. Gute Werke waren ja ohnedem des Landes verwiesen worden. Der Teufel — das war noch ein Mann, der Ordnung im Staate, Heil in den Familien, Ruhe im Herzen bewirken konnte. Daher erschallten alle Kanzeln von Teufelsgeschrei; daher enthielten alle erbauliche Bücher Teufeleien. Da prangten am Sternhimmel der Gelehrten: Spangenberg's Jagdteufel; Westphal's Faulteufel; Friedrich's Saufteufel; Milich's Zauber- und Schrapteufel; Glaser's Gesindeteufel; Hoppenrodt's Huren- und Unzuchtsteufel; Blankenburg's Wucherteufel; Chrysäi Hofteufel; Schildo's Spielteufel; Schubart's Hausteufel; eine Menge Lügen- Tanz- Hoffarths- und andre Teufel. Im Jahre 1575.

wur-

wurden 24 Teufel zu Frankfurt am Main unter dem Titel: Theatrum Diabolorum in Folio zusammengedrukt und 1587 neu aufgelegt; solchen Beifall fanden die Teufel.

Uns scheinen dergleichen Vorstellungen lächerlich; und gut, wenn sie weiter nichts als dies wären; dann hätten sie doch den Nuzzen, daß sie eine, oft heilsame, Erschütterung des Zwergfelles bewirkten. Aber sie sind auch schädlich; waren es wenigstens damals. Durch die übertriebne Ausdehnung der Macht des Teufels geschahe es, daß die Menschen diesen höllischen Popanz mehr, als Gott fürchteten. Des Satans Gewalt war, wie die abergläubischen Volkslehrer entweder glaubten oder vorgaben, größer, als die Allmacht des Weltregierers. Alle Krankheiten und alle Misgeburten, alle Kriege und alle Theurungen, jeder Miswachs und jede Feuersbrunst, Kometen und Blutregen, Pestilenz- und Ueberschwemmungen — alles, alles und noch mehr als dies, stiftete jener höllische Drache. Kein Wunder, daß kränkliche, schwachköpfige, dikblütige Leute den Verstand verloren, und besessen zu sein sich einbildeten. Zu Duzzenden, zu Hunderten fielen die Menschen in diese Zerrüttung der Vernunft, in welcher sie selbst wähnten, und andre fest glaubten, daß Teufel in ihnen wohnten. Unter der Regierung des folgenden Kurfürsten waren in der einzigen Stadt Friedeberg in der Neumark 150 Besesßne, die einmal in der Kirche gräulichen Unfug anfingen, und den Prediger, der

auf der Kanzel stand, und die Satane durch Gebet und Flehen austreiben wolte, mit anstekten; die kurfürstliche Regierung ließ im ganzen Lande Fürbitten für diese Unglüklichen und Gebete zur Befreiung von der Gewalt des Teufels ausschreiben. Zu Frankfurt an der Oder eröfnete der Teufel den Schauplaz seiner fürchterlichen Wirkungen. Ein Fischermädchen, aus Lebus gebürtig, wurde 1536. von einem Soldaten für eine Summe Geldes um ihre Unschuld gebracht. Nach Stillung der unreinen Begierden sahe das Mädchen, daß ihr Verführer gräsliche Augen machte, und Hörner trüge. Dies hielt sie für eine Anzeige, daß der leibhaftige Teufel ihr die jungfräuliche Ehre geraubt habe. Nun brüllte sie, als eine Rasende, gebärdete sich als eine Beseßene, schrekte alle Einwohner als eine Bezauberte. Man führte sie in die Kirche, man betete, man beschwor; alles vergeblich. Der Teufel trieb sein Wesen fort. Sie strich an den Wänden; und sogleich bekam sie die Hand voll Geld. Sie stekte es in den Mund, sie käute es, schlukte es herunter, spie es wieder aus. Man erholte sich Raths bei Doktor Luther'n. Er, deßen Schwachheit es war, viel mit Teufeleien zu thun zu haben, antwortete, daß man die Beseßene täglich in die Kirche führen, und zu Hause auf sie genau acht haben solte. Es geschah. Man schloß sie an, und sezte Wächter. Die leztern nahmen ihr das Geld weg, was sie ausspie oder in der Hand hatte und vertranken es. Endlich zeigte sich kein Geld mehr; nun spie sie Nadeln aus. Zulezt wur-

de es der Teufel oder das Mädchen überdrüßig: sie kam zur Vernunft zurük. Aber die Menschheit noch nicht. Der Teufel hausete immer ärger. Er zog junge Mädchen in's Waßer, schwängerte sie, und behielt sie bis zur Zeit der Niederkunft bei sich. Sie gebaren natürlich nur Wechselbälge, Waßernixe, Kielkröpfe. Der Satan nahm die Misgeburten, und schob sie andern gesunden Kindern, die er den Eltern stahl, unter. Zu Deßau lebte ein zwölfjähriges, ganz wohlgewachsenes Kind: es konnte aber nicht reden; es schrie stets, und wolte immer eßen. Luther gab den Rath, es zu ersäufen, und zürnte, daß der Fürst Nein sagte; denn, meinte er, das Kind wäre bloß ein Stük Fleisch ohne Seele, eine Frucht des Teufels, wie er sie zu machen pflege. Vorzüglichen Gefallen fand der Höllendrache an den alten Weibern; sie ließen sich von ihm zur Unzucht misbrauchen, und er theilte ihnen die Kraft der Hexerei mit. Und welche Wunder erfolgten nun! Die Hexen herrschten über die Sinnen und Geisterwelt. Sie theilten Glük und Unglük, Heil und Verderben aus. Sie waren Gebieterinnen im Himmel so gut, als auf der Erde; in der Luft nicht minder, als im Waßer. Sie erregten Stürme und Donnerwetter; sie ließen Hagel und Schloßen vom Himmel fallen; sie verwüsteten die Feldfrüchte, und zerstörten den Erndtesegen. Das Mittel, wodurch sie diese Uebel hervorbrachten, war eben so gräslich als das Unglük, das sie erzeugten. Sie raubten kleine Kinder, und kochten sie; sobald sie gar waren, tobten die Ungewitter.

Alles

Alles unumstößliche Wahrheiten; denn die Weiber bekannten es selbst auf der Folter. Sich zur Strafe, den Frommen zur Erbauung, den Gottlosen zum Warnungsexempel wurden sie überall lebendig verbrannt, wo man sie antraf. Schaarenweise schlepte man diese unglüklichen Schlachtopfer des Aberglaubens zu den Scheiterhaufen. Selbst der Kurfürst und die kurfürstliche Familie glaubte die Hirngespinste und billigte die Executionen. Der Kurprinz hielt sich öfters zu Zechlin in der Prignitz auf: es traf sich, daß ihm in drei Jahren, von 1557 bis 1560. drei Söhne und fünf Töchter sehr jung starben: die alten Weiber hatten die Todesfälle verursacht; denn in der Prignitz wimmelte es von Zauberern und Hexen. Wer konnte da noch die Bestrafung der alten Mütterchen zu hart finden, da sie sich an dem kurfürstlichen Hause zu vergreifen, frech genung waren?

Hier könnten wir Joachim's II. und Johann's Geschichte schließen, wenn wir nicht noch einige Nachrichten von ihrem Tode und von ihrer Familie hinzuzufügen hätten. Der Kurfürst Joachim ging den 2. Januar 1571. auf die Wolfsjagd bei Köpenik; und kam Abends um fünf Uhr heiter zurük. Er zog verschiedne Räthe und Diener, unter andern den Rentmeister Matthias, und den Generalsuperintendenten Muskulus zur Abendtafel, und führte ein muntres Gespräch mit ihnen. Um Mitternacht legte er sich; noch schlief er keine Stunde, als ihn ein heftiger Husten wekte,

Beäng-

Beängstigungen seine Brust klemten, und Frost seinen ganzen Körper erstarren machte. Seinen Leibarzt, Doktor Paul Luther, des grossen Reformators Sohn, hatte er vier Tage vorher zu seinem Bruder nach Küstrin gesandt. Die Hofleute wußten sich in Luther's Abwesenheit nicht anders zu helfen, als daß sie dem Kurfürsten die vorräthigen Arzneien reichten. Allein das Uebel nahm zu; es erfolgte ein heftiges Würgen und eine starke Ohnmacht nach der andern. Noch in derselben Nacht, um vier Uhr am 3. Januar endigte Joachim II. sein Leben. Sein plözlicher Tod wurde einer Vergiftung zugeschrieben, und schreklich gerächt; wovon an seinem Orte ein mehrers. Die wahre Ursache bestand in folgendem. Der Kurfürst hatte von einer aufgebrochnen Rose vor einigen Jahren ein Geschwür am Fuße behalten, und sein Leibarzt Luther drang immer darauf, daß es nicht zugeheilt würde. In seiner Abwesenheit war nach dem Schaden nicht gesehen worden. Durch die Verkältung auf der Wolfsjagd trat die Materie zurük, verursachte nach einigen Stunden einen Stikfluß und führte den Tod herbei. Die Leiche wurde von Köpenik nach Berlin gebracht, und den 26. Januar in das neu erbaute Erbbegräbniß in der Domkirche beerdigt. Joachim II. hat zwo rechtmäßige Gemalinnen gehabt. Die erste hieß Magdalena, des Sächsischen Herzogs Georgs Tochter, im Jahr 1524. mit ihm vermält; sie starb 1534. im Wochenbette. Von den Kindern, die sie gebar, erwuchsen zwei Söhne und

eine

eine Tochter. Diese sind: der Kurprinz Johann George, der Prinz Friedrich, der als Erzbischof von Magdeburg schon 1552. starb, und die Prinzeßin Barbara, nachherige Gemalin des Herzogs Georg von Brieg und Liegniz. Im Jahre 1535. nahm Joachim des Polnischen Königs Siegismund's I. Tochter Hedwig zur zwoten Gemalin. Ihre Kinder waren: Siegmund, seit 1552. Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, starb 1566; Elisabeth Magdalena, nachherige Gemalin des Herzogs Franz Otto von Lüneburg; Hedwig, verehlicht 1560. mit Herzog Julius von Wolfenbüttel; und Sophia, vermält 1561. mit dem Oberburggrafen des Königreichs Böhmen, Baron von Rosenberg. Die Kurfürstin Hedwig starb 1573. zu Ruppin, ihrem Witwensizze.

Der Markgraf Johann von Küstrin starb an dem nämlichen Uebel, an dem sein Bruder gestorben war. Er hatte am linken Schenkel einen ofnen Schaden, den er wider den Rath seiner Aerzte zugehen ließ. Der Kurfürst gab ihm seine Besorgniße darüber zu erkennen; allein Johann antwortete, daß er im Frühjahre durch den Gebrauch des Karlsbades allen üblen Folgen vorbeugen wolte. Joachim beruhigte sich hiermit noch nicht; sondern schikte ihm aus zärtlicher Liebe seinen Leibarzt Luther hin, um ihm die Gefahr vorzustellen, und abzuwenden. Unterdeßen aber starb er durch eben die Ursache. Diese Schrekkenspost vermehrte

Jo-

Johann's Uebel; Luther's Rath kam zu spät; seine Hülfe war zu schwach; der Markgraf starb den 13. Januar 1571. und wurde den 1. Februar in der von ihm selbst erbauten Gruft zu Küstrin zur Erde bestattet. Von seiner Gemalin Katharina, einer Tochter des Herzogs Heinrich's, des Jüngern von Wolfenbüttel, hinterließ er nur zwei Töchter; die eine, Namens Elisabeth, Gemalin des Markgrafen Georg Friedrich's in Anspach; die andre, Namens Katharina, vermält mit des Kurfürsten Joachim's II. Enkel Joachim Friedrich, damaligen Erzbischofe von Magdeburg, und nachherigem Kurfürsten von Brandenburg. Ihre Mutter, die Markgräfin Katharina, erhielt Krossen zum Witwensitz, wo sie auch 1574. gestorben, aber nicht begraben ist; ihre Leiche wurde nach Küstrin gebracht, und der Asche ihres Gemals zur Seite gesezt.

7. Johann George.

1571 — 1598.

Auch dieses Kurfürsten Regierung floß sanft und ruhig dahin, von keinen innern Bewegungen erschüttert, von keinen äußern Ungewittern bestürmt. Erziehung, Karakter, Zeitverhältniß — alles stimmte zusammen, um aus Johann Georgen einen Fürsten zu bilden, der zwar nicht mit Heldenlorbeern seine Stirne kränzte, nicht mit dem Blute

seiner

seiner Unterthanen, mit dem Mark des Landes, mit dem Schweiße der Armut den zweideutigen Ruhm eines Eroberers erkaufte; aber dafür den schönern Titel eines Volksvaters sich errang. Er erweiterte seine Länder nicht; aber er verbeßerte sie: er erstritt keine neue Provinzen; aber er bevölkerte die alten: er führte keine Kriege; aber er gab weise Gesezze; er mischte sich nicht in fremde Welthändel; aber er beschäftigte sich mit seinen eignen Angelegenheiten. Geboren am 11. September 1525. brachte er die Jahre der Kindheit am Hofe seines Vaters, die Zeit des Knabenalters auf der Universität Frankfurt, die der Jugendblüte am kaiserlichen Hoflager, auf Reichstagen, in Feldzügen, die Tage des reifern Alters in der Einsamkeit einiger Landschlößer, fern vom Fürstenpallaste und deßen Gewirre zu. Seit seinem eilften Jahre genoß er den Unterricht des Nikolaus Meister's und des Bartholomäus Rademann's, beider, Profeßoren zu Frankfurt; der erste lehrte ihn die damals zu Staatssachen eben so nothwendig gewordene lateinische Sprache, als es jezt die Französische ist, die Geschichte, die Alterthümer, die Vernunftlehre, die Beredsamkeit; der andre alle Zweige der Rechtswißenschaften. Mit ihm zugleich wurden sein Bruder Friedrich, und ein Meklenburgischer Prinz unterrichtet: alle drei bezogen die Universität Frankfurt, besuchten unter der Aufsicht des berühmten George Sabinus, und des Doktor Willich's die öffentlichen Lehrstunden und hörten zu Hause noch besondre Vorlesungen. Der

Kur-

Kurprinz übernahm zu größerm Glanze der Akademie die Rektorwürde. Nach Vollendung der akademischen Laufbahn begleitete er seinen Vater auf die Reichstage, wo er seine theoretisch erworbnen Kenntniße praktisch anwenden lernte. Auf Befehl eben deßelben stieß er bei'm Ausbruche des Religionskrieges 1546. mit einem Trupp Reuter zum Kriegsheer des Kaisers, stritt mit in jener berühmten Schlacht bei Mühlberg und zeigte bei der Belagerung Wittenberg's so viel Entschloßenheit, daß er die damals unschäzbare Ehre, vom Kaiser zum Ritter geschlagen zu werden, erhielt. Mehr von dem Geiste seines ernsten, sparsamen Onkels Johann's von Küstrin belebt, als mit der Denkungsart seines aufgewekten, prachtliebenden Vaters erfüllt, haßte er den Leichtsinn, die Verschwendung, die Unordnung, welche am kurfürstlichen Hofe ihren Siz aufgeschlagen hatten: unzufrieden mit dem damaligen Regierungssistem zog er sich vom Aufenthalte seines Vaters zurük, und lebte bis zur Thronbesteigung als stiller Beobachter, als forschender Weise auf einigen Lustschlößern in der Priegniz und Altmark, bald zu Zechlin, bald zu Lezlingen, dann zu Witstok, und jezt zu Ziesar. Hier verschafte er sich nüzliche Einsichten in der Haushaltungskunst, und gab Acht auf den Einfluß, den die Regierung in das Wohl oder Wehe der Unterthanen haben kann. Darum nannten ihn Einige: oecononum oder den Wirthschaftskundigen. Groß von Person, stark von Körper stärkte er seine Kräfte, erhielt er seine Gesundheit durch

Arbeit

Arbeit und Mäßigkeit. Müßiggang, Saufen, Kleiderpracht verabscheute er. In Ermangelung einer Beschäftigung liebte er die Jagd. Ihm gebührt die Ehre, daß er einer der ersten deutschen Fürsten war, welcher das, was Prinzen und Hofleute für Regentengröße hielten, tüchtig saufen zu können, für einen Schandflek eines Privatmannes und für einen Brandmark eines Oberherrn ansahe, und seinen nachherigen Hof von diesem Laster reinigte. * Als er sich so bis in sein 46. Jahr gebildet hatte, so ergrif er die Zügel der Regierung, die vorher oft schlaff von Lieblingen gehalten, hin und her geschwankt hatten, mit Mannskraft und festem Arm. Er war mehr Selbstregent, als sein Vater. Er faßte leicht, er überlegte scharf, er beharrte unbeweglich. Doch hier muß ihn die Nachwelt nach der Ueberzeugung, die er von der Rechtmäßigkeit einer Handlung hatte, beurtheilen. Was er für Recht

* Der Hofnarr Andreas von Röbell bekam 1577. eine einträgliche geistliche Pfründe im Stifte Havelberg geschenkt; dagegen mußte er einen Revers wegen seiner guten Aufführung ausstellen, worin es unter andern heißt: "ich will mich auch des "Vollsaufens enthalten, und bei jeder Mahlzeit "mit zwei ziemlichen Bechern Biers und Weins "zufrieden sein. Solte ich dies aber übertreten, "und einmal trunken befunden werden: so will ich "mich in der Küche einstellen, und mir vierzig "Streiche weniger einen, als dem heiligen Apostel "Paulus geschehen ist, von denen, so Ihro Kur-"fürstliche Gnaden dazu verordnen werden, mit der "Ruthe geben laßen —."

Recht hielt, das sezte er in's Werk; von deßen Ausführung schrekte ihn keine Betrachtung zurük. So war er Selbstdenker und Selbstherrscher, auch da, wo er irrte, wo er eignen oder Zeitvorurtheilen folgte. Denn davon konnte sich sein Geist nicht loswinden. Hexereien hielt er nicht bloß für möglich, sondern auch für wirklich; die Goldmacherkunst schäzte, beförderte, begünstigte er, und ward erst durch Schaden klug. Einigkeit in Religionssachen schien ihm denkbar, und sogar ausführbar: Meinungen und Gedanken solten sich in eine Form gießen laßen, die ihm die zwekmäßigste war; Geister solten an Ketten wandeln, und nicht aus dem vorgezeichneten Gleise treten. Wer wird aber einem Fürsten der Vorzeit verargen, was Herrscher der spätern Jahrhunderte thaten, noch thun, und wohl ferner thun werden? Er liebte den Frieden, aber aus Grundsäzzen; nicht aus Furcht. Würfe ihn jemand in den Kriegssattel, sagte er oft, so solte er Mühe haben, bis er ihn wieder heraus brächte. Durch Sparsamkeit führte er mehr Ordnung am Hofe, und in den Finanzen ein; von ihr geleitet wandte er die von den Ständen bewilligten Summen wirklich zur Tilgung der Landesschulden an. Nur bei Besuchen fremder Fürsten zeigte er Pracht: in den ersten zehn Jahren seiner Regierung opferte er diesem Gözzen gar nicht: denn die Schuldenlast drükte zu hart. Den Adel, der seine Rohheit allmählig abschliff, Kenntniße nicht mehr für Schande, Geistesverfeinerung nicht mehr für Erniedrigung hielt, schäzte er im Verhältniße seiner steigenden

Wür-

Würdigkeit hoch; höher als alle seine Vorfahren gethan hatten, und beförderte ihn zu Ehrenstellen, die ihm bisher entzogen werden mußten, weil sein Verdienst mehr in der Faust, als in Kopfe bestand. Seine Gerechtigkeit sezte aber deswegen die übrigen Stände nicht zurük. Jedem der Unterthanen war der Zutritt zu ihm, und der Zugang zu seinem Herzen geöfnet. Mit einem Worte: er regierte so, daß es einleuchtete, der Flor des Landes, das Aufnehmen der Städte, der Wohlstand der Dörfer, das Heil Aller sei ihm aufrichtiger Wunsch und ernstliche Beschäftigung.

Längst schon hatte Johann George als Kurprinz mit verbißenem Unwillen die Geldverschwendungen am Hofe seines Vaters bemerkt. Als Kurfürst war seine erste Sorge, Rache zu üben an denen, die seiner Meinung nach an der Erschöpfung der Schazkammer Schuld waren. Die Lieblinge und Räthe, die bisher das Staatsschiff geführt hatten, wurden zur Rechenschaft gefodert. Zu bedauren ist es, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen vermengt, und die Nachläßigkeit des vorigen Regenten seinen Dienern ganz und allein zum Verbrechen angerechnet wurde. Der unglükliche Thomas Matthias erfuhr den Zorn des neuen Fürsten zuerst; doch von ihm haben wir schon oben gehandelt. Ihm folgte der Rath Albrecht von Thümen in der Ungnade des jezzigen Herrn: auch ihm wurden, wie jenem, seine Papiere, Sachen und Zimmer versiegelt; aber kein

Flek

Flek schändete seine Ehre; er ward seiner Dienste entlaßen. Sein Schiksal erfuhren fast alle übrigen Diener und Hofleute. Nur der Kanzler Lamprecht Distelmaier erhielt das Zutrauen, das er verdiente, und die Stelle, die er stets mit Ruhm bekleidet hatte. Mit den Beamten in der Neumark, einer Provinz, welche Johann George wieder mit dem Mutterlande vereinigte, war er eben so wenig zufrieden, als mit den gestürzten in der Kurmark. Der Kammerrath Grieben wurde gefangen gesezt; er endigte die Untersuchung durch Selbstmord. Der Kanzler Birkholz bekam den Abschied, und mit ihm eine Menge anderer Diener.

Ganz fiel das Schrekken des rächenden Fürsten über den Vertrauten und Günstling Joachim's II, über den Hofjuden Lippold, und über seine ganze, diesmal gewiß unschuldige Nazion. Johann George, von selbst schon über den Israeliten erbittert, wurde durch übertriebne Klagen, die von allen Klaßen und Ständen, von allen Städten und Winkeln des Landes gegen den Juden einliefen, ganz Feuer. Eine strenge Kommißion untersuchte seine Rechnungen, und Münzverwaltungen, sein Leben und seine Handlungen; und fast sahe man sich genöthigt, ihn frei zu sprechen. Unversöhnlicher und unmenschlicher Haß, den damals die Christen gegen die Juden für einen Religionsartikel hielten, bereitete ihm endlich ein Verderben, deßen Andenken man aus den Jahrbüchern der Geschichte wegwünschen möchte. Einige Bürger, die ihn bewachen

mußten,

mußten, sagten aus, von seinem Weibe, die ihn besuchte, folgende Worte gehört zu haben: "wenn „der Kurfürst wüßte, was du für ein böser Schelm „bist, und was du für Bubenstükke mit deinem „Zauberbuche kannst, so wärest du längst kalt." Hierbei erinnerte man sich an den plözlichen Tod Joachim's, und an den Umstand, daß ihm der Jude Lippold vor dem Schlafengehn in seiner lezten Nacht einen Trunk Malvasierwein, aber auf Befehl, gegeben habe. Nun glaubte man nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß der Kurfürst vergiftet worden wäre. Allein man bedachte nicht, wie ungereimt nur ein solcher Gedanke, wie unwahrscheinlich ein solches Vorhaben von Seiten des Juden sei. Lippold, der das Herz seines Herrn in Händen, und das Vertrauen Joachim's in seiner Gewalt hatte, der es wußte, daß von ihm sein Glük, sein Reichthum, sein Leben abhinge; der es einsahe, daß der neue Fürst ihn seiner Stelle und seiner Herrlichkeit berauben, daß der Todestag seines Gönners auch der lezte Tag seines Ansehns sein würde; dieser Lippold solte seinen Fall durch Umreißung seiner Stüzze beschleunigen; seinen Untergang früher herbeiführen? solte nicht wenigstens einen Theil seines Vermögens vorher in Sicherheit gebracht haben? Gründe, die Vorsicht hätten erzeugen sollen. Aber glühender Haß und fraße Vorurtheile — wenn geben die der kalten Vernunft Gehör? Ohne die Zeugen gehörig zu prüfen, ohne eine unerhörte Sache durch klare Beweise zu erhärten, gebrauchte man ein Mittel, das für die Trägheit der Richter

das

das beste, aber für das Wohl der Menschheit das schlimste ist; man gebrauchte die Folter. Der Scharfrichter mußte den Verklagten auf der Marterbank ausspannen, durch Hand und Fußschrauben seine Glieder zerren, ausdehnen, aus den Gelenken reißen; stundenlang wurde der Unglükliche gemartert; stromweise stürzte das Blut zum Halse heraus; der lezte Hauch schien zu entfliehen; mit Wein erfrischte man den Ohnmächtigen, durch stark riechende Sachen rief man den Halbtodten in's Leben zurük. Er solte bekennen, und läugnete troz der Höllenqual. Nun suchte man das erwähnte Hexenbuch auf; man fand es, und in demselben die abgeschmaktesten Poßen, die einfältigsten Lappalien. Hier stunden Recepte angegeben, wie man zwei, drei und mehr Teufel in ein Glas bannen, darin versiegeln und auf vorgelegte Fragen zu antworten nöthigen könne. Dort lehrten andre Mittel, wie man mit Haselnußstökken und Haaren von gehangenen Dieben Teufel vertreiben und anlokken solle. Da war vorgeschrieben, Zähne von schwarzen Hunden, gekaufte Schwalben, zerstoßne Menschenknochen und dergleichen mehr untereinander zu rühren, um Wunderdinge, wie auf den Ruf der Allmacht, zur Wirklichkeit hinzuzaubern. Diese verächtlichen Kinderspiele, diese Auswürfe des Wahnsinns wurden für vollgültige Beweise angesehen, daß Lippold sich des vorigen Kurfürsten Gunst erzaubert habe; als ob es ein Verbrechen wäre, sich jemandes Gewogenheit zu erhexen! Der Beschuldigte bekannte immer noch nicht; offenbar, weil er nichts

zu

zu bekennen hatte. Die Menge der einlaufenden Bittschriften selbst von Juden, gegen Lippold's Uebermuth, schwoll stets höher an: der Kurfürst wurde in der Erbitterung erhalten. Das Hauptlaster, deßen man ihn überführen konnte, war Unbarmherzigkeit und Wucher. Es erschienen Schuldverschreibungen, wo er Geld zu sechs Procenten aufgeborgt und zu vier und funfzig wieder verliehen hatte. Schon zwei Jahre dauerte die peinliche Untersuchung; zulezt (Dank sei es den Bemühungen Meister Balzer's, wohlgeübten Scharfrichters zu Berlin) bekannte er Mitwochs vor Fastnacht 1573, daß er den Kurfürsten bezaubert, betrogen, vergiftet und Bubenstükke jeder Art, wie es die Richter verlangten, begangen habe. Nicht lange darauf sprach und vollzog man ein Urtheil, wovor die Menschheit schaudert. Zehnmal zwikte man ihn mit glühenden Zangen an verschiednen Orten, räderte ihn auf dem Neumarkte zu Berlin mit vier Stößen an Armen und Beinen, zerhieb ihn in vier Stükke, riß ihm die Eingeweide aus dem Leibe, verbrannte sie mit dem Zauberbuche, hing die zerstükkelten Theile an vier besondre Galgen an den Landstraßen auf, und stekte den Kopf auf das Georgenthor. Unter dem Gerüste lief eine große Maus hervor: diese war der Zauberteufel. Sein Vermögen wurde zu Bezahlung der Gerichtskosten verwendet: tausend Thaler blieben übrig; man gab sie der Witwe, die man mit neun unerzognen Kindern über die Grenze schafte. In Lippold's Unglük wurden alle Juden in der Mark mit verflochten.

ten. Ihr Glaube war den Geistlichen, ihr Vermögen den Richtern, der bisher genoßne Vorzug dem Kurfürsten ein Anstoß. Alle mußten ihre Güter verkaufen, Inventarienkosten und Abzugsgelder bezahlen; so den Wanderstab zum zweiten male in diesem Jahrhunderte ergreifen, und das Land auf immer räumen. Wolten sie Christen werden, so solte das Bad der Taufe ihre Verbrechen abwaschen, und ihnen die Freiheit zu bleiben gestattet werden. Sie zogen aber Elend und Mangel der Abtrünnigkeit vom Gesezze Moses vor, und wandten sich theils nach Böhmen, theils nach Polen. Lippold's Witwe legte ihre Klagen über die Grausamkeit der Richter zu den Stuffen des Kaiserthrones nieder. Maximilian II. hörte sie, und machte dem Kurfürsten schriftliche Vorwürfe. Aber Johann George antwortete ernst und entschloßen unter'm 3. April 1574: er möchte nicht gern von einer Sache hören, die seinen Schmerz über den unzeitigen Tod seines Vaters erneuere. Der Jude sei nach Urtheil und Recht verdammt worden. Die Judenschaft wäre sammt und sonders schädliches Ungeziefer: er danke Gott, daß er ihrer los sei. Die Lippoldin habe noch an tausend Thaler bekommen, da ihr gar nichts angehörte; denn alles wäre ungerechtes Wuchergeld, von seinen Unterthanen erpreßt. Er hofte daher, daß ihn der Kaiser mit weiterm Schreiben verschonen würde.

Die wichtigste und nothwendigste Angelegenheit, die Johann Georg's ganze Regierungskraft

kraft erfoderte, war die Tilgung der Landesschulden. Er schrieb gleich anfangs einen Landtag aus; aber er verzog sich bis in's folgende Jahr, weil man erst durch genaue Untersuchungen den wahren Zustand der Finanzen, und die eigentliche Schuldsumme ausmitteln mußte. Da fand sich denn, daß sie zwei Millionen und 600000 Thaler betrüge. Vierzehn Tage nach Pfingsten 1572. versammelten sich sämmtliche kurmärkische Stände zu Köln, um ihres Herrn Willen zu vernehmen. Der Kanzler Distelmaier hielt den Vortrag, worin er die Nothwendigkeit einer außerordentlichen Geldhülfe zeigte. Erstaunen ergrif die ganze Versammlung über die Größe einer Schuldenlast, die uns schon ansehnlich, ihnen gar unbegreiflich schien. Sie konnten sich nicht enthalten, bittre Anmerkungen, über die Haushaltung der Regenten zu machen; und eine Freimüthigkeit zu beweisen, die jezt für Hochverrath, für Majestätsverbrechen gelten würde. "Fürsten, sagte die Mehrheit der Stände nach Leuthinger's Bericht, "sind Bewahrer, nicht Eigen„thumsherren des Vermögens der Unterthanen; „mit dem durch Schweiß erworbnem Gute des „Volks nach Willkühr schalten, ist Tirannei, nicht „Herrschaft. Wer kann da gleichgültig bleiben, „wenn Regenten thun, was ihnen einfällt, an keine „Pflicht, an keine Regierungssorgen gebunden zu „sein glauben; wenn sie ihre Zeit durch Jagden „tödten, nur für Schauspiele, für Ergözzun„gen leben, nur in unnüzzem Pomp Ehre su„chen; durch Wein, und durch Ausschweifungen,

„die der Rausch gebiert, des Landes Schäzze ver-
„praßen, wenn sie von Lüsten erschlafft, aber nicht
„gesättigt, schlummern, wo sie wachen, träumen,
„wo sie denken sollen; wenn sie Habsüchtige oder
„Schmeichler mit dem Raube der Bürger mästen;
„wenn sie, um die so erschöpften Schazkammern
„mit dem Marke der Unterthanen wieder zu füllen,
„die Stände durch süße Versprechungen überreden,
„durch Drohungen schrekken, mit Gewalt zwingen;
„wenn sie bei den Ihrigen Haß, bei den Fremden
„Verachtung erzeugen! Das heißt nicht, die Scha-
„fe scheeren, sondern schinden; nicht, die Wolle neh-
„men, sondern das Fell abziehen. Privatleute wer-
„den bestraft, wenn sie mehr verschwenden, als ihre
„Einnahme erlaubt: wie viel schädlicher, wie viel
„strafwürdiger ist die Schwelgerei derer, die die
„Aufseher und Wächter der Gesezze sind!" Einige
Tage vergingen mit Gezänke, mit Spott- und
Strafreden. Endlich siegte der Kurfürst; er mach-
te ihnen begreiflich, daß reden nichts hülfe, wo
handeln nöthig sei; daß vergangne Dinge wohl ge-
tadelt, aber nicht geändert werden könnten; daß
alle Rathschläge, die nach der That gegeben wür-
den, zu spät kämen. Man kannte seinen Karakter,
der gemäßiget und seine Sparsamkeit, die bewährt
war: daher gab man nach. Der Adel, dem der
neue Kurfürst vorzügliche Aufmerksamkeit bewies,
ging den Städten mit seinem Beispiel vor; er that
nebst dem Prälatenstande diesmal mehr, als er zu
thun schuldig war; er übernahm die Bezahlung
von 675 000 Thalern; die Bürger unterzogen sich

einer

einer gleichen Verbindlichkeit; und so hatte Johann George für die Erlöschung von einer Million und 350000 Thalern Schulden hinlängliche Sicherheit. Die beiden ersten Stände gaben sonst nach altem Gebrauch nur ein Drittel zu den Landesbedürfnißen, wo die Bürger zwei Drittel erlegen mußten. Weil sie diesmal die gleiche Last trugen, so erhielten sie einen Revers, daß diese Willigkeit ihnen in Zukunft zu keinem Nachtheil gereichen solle. Noch aber blieben über eine Million Schulden übrig, die getilgt werden solten. Der Kurfürst wolte sie auf die Neumark wälzen. Daher trug er den Ständen dieser Provinz auf einem Landtage zu Küstrin sein Verlangen vor. Aber hatten die Abgeordneten der Kurmark Klage erhoben, so beschwerten sich die Neumärker erst recht, und dies mit mehrerm Grunde. "Joachim II, „der Urheber der Schulden, sagten sie, war nicht „unser Fürst. Wir gehorchten dem Markgrafen „Johann, der sparsam lebte, Schäzze sammlete, „und seine Unterthanen vor dem Unglük, Schulden „zu bezahlen oder Zinsen zu geben, bewahrte. Was „haben wir mit Anleihen zu thun, die weder von „unserm Fürsten, noch zu unserm Nuzzen gemacht „worden sind? Der Festungsbau von Küstrin „und Peiz ist drükkend genung für uns gewesen. „Wir zahlten mehr, als wir vermochten. Aber das „feierliche Versprechen Johann's, daß wir von „neuen Auflagen gänzlich frei sein solten, tröstete „uns. Bloß unter der Bedingung, mit keiner grös„sern Bürde bepakt zu werden, haben wir dem neu„en

„en Kurfürsten den Huldigungseid abgelegt." Der Kanzler Albinus erwiederte hierauf im Namen seines Herrn: die Neumark machte jezt mit der Kurmark nur einen Körper aus; alle Glieder empfänden die Unfälle mit, die einige anfielen; alle litten, wenn einige den Dienst zum gemeinschaftlichen Besten versagten. Gesezt, es brächen Feinde in eine Provinz und verheerten sie, würde da die andre weise handeln, wenn sie die Hände in den Schooß legte, und bloß gleichgültige Zuschauerin der nachbarlichen Verwüstungen wäre? würde sie nicht bald von gleichen Zerstörungen überschwemmt werden? Diese Vorstellung wirkte. Der Kurfürst versprach, eine halbe Million aus seiner Privatkaße zu bezahlen; die übrige Schuld nahmen die Neumärker auf sich. Sie machten Einrichtungen, daß in funfzehn Jahren alle Schulden getilgt würden. Zu diesem Behuf wurde eine neue Bierziese für die Ritterstädte und Flekken, welche die alte Ziese bisher nicht erlegt hatten, eingeführt: auf jedes Gebraue von 36 Scheffeln Malz bewilligte man drei Thaler Abgabe. Außerdem wurde der Hufenschoß bis auf zwei Thaler von einer Ritter- und bis einen Thaler von einer Bauerhufe erhöhet. Indeßen die Last war zu groß; die einzige kleine Stadt Beerwalde mußte allein jährlich über 533 Thaler beitragen; daher konnte die übernommene Schuld in den funfzehn Jahren nicht völlig vernichtet werden. Auf einem Landtage 1592. ließen sich die Neumärkischen Stände bewegen, die Bierziese, die sie nur auf einige Jahre bewilligt hatte,

te, von jezt an während der ganzen Lebenzeit des Kurfürsten zu dulden. Sie erhielten dafür einige Handelsvortheile, und die Erlaßung von der Hälfte rükständiger Steuern: so wie sie sich auf dem ersten Landtage ausbedungen hatten, daß zu Küstrin eine besondre Regierung für ihre Provinz bleiben und nicht nach Berlin verlegt werden solte.

Beide Marken zusammen erhielten für ihre Bereitwilligkeit bei Uebernahme der Schulden noch eine anderweitige, doch nur kurze Zeit dauernde Begünstigung. Der Kurfürst Joachim II. führte im Jahre 1569. mit kaiserlicher Bewilligung einen neuen Kornzoll zu Lande in der Kurmark ein. Johann George bestätigte ihn bei seinem Regierungsantritt, und dehnte ihn auf die Neumark aus. Hierüber entstund großes Misvergnügen; die Adelichen und Geistlichen beriefen sich auf ihre Freiheiten; die Städte auf alte Versicherungen der Landesherrn, daß sie mit keinen neuen Auflagen beschwert werden solten; alle weigerten sich, ihn zu erlegen. Der Kurfürst willfahrte ihrem Verlangen bei der jezzigen Gelegenheit, da sie die Schulden übernahmen; den Neumärkern erließ er den Zoll für ihre Personen und Hausbedürfniße, aber nicht für Getreide, womit sie handelten; die Kurmärker befreite er, allein gegen eine Schadloshaltung, völlig davon. Sie mußten ihm statt deßen jährlich 8000 Thaler Ersaz auf fünf Jahre versprechen. Mit dem Jahre 1577. ging der Vergleich zu Ende: und nun wurde der Zoll wieder eingeführt. Denn, sagte der Kurfürst, diese Abgabe wäre bloß auf eine

Zeit-

Zeitlang, nicht aber auf immer eingestellt gewesen; und die Landstände könnten sich nicht unterstehen, theuer erworbne Regale und Zollprivilegien einzuziehen oder aufzuheben.

Als Johann George die Schuldensache geendigt, und neue Ordnung und neues Leben in die Finanzen gebracht hatte, so richtete er sein Auge auf eine andre Seite, von welcher her Unruhen und Zerrüttungen über seine Länder strömten; dies waren die theologischen Zänkereien, die nicht bloße Spiele der Gelehrten blieben, sondern rasende Kämpfe aller Volksklaßen wurden. Bald nach Luther's Tode vergaß man gerade die wesentlichen, die unsterblichen Vorzüge dieses denkwürdigen Mannes, und staunte nur die unbedeutenden an; man vergaß, was er war und sein wolte: nicht lezter Ruhepunkt alles menschlichen Wißens, nicht Vollender eines Werks, das nie vollendet werden wird, der Geistesvervollkommnerung; man vergaß, was er doch so deutlich in einem Schreiben an Melanchthon 1530. sagte: "es gefällt mir übel, daß „ihr schreibet, ihr habt mir, als dem Haupte in „dieser Sache um meines Ansehns willen ge„folget. Ich will nichts heissen, auch nichts „befehlen, will auch nicht Autor genannt „werden." Und an einem andern Orte: "du mußt „nicht Luther's, sondern Christi Schüler sein; „und ist nicht genung, daß du sagest: Luther, „Petrus, oder Paulus hat das gesagt, sondern du „mußt bei dir selbst ein Gewißen fühlen, daß es

„Gottes

„Gottes Wort sei. Nicht also, lieben Freunde! „Laßet uns tilgen die partheiïschen Namen, und „Christen heißen, des Lehre wir haben.“ Nach seiner eignen Meinung wolte er bloß der Wegweiser zur Wahrheit, nur der sein, der die Bahn gebrochen habe; seine Nachfolger solten weiter vordringen auf dem Wege der Erkenntniß, solten die Straße immer mehr ebnen, reinigen, weiter fortführen. Allein hierin versahe man es. Seine Zeitgenoßen blieben stehen, wo er sie hingeleitet hatte; und hielten es für ein Verbrechen, rechts oder links auszutreten, oder weiter gehen zu wollen; so wurde gerade die schönste Frucht der Reformation in ihrer Blüte zerknikt, das immer weitre, freie Fortschreiten des menschlichen Geistes. Einige edle Männer, ganz von der Denkungsart ihres Vorgängers belebt, wahre Protestanten, unternahmen es, und bildeten den Stoff, den Luther erst aus dem groben gearbeitet hatte, feiner aus; sie erklärten, bestimmten, entwikkelten deutlicher, genauer, heller, was er noch dunkel, verwirt, verhüllt gelaßen hatte. Aber diese Versuche bekamen ihnen übel. Kurzsichtige, eingeschränkte Geister, hartnäkkige Starrköpfe, blinde Nachbeter verkezzerten, verläumdeten sie; und schrien so mächtig und so laut, daß ihre Stimme das Ohr der Regenten erreichte; jezt legte man der Freiheit der Seele einen Zaum an, sezte dem daherrauschenden Strome der Aufklärung Dämme entgegen, die erst die spätern Zeiten zu durchlöchern anfingen, aber bis jezt noch nicht ganz durchbrechen konnten. Luther trug die Lehre vom Abendmal

mal in unbegreiflichen, oft harten, immer schwankenden Ausdrükken vor. Melanchthon drukte sich bestimmter, gelinder, verständlicher aus. Darüber erhoben unberufne Zionswächter Zetergeschrei. Vor seiner Gelehrsamkeit hatte man noch Ehrfurcht; aber seine Anhänger wurden Philippisten (Melanchthon's Taufname war Philipp) Kryptokalvinisten (heimliche Reformirte) Sakramentirer gescholten. Luther stellte den Menschen bei der Bekehrung als eine todte Maschine, als ein ganz leidendes Wesen, als einen Kloz ohne Willen, ohne Thatkraft vor; Gott bekehrte ihn allein, verrichtete alles, der Mensch nichts, gar nichts. Melanchthon milderte diese harte Rede; er ließ dem Menschen bei seiner Beßerung einigen freien Willen, den Gott mit seiner Kraft begleite. Darüber mußte er ein Synergiste, das heißt: ein Kezzer sein, der die Mitwirkung des Menschen bei der Sinnesänderung glaubte. Der rüstigste Gegner des Synergismus Matthias Flatius, Lehrer zu Wittenberg, und nachher an andern Orten, behauptete in der Hizze des Streits und vertheidigte in der Nüchternheit des Nachdenkens den abentheuerlichen Saz, daß die Erbsünde das Wesen der Seele, die eigentliche Substanz des Menschen sei; da sie seine Widersacher nur für etwas Zufälliges, für ein Accidenz hielten. Die Wuth dieser und noch mehrerer Zänkereien fiel die Geistlichen im Brandenburgischen, so wie in andern Ländern, gleich einer anstekkenden Seuche an. Ihre Gespräche in Gesellschaften, ihre Predigten auf den Kanzeln, ihre Unter-

terweisungen bei der Jugend, ihre Abhandlungen in Schriften enthielten nichts, als kryptokalvinistische, synergistische, substanzialische Streitigkeiten; ihre Zuhörer und Leser wurden mit barbarischen Worten, und mit noch barbarischern Sachen gemartert. Der ganze Volksunterricht lief auf läppische Poßen, auf ärgerliche Empörungen, auf unchristliche Verkezzerungen hinaus. Tugend und Frömmigkeit führten nicht zum Himmel; ein Paar altfränkische Wörter, die keiner verstand, und zu verstehen brauchte, öfneten des Paradieses Thor. Wer nur das Wort: Substanze lallte, ward selig, mochte er auch sonst ein Bösewicht sein. Bauern frugen sich einander in der Schenke, ob sie an die Substanze oder Accidenze glaubten? Wehe denen, die ein ander Losungswort zum Himmel wählten, als das, was den mehrsten Stimmen gefiel. Bänke, Krüge, Tischbeine flogen den Widersprechern an die Köpfe, und prägten ihnen die wahre Lehre durch tiefe Löcher, durch zerstoßne Nasen, durch eingeworfne Hirnschädel in's Gedächtniß. Man denke nicht, daß bloß der Pöbel durch Rippenstöße und durch Kopfwunden für die Wahrheit focht: auch ihre Wächter gingen diesen Weg. In einem Briefe aus Berlin um die damalige Zeit heißt es: "Wunder habe ich gehört, „wie sich unsre Geistlichen schlagen, schelten, und „zanken, so daß es Sünde und Schande ist. In „der St. Nikolauskirche haben sie sich mit den „Leuchtern geschlagen. Die zu St. Marien haben „sich auf dem neuen Markte einander mit Steinen

„gewor-

„geworfen, daß man sie mit großer Mühe hat von „einander bringen müßen. Das sind ihre guten „Exempel in diesen gefährlichen Zeiten. Ich geden„ke, daß der liebe Gott ihnen nicht wird so viel „laßen zu gute werden, daß sie die Pestilenz erwi„sche, sondern der Teufel wird sie noch wohl gar „hinweg holen.“ Möchten doch Zeloten und Betbrüder, welche die alten Zeiten, wo noch Religion und Sitsamkeit geblüht habe, ewig im Munde führen, und unmäßig loben, bei solchen Stellen verweilen; vielleicht, daß ihr Urtheil anders ausfiele, und ihr kopfhängerisches Seufzen über den Verfall der Gottesfurcht in unsern Tagen nicht ferner sie und die Welt belästigte!

Der Kurfürst Johann George hielt es für seine Pflicht, wie sie es auch war, den theologischen Unordnungen Einhalt zu thun. Er machte ein so genanntes Corpus Doctrinæ oder eine Sammlung von Lehren und Kirchenvorschriften 1572. bekannt, wornach sich alle Geistlichen in beiden Marken richten solten, damit wenigstens eine äußerliche Uebereinstimmung in den protestantischen Kirchen, und bürgerliche Ruhe bewirkt würde. Diese Sammlung bestand aus der Augspurgischen Konfeßion, aus Luther's kleinem Katechismus nebst den Erklärungen darüber und aus einer Agende und Zeremonienordnung. Im folgenden Jahre, 1573. gab er eine weitläuftige, in den kommenden Zeiten größtentheils beibehaltne Visitation's- und Konsistorial-Ordnung heraus, von denen wir folgende

gende Auszüge, die uns bemerkenswerth scheinen, machen: Es wurde festgesezt, daß nur ein einziger Generalsuperintendent für die ganze Mark sein solte. Die Benennung: Superintendenten, hörte auf; statt ihrer wurde der Pfarrer einer jeden Kreisstadt, oder, wenn ein solcher unfähig dazu war, ein andrer aus der nächst anliegenden Stadt zum Inspektor ernannt. Alle zehn Jahr solte eine große, allgemeine Visitation durch's ganze Land von dem Generalsuperintendenten, einem weltlichen Konsistorialrathe und einem Notarius; in jedem Jahre aber eine genaue Untersuchung in jedem Kreise von dem Inspektor vorgenommen, und dabei unter andern die Reinigkeit der Lehre, so wie die Rechtschaffenheit des Wandels der Geistlichen Gegenstand der Nachfrage sein. Die Patronen behielten die bisherige Freiheit, Prediger, welche ihnen misfielen, aber nur aus wichtigen Gründen, wieder absezzen zu dürfen. Verabschiedete konnten sich jedoch mit Klagen an's Konsistorium wenden, wo der Grund oder Nichtgrund der Absezzung geprüft wurde. Noch immer waren viele Gemeinen mit schlechten Lehrern versorgt. Dies erhellet aus einer Stelle der Verordnung, wo der Kurfürst den Kollatoren oder Patronen einschärft, zu einem Amte, von deswegen der Sohn Gottes sein Blut vergoßen habe, tüchtige Leute zu berufen, nicht aber mehr, wie bishero geschehen wäre, Schneider, Schuster oder andre verdorbne Handwerker, und Ledigkgenger das heißt, Müßiggänger zu Seelsorgern anzunehmen. Denn solche Leute verstünden

ihre

ihre Grammatik nicht, könnten noch weniger recht lesen, wären verdorben, weil sie ihres Berufs nicht gewartet hätten, und wolten nur nothhalber Pfaffen werden, weil sie nirgends hinaus und kein andres Gewerbe zu ergreifen wußten. Ihre Vorträge müßen oft von wunderlicher Art gewesen sein. Denn es ward ihnen anbefohlen, ferner keine ärgerlichen Reden auszuschütten, und keine lästerlichen Flüche von heiliger Stäte erschallen zu laßen, wodurch die Zuhörer, besonders die jüngern nicht erbaut, sondern verführt und wild gemacht würden. Statt deßen solten sie lieber ihre Predigten fein ordentlich distribuiren, und jedes Stük genau erklären, und fleißig vortragen; eine Regel, die jezt noch manchem heiligen Schwäzzer zugerufen werden möchte. Zu den Vorurtheilen der damaligen Zeit gehört der Befehl, daß gottlose, faule, unachtsame Leute, Verächter des Abendmals, das heißt: solche, die einige Jahre das Sakrament des Altars nicht gebraucht hatten, ferner alle Spieler, Zaubrer, Fullsaufer, Hurer und dergleichen Sünder mehr von den christlichen Versammlungen, von Gevatterschaften, vom Kirchhofe ausgeschloßen wurden. Man verscharrte sie anderswohin als unvernünftige Thiere (diesen Ehrentitel erhielten sie) ohne Sang und Klang. Unsre Kirchhöfe würden sehr leer sein, wenn diese Verordnung noch ihre Kraft hätte.

Für alte, schwache und gebrechliche Pfarrer sorgte der Kurfürst zwar, aber doch sehr kärglich. Erhielten reiche oder nur einigermaßen begüterte

Geist-

Geistliche einen Substituten, so bekamen sie gar nichts weiter von der Pfarreinkünften. Den ganz Armen, die aber doch zehn Jahre an demselben Orte gedient haben mußten, wurde der achte Theil des Gehalts ausgesezt. Unter dieser Regierung ward es auch zuerst wohlthätige Sitte, daß Witwen und Waisen ein Gnadenjahr zu genüßen hatten.

Was werden aber unsre neuern Modeerzieher zu folgender Vorschrift Johann Georg's sagen? wie die Nasen rümpfen und die parfümirten Köpfe schütteln, wenn sie lesen: "da wir berichtet „sein, daß die Schulmeister und ihre Gesellen, weil „viel Arbeit zu Lesunge und Repetirunge der Gram„matica gehört, zu den Poeten und andern großen „lectionibus, die lustiger zu lesen sein, dann die „Grammatica zu repetiren ist, eilen, viel unnöthig „Comment dabei dictiren, und also die Jugend ver„säumen und verderben: so soll ihnen von dem „Rathe und Pfarrer sonderlich zu Gelübde und „Pflicht gebunden werden, unverdroßen zu sein, mit „den Knaben alle Tage Grammaticam und Syn„taxin zu üben, auch mit ihnen aus allen Lectio„nibus zu Decliniren, Conjugiren, und Constructio„nes zu suchen, und sie daneben fleißig gewöhnen, „langsam klar und unterschiedlich zu lesen und zu „reden; auch zu einer guten, gemeinen, leserlichen „Schrift, die wohl distingvirt sei, anzuhalten!" Er ließ sich überhaupt die Erziehung der Jugend sehr angelegen sein. Er hielt auf eine strenge aber menschliche Kinderzucht, und schärfte sie durch Lehren

ren und Beispiele durch Befehle und Strafexempel ein. Die Schulmeister sollen, heißt es in der Visitationsordnung, mit den Knaben nicht, als Tirannen umgehen; sondern mit Veruunft und Maaß: sollen ihre Bosheiten hart, aber ohne Verwundung, mit der Ruthe, aber ohne Verlezzung der Gesundheit bestrafen. In wichtigen Fällen zeigte er Ernst. Christoph Körner oder Cornerus, Doktor, Professor, und seit 1581. nach Muskulus Tode Generalsuperintendent hatte einen am Leibe verwachsenen und an der Seele verkrüppelten Sohn, der Magister zu Frankfurt war, aber durch ein schändliches Leben seinen Vater kränkte, seine Würde verunehrte, und allgemeines Aergerniß verursachte. Der 76 jährige Alte verwieß ihm seine Ungezogenheiten. Allein diese Vermahnung erbitterte ihn so sehr, daß er sich an seinem Vater vergrif, ihn mit Schlägen mishandelte, bei den Haaren auf der Erde herumschlepte, und mit mörderischem Fuße dem auf den Hals trat, der ihm das Leben gegeben hatte. Kaum erfuhr der Kurfürst, was vorgefallen war, als er den jungen Körner einziehen, verhören und allen ungerathnen Kindern zur Warnung öffentlich hinrichten ließ. Ein andrer verwahrloseter Jüngling, des Inspektor's Marsilius zu Nauen Sohn, Student zu Wittenberg, hatte von seinem Vater Geld zu Ausschweifungen gefodert; und, da es ihm versagt wurde, Briefe an ihn, den Vater, an den Rath und an einige Bürger geschrieben, worin er drohte, das väterliche Haus nebst der ganzen Stadt anzuzünden, wenn sie den Vater nicht

zu

zu Schikkung des verlangten Geldes bewegen würden. Die Sache ward ruchtbar; alsbald ließ ihn der Kurfürst von Wittenberg abholen, und, so sehr auch der Vater für den Bösewicht bat, auf dem Marktplazze enthaupten. Zugleich ertheilte er dem Inspektor und den übrigen Geistlichen die goldne Vermahnung, daß sie lieber ihre Kinder vernünftig erziehen, als die Gemeine durch theologische Zänkereien verwirren möchten. Zur Unterstüzzung armer Knaben, die vortrefliche Anlagen, aber geringes Vermögen hatten, bestätigte er die alten Stipendien in den Städten, errichtete oder erlaubte neue, und gab allen eine zwekmäßige Einrichtung. Es solten aus den Kirchenkaßen, wenn die Kirchendiener gehörig besoldet wären, unbegüterte Bürgerssöhne von fünf zu fünf Jahren unterstüzt werden. Da man aber schon damals die Klage führte, daß die Stipendien an Reiche oder Unwürdige, an Buben, die mehr des Spaziergehens, des Saufens, des Bulens, als des Studirens abwarten, aus Gunst oder durch Schleichwege verschwendet würden: so befahl der Kurfürst, daß die Bewerber der Stipendien vorher von dem Konsistorio geprüft und examinirt werden solten. Der, welcher tüchtig befunden, aber hernach lüderlich, ein bloßer Gaßentreter, wie die Urschrift sagt, würde, solte sogleich das erhaltne Stipendium wieder verlieren. Eine besondre Freude machten dem Kurfürsten die errichteten Jungfer- oder Mädchenschulen: er ermahnte die Bürger nachdrüklichst, ihre Töchter darin lesen, schreiben, beten und christliche Gesänge lernen zu laßen.

Die

Die bisherigen Anstalten betrafen mehr das Aeußre, als die eigentlichen Lehren der Religion. Noch herrschte in den Vorträgen der Glaubenswahrheiten dieselbe Uneinigkeit, dieselbe Zanksucht, als vorher. Mit Freuden bot daher der Kurfürst Johann Georgen den Sächsischen und einigen andern Fürsten die Hand, welche zur endlichen Beilegung alles Disputirens und Streitens ernste Versuche machten. Im Jahre 1576. kamen auf ihre Vermittelung funfzehn Theologen aus verschiednen Ländern zu Torgau zusammen, um an einer Lehrformel zu arbeiten, welche die feinste Grenzlinie der Rechtgläubigkeit, über die weder dißeits noch jenseits geschritten werden dürfte, sein solte. Der Wirtembergische Prälat, Doktor Jakob Andreä hatte den Vorsiz; er überreichte eine von ihm selbst verfaßte Schrift, welche zur Grundlage der Berathschlagungen diente. Von Brandenburgischer Seite waren Muskulus und Kornerus Mitglieder der Versammlung. Alle brachten sechs Wochen mit Entwerfung einer Schrift zu, die den Namen Formula Concordiae oder Eintrachtsformel erhielt, und zum Simbol des einzigen wahren Glaubens bestimmt wurde. Weil aber nachher von andern Gelehrten noch verschiedne Bedenken darüber einliefen, so fand man es für nöthig, sie nochmals durchzusehn und zu prüfen. Dies geschahe im Januar 1577. zu Kloster Bergen; da legte man die lezte Hand an's Werk. Diese Eintrachtsformel war gegen alle neuere Kezzereien, gegen alle Philippisten, Synergisten, Sakramentirer und wie sie weiter

ter heißen, gerichtet, enthielt eine Menge willkührlicher Terminologien, pünktlicher Bestimmungen, superfeiner Distinctionen, und solte von der ganzen Lutherischen Kirche als Simbol, als Unterscheidungssystem angenommen werden. Drei Kurfürsten, die von Brandenburg, von Sachsen, von der Pfalz, 22 Fürsten, 26 Grafen, 35 Städte und mehrere tausend Geistliche unterschrieben sie. In einigen Ländern, als in Sachsen wurde sie mit Gewalt eingeführt; Prediger und Schullehrer, die nicht unterschrieben, wurden ohne Schonung abgesezt. Viele Männer weigerten sich; aber ihre Weiber, die beßer wußten, was zur Haushaltung gehört, riefen ihnen voll Glaubenseinfalt zu: "schreibt, lieber Herre, schreibt, daß ihr auf der „Pfarre bleibt!" In Brandenburg verlangte der Kurfürst gleichfalls die Unterschrift, doch nicht auf eine so tumultuarische Art, als in Sachsen. Die Geistlichen weigerten sich nicht; noch im nämlichen Jahre erfüllten sie den landesherrlichen Befehl. Dennoch ward die Ruhe nicht völlig hergestellt. Viele Fürsten und Theologen, ganze Länder und Provinzen verwarfen die Eintrachtsformel; selbst in der Mark verlohr sie nach und nach an Ansehn, und zu Anfange des jezzigen Jahrhunderts ihre gesezliche Kraft. Denn der erste König in Preußen verbot sie durch ein scharfes Edikt 1711.

So wie Johann George für das Glük der Seelen nach seiner Ueberzeugung gesorgt hatte: so war er auch für die Sicherheit des Le-

bens, des Eigenthumes, der Ehre seiner Unterthanen bedacht. Er faßte zuerst den großen Gedanken, für Deutsche ein deutsches Gesezbuch verfertigen zu laßen. Denn es war damals, wie es noch jezt in den mehrsten Ländern Europens ist: das Volk wußte nicht, welchen Gesezzen es zu gehorchen, welchen Schuz es zu hoffen, welche Pflichten es zu erfüllen hätte. Die Richter erkannten bald nach römischen Rechten, bald nach altem Herkommen, bald nach einzelnen deutschen Anordnungen, bald nach eignen Einfällen, und immer nach Erklärungen, wie sie der Parthei, welche sie begünstigten, am vortheilhaftesten waren. Daher ein ewiges Klagen über Widersprüche in den Urtheilen, über Ausflüchte der Advokaten, über Verzögerungen der Gerechtigkeit: daher eine Verwirrung in den Prozeßen, die ein jeder Führer zerhauen, aber nicht auflösen konnte. Der Kurfürst trug deswegen seinem Kanzler Lampert Distelmaier auf, ein festes, für damalige Menschen, Sitten und Zeiten paßendes Landrecht in einer verständlichen Sprache zu entwerfen. Der Kanzler fing die Arbeit an: aber Alter, Geschäfte und Reisen verhinderten ihn an der Vollendung eines Werks, deßen Nuzzen gewiß größer ist, als der, den eroberte Provinzen gewähren; er überließ die Fortsezzung seinem Sohne, einem kurfürstlichen Rathe. Auch dieser mußte seine Zeit andern Amtsarbeiten widmen; er übertrug dies verlangte Geschäfte wieder einem Dritten; es kam zwar endlich ein Aufsaz zu Stande, aber nicht von der Güte, daß ihn der Kurfürst

billigen

billigen konnte. So blieb es diesmal bei'm Wollen: die Ausführung dieses großen Gedankens wurde spätern Jahrhunderten aufgehoben. Der Kurfürst begnügte sich, einzelne Gebrechen zu heilen, einzelne Riße zu stopfen; das Ganze behielt seine chaotische Gestalt. Zu den abscheulichsten Grausamkeiten der damaligen Gerichtspflege gehörte die Tortur. Der Kurfürst bestätigte diese Barbarei als gesezmäßig, und verordnete, daß der Scharfrichter für jede Tortur einen Schilling, und gutes Eßen; für jede Hinrichtung aber drei Thaler Lohn empfangen solte.

Die mehrsten Verordnungen in Rechtssachen zwekten noch immer auf die Ausrottung des alten Erbübels der Mark, der Räubereien, Todtschläge, Mordbrennereien ab. Verabschiedete Soldaten, bettelnde Edelleute, deren ganzer Verstand der Degen, und deren einzige Wißenschaft das Hauen war; Herumstreicher von jeder Klaße; Teichgräber und Müßiggänger, die in Bakofen ihre Wohnung aufschlugen; Zigeuner und Tatarn, die man für Kundschafter der Türken hielt; und andre Pracher überschwemmten wie Heuschrekkenschwärme das Land, und suchten in Betteln, Stehlen, Morden ihren ehrlosen Unterhalt. Der Kurfürst bestätigte die alten Befehle gegen sie, vermehrte sie jedes Jahr seiner Regierung mit neuen, und dennoch liefen immer wieder Klagen über Unsicherheit des Eigenthums und des Lebens ein. Jeder, der einen solchen losen Buben zu beherbergen, oder nicht zu verfol-

folgen wagte, wurde mit einem Winspel Hafer Strafe und mit Gefängniß bedroht: alles vergebens. Johann George konnte es weder durch Güte, noch Härte; weder durch Verbote, noch Bestrafungen dahin bringen, daß das Land von diesem losen Gesindel gereinigt worden wäre.

Zur Verbeßerung des Rechtswesens hielt es der Kurfürst für nöthig, sich einen besondern Gnadenbrief vom Kaiser Rudolph II. auszuwirken, in welchem ihm die Freiheit, daß keiner seiner Unterthanen von ihm an die Reichsgerichte appelliren dürfte, versichert würde. In der goldnen Bulle war sämtlichen Kurfürsten das Recht zugestanden worden, daß Niemand ihre Unterthanen vor andre Gerichte ziehen solte. Man erklärte dies Gesez so, daß man auch das sogenannte jus de non Appellando darunter verstand. Ferner hatte man seit hundert und mehrern Jahren keine sonderlichen Beispiele, daß Brandenburger von landesherrlichen Aussprüchen an das Reichsgericht appellirt hätten. Aus diesen beiden Gründen ertheilte der Kaiser dem Kurhause Brandenburg das verlangte Privilegium unter'm 24. Juli 1586.

Johann Georg's ernste Sorge ging dahin, jede Klaße seiner Unterthanen in Wohlstand und beßere Umstände zu versezzen. Daher ließ er sich das Emporkommen der Städte, und den Flor der Landleute, so wie den beßern Zustand der Adelichen empfohlen sein. Die leztern beförderte er zu

Hof-

Hofbedienungen, zu Landshauptmannschaften, und errichtete dergleichen Stellen in denen Provinzen, wo bisher noch keine gewesen waren; er versorgte verarmte Familien durch Klostergüter, durch Domherrnpräbenden, durch Stiftshauptmannsstellen. Daß aber darum seine Meinung nicht war, die Edelleute zum Nachtheile der übrigen Stände, besonders der Bauern zu begünstigen, sieht man aus mehrern seiner Anstalten und Verordnungen. Unter andern schützte er die Neumärkischen Landleute gegen die ungerechten Foderungen der Güterbesitzer, welche verlangten, daß die Unterthanen neue Hofedienste über die alten verrichten solten. Hierauf erwiederte der Kurfürst: "es ist unsre Absicht „gar nicht, die armen Leute über die zwei Tage mit „noch mehrern Diensten ausmatten oder aus„mergeln zu laßen: da ihnen die gewöhnlichen zwei „Hofetage schon schwer genung fallen. Wir ver„sehen uns daher, daß ehrbare und vernünf„tige Edelleute mit ihren Leuten nicht so un„christlich umgehen und sie noch mit neuen La„sten beschweren werden. Wir achten es für billig, „daß die Baufuhren nicht besonders gefodert, son„dern mit in die zwei Tage eingerechnet werden. „Bloß im Auguste sollen die Bauern einaugsten, „einerndten helfen, so lange man ihrer bedarf. „Doch muß ein jeder von Adel die christliche „und billige Maaß halten, daß die armen Leute „um seines Korns willen, das ihrige im Felde „nicht stehen laßen dürfen."

Die Bevölkerung der Einwohner in Städten und Dörfern nahm während seiner Regierung so sehr zu, daß es bei seinem Tode keinen wüsten Hof, und kein leeres Haus gab. Vertriebne aus solchen Gegenden, wo der Krieg wüthete, eilten in Brandenburg's friedlichen Schooß, und wurden mit offnen Armen empfangen. Mit Tigergrim verheerte der Unmensch, König Philipp von Spanien seines Reiches schönste Provinzen, die Niederlande: Tausende entflohen seinen zerfleischenden Klauen; Tausende der nüzlichsten Bürger. Auch sie wandten sich nach Brandenburg. Tuchmacher, Färber, und andre Fabrikanten zogen mit ansehnlichen Trümmern, die sie von dem allgemeinen Schiffbruche gerettet hatten, zu Waßer über Hamburg in die Prigniz, Alt- und Mittelmark nach Witstok, Stendal, Brandenburg, und in die Neumark nach Zilenzig, Kroßen, Züllichau und auf andre Oerter. Der Kurfürst unterstüzte sie durch Vorschüße; beförderte viele zu Aemtern und Ehrenstellen, und machte so wol sie, als seine übrigen Unterthanen wohlhabender. Der Handel blühte; das Gewerbe nahm zu; die Ausfuhr der Wolle wurde verboten, damit sie im Lande nicht fehlte. Alte, den Unterthanen lästige Gesezze wurden aufgehoben oder gemildert. Die Einführung des Lüneburgischen und Hallischen Salzes, die bisher verboten war, wurde wieder erlaubt. Vorzüglich verhaßt war den Märkern das Salpetergraben und Sieden, welches Johann George mit großem Fleiße betreiben ließ, um seine Zeughäuser mit Pulver

vervorräthen zu füllen. Die Pächter und Beamten des Salpeterwesens wurden mit Scheltworten und Flüchen belegt, durch Schläge und Verwundungen hier und da vertrieben. Der Kurfürst drang zwar ernstlich, und bei fünf hundert Thaler Strafe für jeden Widerspänstigen auf die Fortsezzung des Salpetergrabens; doch befahl er, daß die Wälder, und Aekker, die Scheunen und Fluren nicht zur Zeit, wo das Korn noch stünde, oder wo anderweitiger Schaden entstehen könnte, durchwühlt werden sollten. Die Oefnungen müßten auf Kosten der Unternehmer wieder gefüllt, jeder Schaden hinlänglich ersezt, und besonders die Unvorsichtigkeit, wenn durch die stehende Lauge das Vieh vergiftet würde, an den Urhebern nachdrüklich bestraft werden.

Der Wohlstand erzeugte, wie fast immer, Schwelgerei. Kostbarkeiten wurden aus den fernsten Provinzen geholt. Hierdurch ging viel Geld außer Landes. Der Kurfürst ließ gutes, grobes Geld ausmünzen: fremde Kaufleute zogen es an sich: schlechtere Münzsorten kamen durch Handel zurük. Die zahlreichen Herumstreicher erbrachen die Kirchen und Schlößer, raubten goldne und silberne Gefäße, und schlepten sie in's Ausland. Der Kurfürst verbot daher alles Handeln mit Gold- und Silbergeräthen; nur den Goldschmieden blieb es frei. Auf den Obersächsischen Kreistagen sprach man öfters von dem Uebel, das durch die Einführung geringhaltiger Münze verursacht würde. Endlich wurde 1593. beschloßen, daß in jedem Jahre

zwei

zwei Tage der Untersuchung des Geldes einmal zu Leipzig, und dann zu Frankfurt an der Oder den ersten Mai und den Montag nach Michaelis gewidmet werden solten. Hier mußte der Werth der laufenden Münzen geprüft, und die schlecht befundne Sorte verboten werden. Bei einer solchen Nachforschung entdekte man, daß in einem Jahre in dem Obersächsischen Kreise allein 3523000 Thaler an Ortsthalern und 472000 harte Thaler ausser der Scheidemünze ausgeprägt worden waren.

Der Ueberfluß an Nahrungsmitteln war so groß, daß außerordentliche Wohlfeilheit herrschte. Das Jahr 1593. zeichnet sich hierunter am mehrsten aus. Da galt ein Schaf vier Witten oder sechszehn Pfennige; eine Kuh drei Schillinge oder etwas über drei Groschen; der Scheffel Korn eilf bis zwölf Pfennige; eine Tonne Bier vier Schillinge; eine Mandel Eier einen Pfennig; ein Pfund Butter zwei Pfennige; das Tagelohn bestand in drei Hellern. Unter der vorigen Regierung waren alle Produkte weit theurer gewesen. Die Märker selbst konnten die Ursachen dieser wohlfeilen Zeiten nicht enträthseln; daher erdichtete ihr Aberglaube das läppische Mährchen, daß es an manchen Orten Korn und Weizen geregnet habe. Der Geschichtschreiber Leuthinger nennt die Gegend um Krossen ausdrüklich als eine solche, welcher dies Wunderglük zu Theil geworden wäre.

Eine

Eine beßere Wohlthat, als ein solcher Getreideregen sein würde, genoß das Land dadurch, daß es im Frieden blieb. Johann George mischte sich nicht weiter in kriegerische Händel, als daß er seine Vasallen oder Lehnsritter gegen den gräulichen Erbfeind der Christen, um in der Sprache der damals und noch jezt hier und dort herrschenden kindischen Begriffe zu reden, das heißt: gegen die Türken zu wiederholten malen aufbot, und dem Kaiser 1595. auch wirklich sechs hundert Reuter zur Hülfe schikte: so wie er die Türkensteuer auf dem Reichstage empfahl. Aber nicht bloß weltliche Macht solte den Feind der Christenheit zurükdrängen; auch durch geistliche Waffen suchte man ihn zu schlagen. Im genannten Jahre wurde das Anschlagen der Betglokke, das man bei'm Anfange der Kirchenreinigung als katholischen Klinkklang abgeschaft hatte, in der Absicht wieder eingeführt, daß ein jeder wahre Christ bei'm Hören der schallenden Glokke ein inbrünstiges Gebet wider die Türken ausstoßen solte. Einmal war zu wenig; daher wurde außer der Mittagszeit auch Morgens um fünf, und Abends um fünf Uhr wider die Christenfeinde gelautet und gebetet. Die Gewohnheit, des Mittags die Betglokke zu ziehen, hat sich bis jezt erhalten; aber die Bestimmung dieser Mode wird wohl von Niemanden mehr erfüllt werden; und diese ganze Art, dem Feinde zu schaden, möchte in unsern ungläubigen Zeiten wahrscheinlich ohne Wirkung bleiben. Die Empörungen der Niederländer gegen die Spanische Krone verschaften dem Bran-

denburgischen Adel ebenfalls Gelegenheit, seinen martialischen Muth zu beweisen und zu erhöhen. Der Kurfürst erlaubte, seinen Lehnsleuten, unter den Fahnen der abgefallnen Provinzen zu dienen. Aber dies Handwerk gefiel den Märkern zu sehr: nicht bloß Edelleute, sondern auch Bürger und Bauern zogen auf Kriegsabentheuer aus; und so wurde manche nüzliche Hand dem Pfluge und der Werkstäte entzogen. Daher verbot der Landesherr 1580. alle ausländische Werbungen, und das Austreten der Eingebornen in fremde Kriegsdienste. Noch schikte er 1587. dem Könige von Navarra, nachherigem Beherrscher von Frankreich Heinrich IV. einige tausend Reuter zu Hülfe.

Sparsamkeit leitete ihn bei seinen Einrichtungen und Ausgaben. Aber als er die Schulden verringert, verpfändete Aemter eingelöset, und seine Schazkammer wieder gefüllt hatte: so hielt er einen anständigen, und bei feierlichen Gelegenheiten auch einen prächtigen Aufwand der Ehre seiner Würde, und dem Nuzzen seines Landes für angemeßen. Dadurch werden viele Tagelöhner, Handwerker, Künstler beschäftiget; dadurch die Profeßionen und Fabriken zu größerer Vollkommenheit gebracht; dadurch kommt Geld in Umlauf, das sonst todtes Kapital in der Schazkammer sein würde. Aber von dieser Pracht zeigten sich in den zehn ersten Regierungsjahren Johann Georg's keine Spuren; da war die Schuldenlast noch zu drükkend; da hätte Aufwand die Schuldenmaße vermehrt. Im

Jahre

Jahre 1577. vermählte sich der Kurfürst zum drittenmale wieder: aber ohne Gepränge, ohne Staat. Seit 1581. nach der Geburt des ältesten Prinzen dritter Ehe wurden glänzende Feste, prächtige Ritterspiele, Bälle, Jagden, Schlittenfahrten, und vorzüglich kostbare Feuerwerke am Hofe Mode. Feuerwerke hatte man in der Mark noch nicht gesehen; jezt machten sie die ersten und reizendsten Lustbarkeiten aus. Die Festlichkeiten bei der Geburt des erwähnten Prinzen, welcher den Namen Christian erhielt, dauerten vier Tage. Sie bestanden aus Turnieren, aus Ringelrennen, aus Wettkämpfen mit Schiffen, aus Feuerwerken. Unter andern präsentirte sich eine vergoldete Arche Noa mit einem geschnizten, gleichfalls goldüberzognen Dache, in welcher die Tonkünstler stekten. Alle Hofleute trugen seidne und sammtne Kleider mit goldnen und silbernen, so wie mit Rosen von geschlagenem Golde besezt. Dennoch gukte der Geist des Jahrhunderts durch die Pracht hindurch. An der Spizze eines jeden Trupps, der sich zum Wettstreite bereit hielt, stand ein buntschäkkiger Hofnarr, der auf eine lächerliche Art in's Horn bließ, und durch tausend Armseligkeiten die Zuschauer belustigte. Der Hof stieg auf einen Thurm, um das Feuerwerk anzusehen. Da strekte denn der Kurfürst seinen Kopf zum Dachfenster heraus, und rief dem Feuerwerker zu: "Meister Hans, wenn ich pfeifen werde, so zündet an!" Bei den Besuchen des Kurfürsten Christian von Sachsen, des Pfalzgrafen Johann Kasimir's, einiger Herzoge von Sachsen,

Braun-

Braunschweig, Pommern und der Fürsten zu Anhalt 1586. wurde zu Küstrin ein Feuerwerk abgebrannt, welches sechs tausend Gulden kostete, und wobei die Bildniße des Rußischen Zars, des Türkischen Kaisers, des Pabstes und des Tatarchans vorgestellt und verbrannt wurden. Der ganze Besuch kostete dem Kurfürsten acht tausend Dukaten. Im Jahre 1595. gaben der Besuch des Königs Christian's IV. von Dännemark, und das seltne Glük, daß der Kurfürst die Geburt eines Urenkels, des, wegen seiner Unglüksfällen berühmten, nachherigen Kurfürsten George Wilhelm's erlebte, zu vielen und theuern Lustbarkeiten Anlaß. In den leztern Regierungsjahren häuften sich überhaupt die Feste bei mancherlei Gelegenheiten. Er ist auch der erste unter den Brandenburgischen Fürsten, der eine Kapelle von Tonkünstlern hielt, obgleich nicht bekannt ist, wie stark sie war. Außerdem verwendete der Kurfürst noch viel Geld auf Bauten. Das Schloß zu Berlin wurde erweitert; ein neues zu Beeskow angelegt; die Festung zu Driesen gegründet; und manches Jagdhaus verbeßert oder aufgeführt.

Der Aufwand unter dem Volke grif ebenfalls wieder um sich, ob er gleich durch Gesezze der vorigen Kurfürsten eingeschränkt war. Johann George befahl dem Rathe einer jeden Stadt an, Polizeiordnungen hierüber zu entwerfen. Im Jahre 1580. erließ der Berlinische und Kölnische Magistrat Verordnungen, wie weit an feierlichen Tagen Pracht

und Staat gehen dürfe. Der Kurfürst bestätigte diese Vorschriften, und machte sie bald zur allgemeinen Richtschnur für alle Städte. Die Ordnung ist sehr weitläuftig, und läßt sich bis zu den geringsten Kleinigkeiten herab, wovon wir bloß folgendes anführen: Alle Einwohner einer Stadt wurden in vier Klaßen eingetheilt. Die erste begrif alle kurfürstliche Diener, alle Rathspersonen, hohe Geistliche und Edelleute. Diese durften zu einer Hochzeit acht Tische voll Gäste, jeden zu zehn Personen, also achtzig Leute, die Jungfern und fremden Gäste, so wie zwei Nachtische für die Aufwärter noch ungerechnet, bitten. Mittags konnten sie fünf, und Abends vier Gerichte aufsezzen. Hierzu wurden zwei Weine und zwei auswärtige Biere erlaubt. Zur zwoten Klaße gehörten die Kapläne, vornehme Bürger, Kaufleute und Fabrikanten, welche zu sechs Tischen, und zu jedem zehn Menschen, folglich sechzig Gäste einladen, Mittags vier und Abends drei Gerichte vorsezzen durften. Die gemeinen Bürger und Handwerker, welche die dritte Klaße ausmachten, durften bloß vier Tische oder vierzig Personen, aber keine weitern fremde Gäste bitten, eben so viele Schüßeln, als die von der zwoten Klaße, gar keinen Wein, aber wohl eine Last Bernauisch Bier zum Genuße geben. Zur vierten Klaße endlich rechnete man die Tagelöhner, Hausleute, Knechte und Mägde. Diese solten bloß einen Tag Hochzeit halten, nur zwei Tische voll Gäste haben, drei Gerichte auftragen, und weder Wein, noch fremdes Bier vorsezzen. Die Gäste aller vier

Stände

Stände mußten Mittags um eilf und Abends um fünf Uhr zu Tische gehen, und den Tanz um neun Uhr endigen. Bei Kindtaufen solten die vom ersten Stande acht, höchstens zehn Paar Frauen; die vom zweten Stande sechs Paar, die von der dritten Klaße vier Paar; und die von der vierten, zwei oder drei Paar bitten; nach der Taufe kein sonstiges Eßen außer Käse und Butter und einem guten Trunk Wein oder Bier reichen. Für jede Frau, die über die vorgeschriebne Zahl eingeladen wurde, mußte der erste Stand zwei Thaler, und jeder folgende stets einer die Hälfte weniger, als der andre, Strafe erlegen. Nach dem Kirchgange konnte man den Gevattern ein ordentliches Gerichte Eßen nebst einerlei Wein und Bier geben. Von Mannspersonen durften nur drei, zum mehrsten fünf Gevattern gebeten werden. Für die Uebertretung dieser Vorschrift war eine gleiche Strafe wie für die überzähligen Frauen festgesezt. Noch schrieb das Gesez einem jedem Stande die Kleidung vor. Die aus der **ersten** Klaße durften Ehrenkleider von seidnem Tobin, Zindeldort und Schamlot tragen; auch ein ehrlich Tuch, doch die Elle nicht über drei Thaler. Die Rökke mit Marder, Fuchs- oder Wolfspelz zu füttern, stand frei; Damast und seidnen Atlas aber war allen, außer den Doktoren, verboten. Jedoch zu Wamsen und Harzkappen konnten sie Atlas und Damast nehmen; zu Wämserm, Kollern und Beinkleidern hingegen durchaus nicht. Die Weiber und Töchter mochten Damast, Tobin oder Zindeldorten mit gutem Sammet verbrämt, doch unten über

andert-

anderthalb Viertel einer Ellen nicht breit, tragen. Die Perlengewinde um die Rökke, seidne Stikkereien und goldne Hauben wurden verboten. Die Frauen und Jungfern der beiden ersten Stände konnten goldne Ketten, funfzig bis sechzig Gulden werth, doch ohne Kleinod oder Gehänge; und die Mädchen noch Perlenborten, aber eine nicht über sechszehn Gulden am Werthe, tragen. Zobelpelze, und vergoldete Meßing- oder Kupferarbeit war zum Puzze untersagt. Die vom zweten und dritten Stande durften Schamlot, und was drunter ist, auch einländisch Tuch, doch nicht die Elle über anderthalb Thaler werth, so wie sammtne Hüte und Barette, und Kartek unter den Hosen tragen. Silberne, aber unvergoldete Ketten und Gürtel konnten sie sich ebenfalls machen laßen. Denen vom vierten Stande waren alle seidne Zeuge, alle Perlen und Unzengold durchaus verboten. Zugleich wurde den Schneidern anbefohlen, keinem Stande köstlichere Kleidungen zu verfertigen, als ihm vorgeschrieben war, wenn sie nicht in ansehnliche Strafe verfallen wolten.

Kurfürst Johann George, der so manche für Zeitgenoßen und Nachkommen nüzliche Einrichtung gemacht hatte, ließ sich endlich von Altersschwäche, und von jener Zuneigung, die Väter so oft gegen ihre jüngern Kinder im höhern Grade empfinden, zu einem mißlichen Schritte verleiten. Nach dem Beispiele einiger seiner Vorfahren beschloß er, die Länder zu theilen, dem Kurprinzen

Joachim

Joachim Friedrich die Kurmark, und dem ältesten Sohne dritter Ehe, Christian die Neumark auf die Art zu vermachen, wie sie sein Oheim, Johann von Küstrin gehabt hatte. Keine Vorstellung seiner Räthe, kein Widerspruch des Erbprinzen, keine Furcht, den Hausfrieden zu stöhren, und Haß unter seinen Söhnen noch nach seinem Tode auszustreuen, hielt ihn von seinem Vorhaben zurük. Im Jahre 1596. machte er ein förmliches Testament, worin er verordnete, daß sein Sohn Christian nach seinem Tode die Neumark beherrschen, die kurfürstliche Witwe Kroßen mit ausgedehntern Rechten, als sonst gewöhnlich, zum Witwenthum bekommen, und ein fremder Fürst Vormund des noch minderjährigen Christian sein solte. Johann George glaubte vermöge der Vatergewalt und nach dem Beispiele seines Großvaters Joachim's I. zu solchen Anordnungen befugt zu sein. Allein er vergaß hierbei, daß alle vorhergehenden Theilungen stets mit Einwilligung der intereßirten Prinzen geschehen waren. Und dies war jezt der Fall nicht. Denn der Kurprinz widersprach schlechterdings allen Verfügungen seines Vaters, die auf eine Ländertheilung abzwekten, und erklärte sich standhaft dahin, sie niemals gelten zu laßen. Hieraus entstand eine Kälte, ein Misvergnügen zwischen Vater und Sohn, wovon die Brandenburgische Geschichte so viele Beispiele aufweiset; und vermehrt wurde die Unzufriedenheit des Prinzen, als er vernahm, daß der Kaiser Rudolph II. das väterliche Testament bestätiget habe.

So

So erfuhr also Johann George eben die Kränkung in seinen lezten Tagen von seinem Sohne, wie er sie seinem Vater Joachim II bewiesen hatte; so erfuhr er, daß sein eignes Kind seine Einrichtungen eben so tadelte, als er ehemals seines Vaters Regierungssystem getadelt hatte.

Mäßigkeit und Beschäftigung hatten seine Gesundheit bis in's zwei und siebenzigste Jahr ziemlich unerschüttert erhalten. Im December 1597. aber fing die Natur an, ihre Rechte zu zeigen Ein starker Husten, ein kurzer Odem, ein dumpfes Röcheln auf der Brust, von Erkältung und zurükgetretnem Schnupfen entstanden, kündigten den herannahenden Tod an. Die Gefahr stieg mit jedem Tage. Daher ließ er alle seine abwesenden Kinder zu sich kommen, um noch einmal Vaterfreude zu fühlen, und Vatersegen zu ertheilen. Auch der misvergnügte Kurprinz erschien, und versöhnte sich mit dem sterbenden Vater; dennoch ward von beiden Seiten keine Anordnung und kein Vorsaz widerrufen. Am achten Januar 1598. Morgens um acht Uhr starb der Kurfürst ohne große Schmerzen zwei und siebenzig Jahr und vier Monate alt. Sein Leib wurde weder geöfnet, noch einbalsamirt, weil er beides verboten hatte. Den 29. Januar hielt man ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß.

Daß sich Johann George dreimal verehlicht hat, ist schon angemerkt worden. Seine erste Gemalin, Sophia, Prinzeßin von Liegniz, starb

schon das erste Jahr nach der Hochzeit 1546, neun Tage nach der Geburt ihres ersten und einzigen Kindes, des Kurprinzen Joachim Friedrich's. Seine zwote Gemalin, Sabina, Tochter des Markgrafen George von Anspach, starb 1574. und ward Mutter von eilf Kindern, von denen achte in der zartesten Jugend starben, und nur drei, sämmtlich Töchter, ein höheres Alter erreichten. Sie heißen Erdmuthe, nachherige Gemalin des Pommerschen Herzogs Johann Friedrich's; Anna Maria, die ebenfalls einen Pommerschen Fürsten, den Herzog Barnim heirathete; und Sophia, nachmalige Gattin des Kurfürsten Christian's I. von Sachsen. Zur dritten Gemalin wählte Johann George 1577 die Prinzeßin Elisabeth, eine Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, ein Kind von vierzehn Jahren, Stiefmutter des schon 31 jährigen Kurprinzen. Sie überlebte den Kurfürsten, ging nach Krossen auf ihren Witwensiz ab, gebahr hier nach dreißig Wochen nach ihres Gemals Tode einen Prinzen; kam auf den wunderlichen Einfall, ihren Halbbruder, den Fürsten August von Köthen zu heirathen, verließ darum 1606. ihren Witwensiz und begab sich in die Oberpfalz, kam aber bald nach Krossen zurük, weil die Anverwandten beider Familien die Ehe für blutschänderisch erklärten und hintertrieben. Sie starb den 25. September 1607. zu Krossen. Ihre Leiche wurde nach Berlin gebracht. Sie gebahr dem Kurfürsten achtzehn Kinder, unter denen aber sieben todt auf

die

die Welt kamen. Die übrigen eilfe, sieben Söhne und vier Töchter, erwuchsen alle. Die beiden ältern Prinzen Christian und Joachim Ernst wurden Erben des ausgestorbnen Brandenburgischen Hauses in Franken; der erste erhielt Bareut, der andre Anspach; beide pflanzten die Linien fort. Die zwei folgenden Söhne Friedrich und George Albrecht besaßen beide nach einander das Heermeisterthum zu Sonnenburg. Siegmund, der vierte Prinz leistete dem Kurhause große Dienste, ward Statthalter zu Kleve und starb auch daselbst Die beiden jüngsten endlich Johann und Johann George widmeten sich dem Soldatenstande, und starben in Oesterreichischen Diensten während des dreißigjährigen Krieges. Die ältere Prinzeßin Magdalena heirathete den Landgrafen Ludwig von Heßen, die zwote, Agnes zuerst einen Herzog von Pommern, und nachher einen von Lauenburg; die dritte, Elisabeth Sophie den Fürsten Radzivill, Großfeldherrn von Litthauen, und nach deßen Tode ebenfalls einen Herzog von Lauenburg; und endlich die jüngste Dorothee Sybille den Herzog Johann Christian von Liegniz. Unter allen Kurfürsten Brandenburg's hat Johann George die zahlreichste Nachkommenschaft hinterlaßen Er zeugte überhaupt dreißig Kinder in allen drei Ehen; von denen ihn funfzehn überlebten.

8. Joachim Friedrich.

1598 — 1608.

Joachim Friedrich's Regierung war die kürzeste unter allen Hohenzollerischen; aber nicht die thatenleerste. Seiner Einsicht und seiner Standhaftigkeit verdankt Brandenburg die Festigkeit des Staatskörpers: mehr Schwäche und Nachgiebigkeit; und eine wichtige Provinz, die Neumark wäre auf lange Zeit, vielleicht auf immer vom Mutterlande getrennt worden; hätte noch mehrere Zersplitterungen nach sich gezogen. Er ward den 27. Januar 1546. geboren; aber mit einem schwächlichen Leibe, mit einem fast hinsinkenden Leben, dessen Ende man jeden Augenblik angstvoll erwartete. Malvasier und andre stärkende Mittel hielten indessen seine Lebensgeister zurük; immer aber blieben seine Kräfte so schwach, daß man für seine Tage in den ersten Jugendjahren zu zittern nicht aufhörte. Dies mußte manch ehrliches Mütterchen büßen. Der Aberglaube beschuldigte alte Weiber der Bosheit, daß sie den Lebensfaden des Prinzen, auf welchem damals allein die Hofnung des Brandenburgischen Hauses beruhte, so dünn, so fein gewebt hätten, daß er stets zu reißen drohte. Manche wurde als boshafte Hexe bestraft, die ein unschuldiges Weib war. So sehr des Kurprinzen Gesundheit anfangs wankte, so dauerhaft ward sie doch durch eine weise, einfache Erziehung, durch eine eingezogne, vom Taumel des Hoflebens entfernt

fernt zugebrachte Jugend, durch ein mäßiges, arbeitsames, nüchternes Leben. So erreichte der ein Alter von 63 Jahren, dem man bei seiner Geburt kaum so viele Minuten Lebensfrist geweißagt hatte. Weil damals Pracht und Ueppigkeit, deren nächste Begleiter Sittenlosigkeit und Erschlaffung des Geistes und Leibes zu sein pflegen, am Hofe seines Großvaters, Joachim's II. ihren Thron aufgeschlagen hatten; so erzog ihn sein Vater in der Stille und Einsamkeit des Privatlebens zu Zechlin in der Prigniz. Thomas Hübner, ein Gelehrter, der sich durch seine Kenntniße in der Lateinischen und Griechischen Sprache, so wie in den schönen Wißenschaften Ruhm erworben hatte, wurde von Berlin aus zum Lehrer und Führer des jungen Prinzen nach Zechlin berufen. Er erfüllte seines Amtes Pflichten genau und gewißenhaft. Sein hoher Zögling erkannte und belohnte seine Verdienste auch noch in seinem Sohne, welchen er zu einem der ersten Staatsbedienten machte. Der Kurprinz bekam frühzeitig Gelegenheit, seine in der Stille erlernte Wißenschaften zum Wohl der Menschen anzuwenden. Noch als siebenjähriges Kind wurde er zum Bischof von Havelberg, drei Jahre später zum geistlichen Oberhirten von Lebus, und 1566. in einem Alter von zwanzig Jahren zum Erzbischof von Magdeburg erwählt. Jedoch da er vermöge des Rechtes der Erstgeburt die Aussicht auf die Brandenburgische Kurwürde hatte, so mußte er dem Domkapitel eidlich versprechen, die Regierung über das Erzstift

sogleich niederzulegen, wenn er die über die Mark antreten würde. Er that es unter der Bedingung, daß alsdann wieder ein Brandenburgischer Prinz den bischöflichen Stuhl bestiege. An zwei und dreissig Jahre herrschte Joachim Friedrich über Magdeburg, vollendete die angefangne Religionsverbeßerung, und sezte ihr dadurch die Krone auf, daß er, der erste unter allen Magdeburgischen Erzbischöfen, sich eine Gattin wählte, und Kinder zeugte.

Kaum war Joachim Friedrich durch seines Vaters Tod zum Besiz des Kurfürstenthums Brandenburg gelangt, als er seinen Versicherungen gemäs ohne Weigerung allen Ansprüchen auf das Erzstift Magdeburg entsagte, und mit Freuden sahe, daß auch die Domherrn ihr Wort hielten; denn sie wählten seinen jüngsten Sohn Christian Wilhelm, einen Knaben von eilf Jahren statt seiner zum Erzbischof. Der neue Kurfürst, geübt in Staatsunterhandlungen, reif an Jahren, er war zwei und funfzigjährig, schwach an Körper, aber stark an Einsicht, arbeitete für die Ehre seines Hauses, für die Vergrößerung seiner Macht, für die Festigkeit des Staatskörpers.

Sein erstes Geschäfte war: kühne Vertheidigung seiner Rechte auf die Herrschaft über alle Brandenburgische Länder, Umstürzung des ungerechten Testamentes von seinem Vater, und standhafte Widersezlichkeit wider die Foderungen seiner Brüder

und Stiefmutter. Mit Anfange des Februar's rief er die Landstände nach Berlin, legte ihnen seine Gedanken freimüthig vor, und bat sich ihren Rath aus. Durch seinen neuen Kanzler von Löben erklärte er: "daß er die Neumark nimmermehr an „seinen Bruder abtreten, keinen fremden Fürsten als „Vormund seiner Geschwister anerkennen, daß er „allein diese Person vorstellen; daß er die Hofhal„tung einziehen, die beiden ältesten Brüder auf die „Universität Frankfurt schikken, und mit seiner „Stiefmutter sich vergleichen würde." Die Stände, welche keinen der Brüder beleidigen wolten, antworteten, daß sie von dem väterlichen Testamente nichts wüßten, weil man sie nicht dabei zu Rathe gezogen hätte, daß sie sich in Familienzwistigkeiten nicht mischen möchten, doch aber für dienlich hielten, daß der Kurfürst seinen Vetter, den Markgraf George Friedrich von Anspach um Vermittelung ersuchte. Joachim Friedrich folgte diesem Gutachten. Zuvor aber beschwerte er sich bei'm Kaiser Rudolph II, jenem einsiedlerischen Stubenfürsten, der sich mehr um den Lauf der Gestirne, als um den Gang der Regierungsangelegenheiten bekümmerte, darüber, daß er seines Vaters Testamente die kaiserliche Bestätigung ertheilt hätte. Rudolph erwiederte: er habe den väterlichen Willen nur in so weit bestätigt, als er mit der Gerechtigkeit übereinstimme; er habe die ausdrükliche Bedingung hinzugefügt: "jedermann „an seinen Rechten unbeschadet." Fände der neue Kurfürst gesezwidrige Verordnungen darunter, so

könne

könne er iste der kaiserlichen Bestätigung ungeachtet aufheben.

Mit dieser Antwort zufrieden arbeitete Joachim Friedrich eifrig an Beilegung des Streits. Sein Vetter, der Markgraf George Friedrich von Anspach bot ihm freundschaftlich die Hand. Dieser war der lezte Nachkomme von des Kurfürsten Albrecht Achilles zween Prinzen, denen die beiden Fürstenthümer Anspach und Bareut zum Erbtheile ausgesezt worden waren. Er hatte keine Kinder; mit ihm erlosch folglich das ganze Fränkische Fürstenhaus; nach seinem Tode fielen seine Länder an das Kurhaus zurük. Zu seinen Gütern gehörte auch noch das Fürstenthum Jägerndorf in Oberschlesien, das seine Familie rechtmäßig erworben hatte. Beide regierende Herren, der Kurfürst und der Markgraf schikten noch im Jahre 1598. einige ihrer Räthe nach Gera im Vogtlande, wo der berühmte Geraische Vertrag errichtet wurde. Der Hauptinhalt dieses merkwürdigen Familiengesezzes ist: "die ganze „Mark Brandenburg bleibt ungetheilt auf ewige „Zeiten dem jedesmaligen Kurfürsten. Die Fürsten„thümer in Franken fallen nach des Markgrafen „Tode an die beiden ältesten Brüder des Kurfür„sten. Das Herzogthum Jägerndorf erbt der „zweite Sohn Joachim Friedrich. Preussen „wird zu seiner Zeit mit dem Mutterlande vereinigt. „Alle Prinzen unter achtzehn Jahren werden vom „Kurfürsten erzogen und unterhalten. Alle über

nacht-

„achtzehn Jahre erhalten jährlich sechs tausend „Thaler, wenn sie nicht mit Ländern oder Stiftern „versorgt sind. Jeder Prinz, der Güter hat, er„nährt seine Kinder selbst." Im folgenden Jahre kamen der Kurfürst und Markgraf zu Magdeburg zusammen, und gaben dem Vertrage durch Unterschrift und Siegel Gültigkeit und Kraft. Joachim Friedrich ließ es nicht bei bloßen Worten und Verabredungen bewenden: sondern er sezte alles auch gleich in's Werk. Er herrschte über die Neumark, so gut wie über die Kurmark, und ließ sich durch nichts irren. Aber laut erhob sein Bruder, der Markgraf Christian seine Stimme, protestirte wider alle Vergleiche, wider alle Unternehmungen, wider alle Einrichtungen in der Neumark, er foderte die Stände dieser Provinz zur Widersezlichkeit gegen den Kurfürsten auf, er rufte den kaiserlichen Hof um Hülfe an, er wendete sich an andre Reichsfürsten, er sezte Himmel und Erde in Bewegung; allein umsonst.

Das Misverständniß daurete so lange fort, als der Markgraf George Friedrich lebte. Sein Tod brachte Harmonie unter die Brüder zurük, eröfnete einen neuen Schauplaz zu Thaten, eine neue Aussicht zur Vergrößerung Brandenburg's. Er starb den 26. April 1603. Nun vereinigten sich die drei Brüder: der Kurfürst, und die Prinzen Christian und Joachim Ernst; sie reiseten zusammen nach Anspach zum Leichenbegängniß; und errichteten unter'm eilften Juni einen Bruder-

vergleich, nach welchem die jüngern Prinzen den Geraischen Vertrag ohne Widerspruch annahmen und alle Ansprüche auf die Mark aufgaben. Der Markgraf Christian erbte das Fürstenthum Bareut und stiftete die Linie, welche im Jahre 1768. erloschen ist. Der Markgraf Joachim Ernst wurde Herr des Fürstenthums Anspach und Stammvater einer Linie, deren lezter Zweig, der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander zwar noch lebt, aber bereits 1792. die Regierung freiwillig niedergelegt, und selbige gegen einen ansehnlichen Jahrgehalt an die Preussisch-Brandenburgische Linie abgetreten hat.

Noch gehörte zur Verlaßenschaft des verstorbenen Markgrafen George Friedrichs das Herzogthum Jägerndorf in Oberschlesien, welches sein Vater für 58900 Ungarische Gulden erb- und eigenthümlich an sich gekauft, er selbst aber durch ein eignes Testament dem Kurfürsten Joachim Friedrich vermacht hatte. Ein solches Testament ist nach den sonstigen Lehnsgesezzen unerlaubt, in diesem Falle aber war es darum gültig, weil der Markgraf George, erster Erwerber des Herzogthums von dem Schlesischen Oberlehnsherrn, dem Könige Ludwig eine besondre Erlaubniß zu dergleichen Vermächtnißen bekommen hatte. Der Kurfürst beschloß, das ererbte Land seinem zweten Sohne Johann George zur Schadloshaltung für viele ausgestandne Mühseligkeiten abzutreten. Dieser Prinz, deßen Schiksale großen Einfluß in die

Bege-

Begebenheiten unsrer Tage hatten, und deßen in der Folge noch öftrer erwähnt werden muß, verdient's, daß wir einen Augenblik bei ihm verweilen. Er hatte zu Straßburg studirt, und daselbst ansehnliche Bekanntschaften gemacht. Verschiedne Domherrn des dortigen Bisthums bekannten sich zur protestantischen Kirche; mehrere von Luther's und Kalvin's Parthei flüchteten zu ihnen. Gedrängt von den katholischen Mitgliedern, die ihnen den Genuß ihrer Einkünfte entziehen, und sie durchaus nicht dulden wolten, sezten sie sich zur Gegenwehre, und waren glüklich genung, durch einen mächtigen Beistand protestantischer Bürger die katholischen Domherrn aus der Stadt Straßburg zu vertreiben. Die leztern sammleten sich zu Elsaß-Zabern und sezten das Domkapitel fort. Jezt theilte sich also das Bisthum in zwo Partheien. Unterdeßen starb der Bischof. Nun wählten die protestantischen in Straßburg zurükgebliebenen Domherrn einen neuen Bischof aus der Lutherischen Kirche in der Person des schon erwähnten Brandenburgischen Prinzen Johann Georg's. Die katholischen zu Zabern wohnenden Domherrn verwarfen die Wahl, und ernannten ihrerseits einen Prinzen von Lothringen zum Bischofe. Dies geschahe 1592. Beide Partheien ergriffen die Waffen, und suchten ihren Oberhirten durch Mord und Brand zu vertheidigen. Die Stiftsgüter blieben getheilt, und wurden grausam verheert. Ein langwieriger Krieg zwischen zwei Fürsten, die beide Seelsorger und Pfleger der Heerde Christi sein

wolten,

wolten, entschied nichts. Der Brandenburgische Prinz wurde von seinem Großvater gleiches Namens, der wegen des erwähnten Testamentes mit seinem Vater zerfallen war, wenig unterstüzt; und so lag er zwar nicht ganz unter, zog aber doch am Ende den kürzern. Da sich in dem Jahre 1603. neue Quellen des Glüks für ihn eröfneten, so hielt er's für beßer, das Uebel der Kirche durch einen Vergleich zu verstopfen. Er legte seine bischöfliche Würde zu Straßburg gegen eine Summe von 130000 Gulden und gegen ein Jahrgehalt von 9000 Gulden nieder und räumte seinem Gegner das Feld. Dafür erhielt er von seinem Vater das Herzogthum Jägerndorf, in welchem aber noch größere Widerwärtigkeiten seiner warteten. Der Kaiser Rudolph, Oberlehnsherr von Schlesien wagte es, weder diese Abtretung und jenes Vermächtniß zu bestätigen, noch auch zu verhindern. Dies wurde daher ein Samen, aus dem in der Folge große Uneinigkeit aufwuchs.

Der Tod George Friedrich's gab unserm Kurfürsten noch andre wichtige Beschäftigungen; machte, daß er seinen Blik auf das Herzogthum Preussen heftete. Es ist schon oben erinnert worden, daß der lezte Ordensmeister Albrecht, aus dem Brandenburgischen Fürstenhause in Franken abstammend, sich zum ersten Herzoge von Preussen 1525. aufwarf. Er starb 1568. Ihm folgte sein einziger Sohn Albrecht Friedrich, ein Knabe von funfzehn Jahren, in der Regierung.

Der junge Herzog wohnte 1573. der Hochzeit eines Hauptmanns bei, wo er sich vermummte, durch Tanz, Wein und Rausch erhizte, und Reizze des Geschlechtstriebes fühlte. Seine ausschweifende Einbildungskraft behielt über jede Ueberlegung die Oberhand; er befahl einem seiner Edelknaben, ihm ein Mädchen zur Stillung seiner Begierden zu verschaffen. Der Page meldete es dem Marschalle, und dieser dem Hofprediger. Der leztre hielt die Sünde für doppelt groß, weil der Herzog mit einer Klevischen Prinzeßin verlobt war; doch gab er den Rath, die Geilheit durch einen kühlenden Trank zu vertreiben. Der Leibarzt ließ eine solche Arznei zubereiten, und dem Herzoge reichen. Von drei Fakultäten ward der Liebeshandel erwogen; aber von allen dreien zu einem sehr traurigen Ausgange befördert worden. Denn der Herzog fiel bald in einen stillen Tiefsinn, und verlohr endlich seinen Verstand; so daß er für seine ganze Lebenszeit zu allen ernsten Geschäften völlig unbrauchbar ward. Da er also unmöglich selbst regieren konnte, so übernahm der Markgraf George Friedrich von Anspach, sein nächster Blutsfreund, (sie waren beide Geschwisterkinder) die Verwaltung des Landes. Nach deßen im Jahre 1603. erfolgten Tode hatte Niemand ein näheres Recht zur Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog und zur Regierung des Landes, als der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg. Denn außerdem, daß er nach Erlöschung der Fränkischen Familie der nächste Verwandte war, so hatte auch sein ältester

Sohn,

Sohn, der Kurprinz Johann Siegmund eine Tochter des wahnsinnigen Herzogs zur Ehe; und er, der Kurfürst, jezt eben Witwer, heirathete die vierte Tochter des nähmlichen Herzogs; so daß Vater und Sohn zwo Schwestern zu Gemahlinnen, der Sohn die ältere, der Vater die jüngere hatten; beide verwandt von Natur noch verschwägert durch Wahl wurden. Der Kurfürst verlangte hierauf von dem Polnischen Könige als Oberlehnsherrn von Preussen die Belehnung über das Herzogthum um so mehr, da Albrecht Friedrich keine Söhne hatte, und der Zeitpunkt, wo Preussen an Brandenburg fallen mußte, nahe war. Zugleich foderte er die Einwilligung zur vormundschaftlichen Regierung. Aber beides versagten die Polnischen Stände. Abgeneigt, sein Land in einen kostspieligen Krieg zu verwikkeln, sezte Joachim Friedrich vielmehr friedliche Unterhandlungen fort, und wandte sein Geld lieber zu Vermittelungen, als zum Kriege an. Er erhielt zu dem Behuf von seinen Landständen eine Beisteuer von 300000 Thalern. Nach zwei Jahren bewirkte er doch so viel, daß man ihm die Verwaltung des Herzogthums und die Vormundschaft über seinen wahnsinnigen Schwiegervater anvertraute. Er reisete deswegen 1605. selbst nach Preussen, wo er sich fast den ganzen Monat Oktober aufhielt, um den Gang der Geschäfte anzuordnen. Ueber die Belehnung aber erhoben sich neue Schwierigkeiten, die noch nicht berichtiget waren, als ihn der Tod übereilte.

Seine

Seine Anverwandschaft mit dem Preußischen Herzoge zeigte ihm neue Vortheile. Seine und seines Sohnes Schwiegermutter war die älteste Schwester des erblosen Herzogs von Kleve, und durch besondre Verträge zur Erbin der brüderlichen Länder bestimmt. Hierdurch machte sich Brandenburg Hofnung zur Klevischen Erbschaft. Um eine Stüzze zu seiner Zeit zu haben, so schloß der Kurfürst im voraus ein Bündniß mit der Republik Holland, der Nachbarin jener Staaten, und suchte die Freundschaft der Kur Pfalz, die gleichfalls auf die Erbgüter Ansprüche machte; zu dem Ende wurde eine Vermählung zwischen Joachim Friedrich's Enkel und einer Tochter des Pfälzischen Kurfürsten verabredet.

Dies sind die vornehmsten auswärtigen Unterhandlungen, die aber in das jezzige und künftige Wohl der Mark einen großen Einfluß hatten, während Joachim Friedrich's Regierung. Nun zu seinen innern Thaten und Verordnungen. Zuerst wenden wir uns zu den kirchlichen Angelegenheiten. Noch immer waren die seit Joachim's II. Zeiten übriggebliebenen katholischen Gebräuche den Geistlichen und Laien verhaßt: immer sehnten sie sich nach der Zeit, wo dies Affen und Pfaffenwerk, wie sie sich ausdrükten, abgeschaft würde. Der jezzige Kurfürst erfüllte endlich ihre Wünsche bald nach Antritt seiner Regierung. Denn am 27. Februar 1598 erließ er den Befehl, daß zwei Räthe und sieben Theologen untersuchen

solten,

solten, was und wie viel zu verbeßern wäre. Nach ihrem Berichte und Gutbefinden wurden die Marien- Apostel- und Heiligenfeste eingeschränkt, und um vier und funfzig vermindert; wurden die Prozeßionen, das Schlagen des Kreuzes bei der Konsekrirung des Abendmals, die Erhebung oder Elevation der Hostie, die Vorstellung des heiligen Grabes und das Fußwaschen am grünen Donnerstage ganz abgeschaft; und der Exorcismus oder die Beschwörungsformel bei der Taufe gemildert. Diese Veränderungen solten von Pfingsten deßelben Jahres an in allen Märkischen Kirchen Statt finden. Um die Wegwerfung dieser und mehrerer andrer Misbräuche auch in der That zu bewirken, verordnete er im Jahre 1600 eine neue, große Kirchenvisitation durch's ganze Land. Der Kommißion wurde vorzüglich eingeschärft, auf die Glaubensreinigkeit der Pfarrer zu sehen und auf die Beobachtung der Formula Concordiæ oder Eintrachtsformel zu dringen. Besonders solte sich keiner kalvinistische Irthümer zu Schulden kommen laßen. Es ist unglaublich, wie weit damals der Haß gegen die Reformirten bei den mehrsten, und die Neigung zu ihnen bei vielen ging. Denn Widerspruch und Hizze erzeugt der Gegenparthei allemal mehr Freunde und Anhänger als Gleichgültigkeit und Milde. Schon der vorige Kurfürst Johann George war mit unversöhnlichem Haße gegen die Reformirten erfüllt: "ich habe nur eine Universität; und ich „halte sie für mein Kleinod, sagte er einmal; wenn „ich aber wüßte, daß meine Profeßoren kalvinisch

„wer-

„werden solten, so wünschte ich lieber, daß das „Kollegium der Universität lichterloh im Feuer auf„ginge.“ * Dieser Haß erbte auf den Sohn, Joachim Friedrich, der durch seinen Liebling, den Hofprediger Simon Gedicke oder Gediccus noch mehr darin bestärkt wurde. Gedicke, ein unbesonnener Eiferer, und ein unbiegsamer Kopf ward zum Lehrer des Kurprinzen Johann Siegmund erwählt; und um den Prinzen ja vor allem reformirten Gift recht zu bewahren, mahlte er ihm die Meinungen der Anhänger Kalvin's mit den häßlichsten, schwärzesten und grellsten Farben ab. Allein eben dies wirkte das Gegentheil: der Prinz fing an, Verdacht zu schöpfen, und die Lehre der Reformirten nicht so abscheulich zu finden, als sein superortoxer Lehrer sie schilderte. Da Gedicke's einfältige und thörigte Methode in dem Herzen seines hohen Zöglings so wenig Kraft bewies, so verfiel man auf ein andres Mittel, das Lutherthum mit allen Spizfindigkeiten rein und lauter zu erhalten. Der Prinz mußte einen schriftlichen Revers oder Sicherheitsbrief ausstellen, worin er feierlich ver-

* Diese Nachricht befindet sich in der Leichenpredigt, welche der Hofprediger Rösler auf diesen Kurfürsten gehalten hat, und welche zu Frankfurt 1598 gedrukt ist. — Was würde Johann George gethan haben, wenn er es hätte voraussehen können, daß die Universität Frankfurt nach wenig Jahren von dem Lutherischen Glauben abtrünnig werden, und das Beispiel seines Enkels nachäffen würde?

versprach, sich von keiner Sekte, die jezt im Schwange ginge, irre machen zu laßen, immer bei dem reinen Lutherischen Glauben zu bleiben, und keinen treuen Lehrer oder sonstigen Unterthan zu beschweren und zu verfolgen. Der Prinz unterschrieb vorjezt, was man verlangte; und that hernach als Kurfürst, was er wolte: er bekannte sich öffentlich zur reformirten Kirche. Wenn wird es die Welt doch einmal einsehen lernen, daß Befehle und Verfolgungen, daß Zwang und Drohungen nie, nie ihren Zwek erreichen; daß sie nur Erbitterung oder, welches noch schlimmer ist, Spott erzeugen, und gewiß die gegenseitige Wirkung hervorbringen! Ist jeder Buchstabe, den Doktor Luther niedergeschrieben, jedes Wort, das er gepredigt hat, wirklich reine, biblische Lehre: so wird sich die Wahrheit schon durch ihre eigne, innre Kraft mächtiger, als durch die Donnerbefehle aller Könige und Kaiser des ganzen Erdbodens vertheidigen. Ist sie dies aber nicht; war Luther, waren die Schreiber aller Simbolischen Bücher, Formeln und Vorschriften schwache, ohnmächtige Menschen; Menschen, die sich irren konnten, und oft geirrt haben: wozu das große Aufheben von jeder grillenhaften Silbe, von jedem barbarischen Worte, von jeder spizfindigen Erklärung, von allen den unbiblischen, schwankenden Terminologien, die das Gedächtniß überladen, den Verstand verwirren, das Herz erkalten laßen?

Wie sehr der Haß gegen die Reformirten damals alle Grenzen der Vernunft, des Christenthums, der

der Sittlichkeit überschritt, zeigen die Predigten und Schriften jener Zeit. Der gelehrte Märker, Andreas Engel oder Angelus, anfangs Schullehrer an einigen Orten, und zulezt Prediger und Inspektor in seiner Vaterstadt Straußberg, Verfaßer vieler nüzlicher Schriften, und unter andern einer Geschichte der Mark bis auf's Jahr 1593, beflekte seinen Ruhm durch eine grimmige Schrift gegen die Reformirten, welche den lieblichen Titel führt: Calvinischer Bettlers-Mantel, Frankfurt, 1598. Quarto. Hier wird die reformirte Lehre als ein alter Bettlermantel, deßen Lappen aus dem stinkenden Plunderhaufen der Heiden, Gotteslaügner, Kezzer und Türken genommen worden, vorgestellt. Ein saubrer Holzstich präsentirt einen Bettler, in Lumpen gehüllt und auf einem Klozze sizzend: der Teufel reicht ihm noch ein Paar Lappen auf einem Haken dar. Folgende liebeathmende Verse erläutern die schöne Figur:

Hier sizt ein Bettler auf dem Stok.
und hat gar ein'n geflikten Rok.
Der Bettler ist der Kalvinist:
der Rok sein' Lehr und Irthum ist:
die Flekken aber sind die Lehr,
so von Heid'n und Kezzern kommt her.
Denn, ohn' was er lehrt mit uns gemein,
nimmt er aus'm Lumpenhaufen unrein
der gottlosen Heiden und Kezzern heraus,
und macht ihm kein Gewißen draus.
Drum folg ihm nicht, rath ich von Herzen,
daß du nicht kommst in ew'ge Schmerzen!

Noch empörender ist ein andrer Holzstich in eben diesem Gottesbuche. Der Teufel paradirt mit fliegen-

genden Haaren und Schlangen, welche den Doktor Luther gräulich zerstechen. Wiederum erbauliche Verse drunter:

Obgleich alle Kalvinische Kazzen
vorne lekken und hinten krazzen;
so bringen sie doch an Tag nicht mehr,
denn ihr falsch Herz und schnöde Lehr.

O ihr Wächter Zions! ihr rüstigen Streiter für den wahren Glauben! etwas Glaubensreinigkeit nach eurem Schrot und Korn weniger; aber dafür etwas Lehre Jesu, deßen erstes Gebot Liebe ist, mehr!

Ungemein verdient machte sich der Kurfürst Joachim Friedrich um Zeit und Nachwelt durch die Stiftung des Joachimsthalschen Gymnasiums. Er hatte zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts nicht weit von Grimnitz in der Ukermark ein Jagdschloß, das er nach seinem eignen Namen Joachimsthal nannte, erbaut. Zugleich beschloß er, die dabei liegenden Gebäude und Kirchen nebst den dazu gehörenden Aekkern, Gärten und Wiesen der Anlegung einer Fürstenschule zu widmen. Er schenkte der Anstalt die eingezogenen Einkünfte des Domkapitels zu Berlin, das Kloster Seehausen in der Ukermark, und mehrere andre Güter in dieser und in der Altmark. Hiervon solten 120 junge Leute adelichen und bürgerlichen Standes freie Erziehung genüßen. Die übrigen, welche außer dieser Zahl die Schule besuchten, mußten bezahlen. Den 24. August 1607. wurde

wurde das Gymnasium in Beisein des Kurfürsten eingeweiht. Johann Bumann ward zum ersten Rektor erwählt. Diese Anstalt, dergleichen es noch keine in allen protestantischen Ländern von solchem Umfange gab, vergrößerte sich in kurzer Zeit außerordentlich.

Zur beßern Führung und Verwaltung aller Staatssachen errichtete Joachim Friedrich zuerst unter allen Hohenzollern einen Geheimen-Staatsrath oder ein Ministerium 1604. Räthe und Minister hatte jeder Kurfürst längst gehabt und haben müßen: allein jene Räthe und diese Minister handelten für sich nach eignen Einfällen oder nach einzelnen Aufträgen des Herrn: ein besonderes Kollegium, das nach einem festen Plane mit gemeinschaftlichen Kräften zu einem Ziele hinarbeitete, gab es bis jezt noch nicht. Das erste Staatsministerium bestand aus acht Räthen, unter denen der Graf Schlik von Paßau, der Kanzler von Löben, und Joachim Hübner, ein Sohn von dem Jugendlehrer des Kurfürsten, die vornehmsten waren.

So wie hierdurch einem großen Gebrechen abgeholfen wurde, so ließ sich der Kurfürst stets bereitwillig finden, alle übrige Mängel des Landes zu verbeßern. Auf einem Landtage zu Berlin 1602. hatten die Stände eine Menge Klagen und Beschwerden vorgebracht; die Joachim Friedrich in einem besondern Revers zu heben versprach.

Die

Die vorzüglichsten Punkte waren: die neuen Zollstäte solten abgeschaft; das Kammergericht dahin verbessert werden, daß bei Appellationen diejenigen Räthe, die bei'm ersten Urtheile geseßen hätten, nicht sprechen dürften; bei der Universität Frankfurt solten immer zwei Landeskinder gegen einen Auswärtigen Freitische bekommen; keine Bündniße oder sonstige Sachen von Wichtigkeit, als Verbot der Kornausfuhre, ohne Zuziehung der Stände beschloßen; in Prozeßen, welche Unterthanen wider den Landesfürsten führten, eigne Räthe zu Richtern ernannt, und vorher ihres Eides gegen den Oberherrn entbunden werden; die Fiskäle keinen Theil mehr an den Strafgeldern haben, sondern von einer festen Besoldung leben, damit sie nicht aus Eigennuz Prozeße anzettelten und verlängerten: die Veräußerungen der Lehngüter, doch mit kurfürstlicher Bewilligung, frei stehen, und die Anverwandten der gekauften Güter succeßionsfähig sein.

Um den Handel immer mehr in Aufnahme zu bringen, ließ er die Ströme schifbarer machen, die Flüße reinigen, und neue kostbare Waßerwerke, besonders bei Steinfurt in der Mittelmark, anlegen. Noch immer blühten die Tuchmanufakturen; die Wollausfuhre wurde von neuem verboten. Der Kurfürst beförderte und unterstüzte überhaupt jede nüzliche Anlage. So errichtete er mit sonderbarer Mühe und treflichen Unkosten, wie er sich selbst darüber ausdrükt, eine Glashütte, die erste in Brandenburg, auf seinem Jagdschloße Grimnitz in

der

der Ukermark: er berief kunstreiche, tüchtige Hüttenmeister, Gesellen und andre dazu gehörende Handwerker hin, welche nicht allein für das Land, sondern auch für die benachbarten Staaten in einem fast schlechten — niedrigem — Preise Fensterscheiben, Trink- Distillir- Wasser- und andre Gläser überflüßig verfertigten. Anfangs war der Absaz gering, weil das Werk den Märkern neu und ungewöhnlich vorkam, und sie sich schon an die fremden Verkäufer zu sehr gewöhnt hatten. Der Kurfürst untersagte daher im Jahre 1602. die Einfuhr aller ausländischen Gläser, und stellte den Unterthanen vor, wie billig es sei, daß sie den Einwohnern, welche die Landesbürden mit trügen, den Gewinn lieber gönnten, als Fremden. Dabei versprach er ihnen die billigsten Preise. Würden sie von den Glasfabrikanten übersezt, so möchten sie sich nur an ihn wenden; dann solte an ernster Strafe kein Mangel erscheinen.

Ueppigkeit und Pracht sind immer die Mütter der Armuth und des Nahrungverfalles.* Darum machte Joachim Friedrich eine neue Kost- und Kleiderordnung unter'm 1. Januar 1604. bekannt.

* Eine Ursach hiervon war auch der hohe Preis der Lebensmittel, welcher innerhalb sieben Jahren über achtmal so hoch gestiegen war. Denn 1593. galt der Scheffel Roggen etwa einen und einen halben Groschen und der Haber einen Groschen; aber 1600. kostete der Scheffel Roggen vierzehn Groschen, und der Haber acht Groschen.

kannt. Er merkte zuvörderst an, daß er mit grosser Betrübung seines Gemüths täglich mehr spüre, in was trefliche Armuth, Ungedei, und Verringerung bürgerlicher Nahrung die Städte und deren Einwohner geriethen; welches alles aus Misbrauch und Ueberfluß an Kost, Eßen und Getränken, so wie aus der statlichen und übermäßigen Pracht an allerhand fremder, köstlicher Tracht, Geschmuk, Geschmeide und Kleidungen entstünde. Diesem eingerißnen Unheil könne und wolle er nicht länger nachsehen, sondern folgende Verordnungen befolgt wissen. Hiernächst theilte er alle Einwohner, wie sein Vater, in Stände oder Klaßen, aber nicht in viere, wie jener, sondern nur in drei ein. Zum ersten Stande rechnete er außer denen, die sein Vater darein bestimmt hatte, auch die untern Geistlichen, die Schullehrer, die Einnehmer und die vornehmen Handelsleute; zum zweten die Gerichtsschöpfen, die Handwerker und sonstige gemeine Bürger; und zum dritten die Vorstädter, Miethsleute, Tagelöhner und Dienstboten. Da bei Verlöbnissen so viel verzehrt wurde, daß man davon halbe Hochzeiten halten konnte, so sollten die vom ersten Stande bloß zwo, die vom andern einen, und die vom dritten einen halben Tisch voll Gäste zu einem Abendeßen bitten. Die leztern, meinte der Kurfürst, würden klüger thun, wenn sie solche Schmausereien gar einstellten. Zu Hochzeiten sollten Leute von der ersten Klaße nie mehr als acht Tische Gäste einladen, nicht mehr als drei Mahlzeiten, nähmlich Montag Abends, und Dienstag Mittags und Abends

bei zwanzig Thaler Strafe geben, und nicht mehr als vier Gerichte jedesmal vorsezzen. Denen vom zweeten Stande wurden bloß fünf Tische, drei Mahlzeiten und drei Gerichte; so wie denen von der dritten Klaße nur drei Tische, eine Mahlzeit und zwei Gerichte erlaubt. Für jede Person, die über die bestimmte Zahl gebeten würde, sollte der Wirth zwei Thaler Strafe erlegen. Damit keine Unterschleife gemacht werden könnten, so sollte der Magistrat jeder Stadt eine Person verordnen, welche die Tische und Gäste zu zählen hätte. Das Tanzen wurde den beiden ersten Ständen als ein alter Gebrauch, der der Jugend zur Zucht, Ehrbarkeit und guten Exempel gereiche, einen Tag auf dem Rathhause, aber nicht zu Hause vergönnt. Die vom dritten Stande durften gar nicht tanzen. Die Ausschweifungen bei Kindtaufen wurden gleichfalls eingeschränkt. Niemand sollte mehr als drei, höchstens fünf Gevattern, und acht Paar Gevatterinnen bitten, nicht mehr als drei Gerichte und die unterste Klaße nicht mehr als eins geben. Kindelbiere in der Zwischenzeit und Gastereien bei'm Kirchgange wurden gänzlich verboten. Ueber die Kleidertrachten läßt sich der Kurfürst also aus: "wer die jezzige neue Manier mit Kleidungen unter „Mannen und Gesellen, Weibern und Jungfern, sonderlich auch unter den Dienstmädchen ansiehet, und „gegen die vorigen, so ehemals gebräuchlich gewesen sind, hält, muß billig mit Verwunderung bekennen und sagen, daß die Hoffahrt schier über „alles Vermögen der Leute gestiegen ist; und das

„also,

„also, daß noch täglich damit kein Aufhörens ist; „voraus bei den Weibspersonen, die fast alle Monate neue Trachten annehmen oder selber aufbringen, und keine der andern etwas nachgeben „will. Da überladen sie sich auf Hochzeiten und „sonstigen Festen mit Kleidern und andern Unkosten „dergestalt, daß sie bald hernach auf solche Hochzeitfreude die Kleider auf den Trödelmarkt schikken, „und kaum um's halbe Geld wieder verkaufen; oder „das verlaßen müßen, was ihren Eltern, zu erwerben, blutsauer geworden ist. Es treten nunmehr „auch die Dienstmägde so stolz und stattlich einher, „daß man fast keinen Uuterschied mehr unter ihnen „und Bürgerskindern erkennen kann: durch welche „Hoffahrt, Ueppigkeit und Uebermuth nicht allein „Gott im Himmel erzürnet, zu Strafe, Ungnad „und Entziehung seines Segens bewogen wird; „sondern es wird auch der ganze Staat an Geld „und Vermögen treflich dadurch erschöpft; Fremde „und Ausländer bekommen das Geld hinweg, und „erfolget also endlich daraus bei vielen, wie die „tägliche Erfahrung lehrt, nichts anders, als die „äußerste Noth, Verachtung und Elend." Nun folgen ausführliche Kleiderverbote. Allen, auch denen vom ersten Stande, wird das Tragen aller samtnen, und atlaßnen Zeuge, aller Zobel- und Marderpelze untersagt. Zulezt werden die übermässigen Trauerkleider bei Todesfällen eingeschränkt, und die Schmausereien bei den Zusammenkünften der Zünfte und Handwerker verboten.

Für

Für die Tagelöhner, Maurer, Zimmerleute und dergleichen Arbeiter ließ Joachim Friedrich ebenfals eine besondre Ordnung 1606. entwerfen, damit den gegenseitigen Klagen abgeholfen, und in ganz Brandenburg Gleichheit eingeführt würde. Von Lichtmeß bis in die Mitte der Fastenzeit solten die gedungnen Arbeitsleute früh um fünf Uhr anfangen, von zehn bis eilf Uhr eine Ruhestunde halten, und hernach bis Abends fünf Uhr weiter arbeiten. Von der mitlern Fasten an bis Ostern wurden die Stunden von vier Uhr Morgen bis acht zur Arbeit; die Stunde von acht bis neun zur Ruhe, die Zeit von neun bis ein Uhr wieder zur Arbeit; die von eins bis zwei zum Mittagseßen, und die übrige bis sechs Uhr Abends vollends zur Arbeit bestimmt. Von Ostern bis Bartholomäi solte es eben so, und von da bis Galli wie von Mittfasten bis Ostern gehalten werden.

Joachim Friedrich würde noch manche nüzliche Einrichtung gemacht haben, wenn nicht der Tod seines Lebens und seiner Arbeiten im Jahre 1608 ein unvermuthetes Ende gemacht hätte. Er war im Monat Julius in Gesellschaft zweier von seinen Söhnen, des Grafen Schlik und des Leibarztes Müller in die Gegend von Storkow gereiset, um hier einige neue Waßergebäude zu besichtigen. Am 17. Julius befand er sich zu Storkow noch recht wohl, und war sehr aufgewekt. In der folgenden Nacht stellte sich seine alte Plage, Beängstigungen, Folgen von Blähungen wieder ein.

Auf

Auf den Rath des Arztes fuhr er den achtzehnten des Morgens nach Berlin zurük. Aber diese Stadt sahe er nicht mehr. Er war nahe an Köpenik, als ihn der Schlag so stark rührte, daß er alsbald, noch im Wagen starb. Den 3. September wurde seine Leiche im fürstlichen Erbbegräbniß zu Berlin beigesezt.

Mit zwo Gemahlinnen zeugte Joachim Friedrich zehen Kinder, sieben Söhne und drei Töchter; von denen drei Prinzen vor ihm starben, die übrigen aber insgesammt ihn überlebten. — Die erste Gemahlin Katharina, seines Großoheims Johann's von Küstrin Tochter, welche 1602. starb, hatte ihm neun Kinder geboren, von denen bei seinem Tode noch folgende vier Prinzen und zwei Prinzeßinnen am Leben waren: Johann Siegmund, Kurprinz und Nachfolger in der Regierung; Johann George, Herzog von Jägerndorf; Ernst, seit 1611. Heermeister zu Sonnenburg; und Christian Wilhelm, Erzbischof von Magdeburg; Anna Katharina seit 1597. an den König Christian IV. von Dännemark; und Barbara Sophie im Jahre 1609 an den Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg verehlicht. Die zwote Gemahlin Eleonore, Tochter des blödsinnigen Herzogs von Preußen starb 1607. im Kindbette, nachdem sie eine Prinzeßin geboren hatte. Diese war Maria Eleonore, welche 1631. den Pfalzgrafen Ludwig Philipp zu Simmern heirathete und 1675. mit Tode abging.

9. Johann Siegmund.

1608 — 1619.

Das sechzehnte Jahrhundert hatte der Schreknisse und Spaltungen, geistiger und leiblicher Unfälle genung über Deutschlands weite Grenzen ausgegossen; die Brandenburgischen Marken schmekten nur Tropfen davon. Aber im siebzehnten Jahrhunderte stürzte Germaniens zürnender Genius den Kelch menschlicher Leiden ganz um; Brandenburg mußte mit vollen Zügen seinen Theil trinken. Ein dreißigjähriger Krieg schien wie durch eine zwote Sündflut die ganze deutsche Menschengeneration vertilgen zu wollen: alle Greuel alter und neuer Zeiten, alle Abscheulichkeiten, die eine müßige Phantasie nur ersinnen konnte, alle Plagen, wovon man je las, je hörte, begleiteten einen Krieg, der, einzig in seinem Anfange, noch sonderbarer im Ausgange, ein ewiges Denkmal der Barbarei, der Schwärmerei, des Despotismus, in den Jahrbüchern der Menschheit bleiben wird. Aber das Gift wirkt nicht immer zum Tode, oft auch zum Leben. Aus der Asche des Krieges stieg Deutschland's Wohl wie der Phönix aus seinem Staube neu belebt, und fester gegründet hervor. Brandenburg erhob sein Haupt von dem Schlage, der es auf den Boden geworfen hatte, nur kühner und kraftvoller und mächtiger wieder, als es je gewesen war. Der Weg des Verderbens endigte sich ihm als Bahn der Größe. Wolkigt und trübe ging dies Jahrhundert auf,

heiter

heiter und hell ihm unter. Männer lenkten das Ruder des Staats im Anfange; aus ihren Händen empfing es ein weibischer Arm im zweiten Viertel; kein Wunder, daß das Schiff Bahn und Mast verlohr, hier an heimlichen Klippen, dort an ofnen Sandbänken scheiterte, der Held des Jahrhunderts sammlete die Trümmern im dritten Viertel, und die Unfähigkeit des vorigen Führers sezte seine Geschiklichkeit in helleres Licht; ein schwacher Nachfolger warf einen noch blendendern Glanz auf ihn zurük; und der glükliche, ruhige Abend eines schweisvollen Säkulums ist die ehrenvollste Lobrede auf den Arbeiter, deßen Werk auch unter einem sorglosen Meister nicht zusammenfiel. Dies ist Abriß, nur mit den ersten groben Strichen gezeichnet, von den Schiksalen, die Brandenburg in diesem Zeitraume erlitt.

Still und geräuschlos war die Regierung Joachim Friedrich's hingefloßen. Pompvoller und bemerkbarer rauschte die Herrschaft seines Sohnes Johann Siegmund's dahin. Aber die Unterthanen wurden deswegen nicht glüklicher. Ausgerüstet mit einem lebhaften Geiste, mit viel Fähigkeit des Verstandes, mit fester Beharrlichkeit des Willens vermehrte Johann Siegmund die Erbgüter seiner Väter, fügte gegen Morgen das Herzogthum Preußen, gegen Abend ansehnliche Stükke der Klevischen Verlaßenschaft dem Mutterlande hinzu: aber dennoch erhöhte er dadurch die Wohlfahrt seiner Unterthanen nicht. Was nuzte es den Märkern,

kern, daß zu ihrer Rechten und Linken der Hundert=tausende mehrere mit ihnen den nämlichen Fürsten ihren Herrn nannten: wenn ihre Schulden gehäuft, ihre Lasten verdoppelt, ihre Einkünfte verringert, ihre Gewerbe stokkend wurden? wenn Unsicherheit auf den Landstraßen, Angst vor Einbruch und Mord, Gefahr vor zerstöhrenden Kriegen zunahm? Die spätere Nachkommenschaft erntete erst die Früchte dieser Erweiterungen des Staats: und Dank verdient der Herrscher immer, der mit Standhaftigkeit und Muth gegründete Rechte vertheidigt, und Ansprüche geltend macht, die künftigen Geschlechtern viel nuzzen, wenn sie gleich den Mitgenoßen nicht frühe Vortheile gewähren. Johann Siegmund besaß der Regierungstalente viele; sein Verstand hatte sich von mancherlei Vorurtheilen losgewunden; er sah in verschiednen Dingen heller, als zu vermuthen war: seine Verordnungen waren auf Volkswohl und Menschenglük berechnet; nur Zeit und Muße fehlte ihm, dem todten Gesezze Leben und Nachdruk zu ertheilen; aus seinen Ediften spricht ein gründlicher, kluger Kopf, es sei nun, daß er selbst oder einer seiner Räthe sie verfaßte; gleich viel; es zeigt schon einen guten Verstand, wenn man den Verstand andrer schäzzet. Ein hizziges Blut rollte durch seine Adern, und starker Genuß des Weins schwellte sie noch mehr. Ein Fehler bei jedem Privatmann, ein Gebrechen bei einem Fürsten. Daher seine übereilte Hizze, die einst seine Hand zur Gewaltthätigkeit gegen einen Prinzen leitete. Daher jener wüthende Zorn, der ein glüklich geknüpftes Band der Eintracht

zum

zum Nachtheile seiner Ehre, seiner Unterthanen, vielleicht des Reiches selbst zerriß. Mehr nüzte es, nicht für seine Zeit, aber für die Menschheit doch, daß er die Feßeln, welche seinem Geiste von Intoleranz und Aberglauben angelegt waren, zersprengte, und sich mit einer neuen Religionsgesellschaft, der Reformirten, vereinigte. Nicht, als ob er für seine Person, für seine Seligkeit, für sein ewiges Heil etwas gewann; nicht, als ob er nun in das wahre Land der Weisheit, der Glaubensreinigkeit, der Aufklärung eingegangen sei; nicht, als ob dieser Schritt überhaupt etwas Staatskluges, Großes, Gottseliges anzeige. Nein; wer dies drin findet, kann nur Schmeichler oder Sektenanhänger sein. Aber in Gottes Hand war dies ein Mittel zu Hervorbringung von unschäzbaren, herrlichen, noch jezt fortdauernden Segnungen. Der menschliche Geist lernte einsehen, daß Duldung und Toleranz erste Pflicht der Religion, Quelle irrdischer Glükseligkeit, und schönstes Kleinod des Christenthums sei. Dies theoretisch zu erkennen und praktisch auszuüben, ist für den Staat Gewinn. Und einen solchen scheint uns Siegmund's Glaubensveränderung mittelbar in den neuern Zeiten hervorgebracht zu haben. Damals aber stiftete sie gewiß eben so vielen, wo nicht größern Schaden, als Nuzzen. Der Riß zwischen beiden Partheien, den Reformirten und Lutheranern wurde größer, der Kampf hizziger, oft wüthend, das Land gegen den Oberherrn eingenommen, Adel und Geistlichkeit aufgebracht und eben dadurch bewogen, ihn nicht so zu unterstüzzen, als

er's

er's verlangte. Kampf übt die Kräfte; Anstrengung des Kopfs führt endlich auf neue, richtigere Ideen: daher mußte der anfängliche Streit, obwol spät genung, sich in Harmonie auflösen, beide Theile einander wieder nähern, beide mit brüderlicher Liebe vereinigen.

Johann Siegmund ward den 8. Nov. 1572 zu Halle, der Residenz seines Vaters, damaligen Erzbischofs von Magdeburg, geboren. An eben dem Tage erblikten die Astronomen einen neuen Stern in der Kaßiopäa; die Zeichendeuter lasen in ihm die Größe des jungen Prinzen; der große reformirte Theologe, Theodor Beza hielt ihn für den Stern, der den Weisen im Morgenlande zu Christi Zeiten erschien; diese Träumereien, die uns ekelig sind, fanden allgemeinen Glauben, und Beifall bei den ersten Köpfen. Johann George, der Großvater nahm den Prinzen zu sich nach Berlin, und ließ ihn unter Aufsicht Johann's von Müncherode von M. Teutsch in einigen Wißenschaften, am vorzügsten in der lateinischen Sprache unterrichten. Diese lernte er fehlerfrei und fertig reden. In der Folge sahe er's ein, und sagte es laut, daß man ihn wohl mehrere und noch nüzlichere Dinge hätte lehren können. Eine solche Einsicht und ein solch Geständniß verräth keinen ganz altäglichen Kopf. Zu Verbeßerung seiner Kenntniße, zu Vermehrung der Welt und Menschenkunde, und zu seinem Vergnügen wünschte er, auf Reisen gehn zu dürfen. Aber sein Großvater, der an ihm Freude und Trost

fand, schlug ihm seine mehrmals wiederholte Bitte ab. Als sechzehnjähriger Jüngling besuchte er mit seinem Bruder Johann George die Universität Straßburg, und benuzte den Unterricht der dasigen Lehrer. Nicht lange nach seiner Rükkunft in seinem neunzehnten Jahre vermählte er sich mit der ältesten Tochter des blödsinnigen Herzogs von Preußen; und fand nachher Gelegenheit genung, seinen Trieb nach Reisen zu befriedigen. Er besuchte Dännemark, die Pfalz, Franken, Preußen; und brachte die übrige Zeit zu Zechlin in der Priegniz zu. Selbst einen großen Theil seiner Regierungsjahre verwendete er auf Reisen in die neuen Staaten. Statthalter besorgten unterdeßen die nöthigen Landesgeschäfte in der Mark. Durch Strapazen geschwächt und vielleicht durch Wein zerrüttet starb er in der besten Kraft des männlichen Alters im 47. Jahre. Dieser frühzeitige Tod und eine längst vorher untergrabne Gesundheit, jene häufige Abwesenheit aus dem Mutterlande und eine stete Aufmerksamkeit, die er den auswärtigen Angelegenheiten zu Behauptung der ererbten Länder widmen mußte, so wie endlich die Unruhen und Gährungen, die seine Annahme der reformirten Religion erzeugte, verhinderten ihn, alles das Gute in der Mark zu stiften, was sein Verstand hoffen und sein Muth erwarten ließ.

Durch Kenntniße geschmükt, durch Reisen gebildet, durch Verwaltung der Vormundschaft in Preußen in Geschäften geübt, trat er, kein Jüngling mehr,

mehr, im 36. Jahre die Regierung über Brandenburg an. Er war wieder auf einer Reise begriffen, als der Tod seinen Vater unvermuthet wegrafte. Seine Schwiegermutter starb den 2. Juni 1608. Dieser Zufall sowohl, als der Wahnsinn seines Schwiegervaters, des Herzogs von Preußen, und Streitigkeit mit Polen wegen der preußischen Regierung hatte ihn bewogen, nach Königsberg zu reisen. Ein nachgeschikter Eilbote erreichte ihn am 21. Julius zu Landek in Polnisch-Preußen, und meldete ihm, daß der Kurfürst, sein Vater seit drei Tagen nicht mehr wäre. So nöthig es schien, umzukehren, und sich seinen Märkern als nunmehrigen Landesherrn zu zeigen, so sehnlich auch Stände und Unterthanen seine Gegenwart wünschten: so glaubte er doch, lieber vorwärts eilen zu müßen. Er ernannte seinen treuen Diener und Reisegefährten Adam Gans Edlen Herrn von Putliz zum Statthalter der Märkischen Provinzen, und sandte ihn mit gehörigen Vollmachten versehen von Landek nach Berlin. Er selbst sezte seinen Weg nach Preußen fort, und traf den 8. August zu Königsberg ein. Hier fand er ein weites Feld für seine Thätigkeit. Sein blödsinniger Schwiegervater bedurfte eines Pflegers und das Land eines Regierers. Alles hing von Polen als Oberlehnsherrn des Herzogthums Preußen ab. Johann Siegmund hatte doppelte Rechte auf die Regierung des Landes. Schon Kurfürst Joachim II. hatte die Mitbelehnung erhalten, und Johann Siegmund konnte als Schwiegersohn die Vormundschaft und

eine

eine neue Belehnung fodern. In beiden Stükken warfen ihm die Preußischen und Polnischen Stände Hinderniße in den Weg, die seine Standhaftigkeit endlich doch glüklich wegräumte. Er erreichte seinen Zwek, er wurde als Regent erkannt und als Erbe belehnt: und nach dem Tode seines Schwiegervaters, der 1619. ohne männliche Nachkommenschaft starb, vereinigte er dies Herzogthum auf immer mit der Mark. Hier scheint uns der bequemste Ort zu sein, die frühere Geschichte Preußens, eines Landes, welches dem Hohenzollerischen Hause eine neue Bahn zu Ruhm und Ansehn eröfnete, in einer kurzen Uebersicht einzuschalten.

Preußen scheint den Griechen und Römern schon vor Christi Geburt bekannt gewesen zu sein. Ihre Schriftsteller erwähnen des Bernsteins, dieses brennbaren, wohlriechenden, nüzlichen Harzes, welches die Fluten der Ostsee so häufig auf die Preussischen Küsten werfen. Die Nachrichten aber, die sie von der Lage des Landes, von dem Namen der Einwohner, von den Erzeugnißen der Natur liefern, sind so dunkel, verworren, widersprechend, daß es der Mühe nicht lohnt, sie zu studiren. Mit der feinsten Grübelei scharret man am Ende ein Paar Namen aus diesem Chaos heraus; etwas für das Gedächtniß, nichts für den Verstand.

Nach mehrern Völkern, die hier gewohnt oder nicht gewohnt haben mögen, findet man die Preußen oder Pruzzi gegen Ende des zehnten

Jahr-

Jahrhunderts in diesen Gegenden; und erst von diesem Zeitpunkt an giebt es eine Geschichte Preußens. Woher der Name Borussien, Porussia, Pruzzi rührt, und was er bedeute, hat noch niemand angeben, noch keiner erklären können. Denn seine Vermuthungen der Welt vorlegen, heißt nicht: erklären. Und was gewinnt die Geschichte durch einen erläuterten Namen? Gnung: nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts wohnten Menschen an den Küsten der Ostsee und an den Grenzen Polen's, welche Preußen hießen. Der schwärmerische, vielleicht gutgemeinte Eifer einiger katholischen Geistlichen suchte dieses heidnische Volk dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche einzuverleiben. Bekehrer durchstreiften das Land, und durch sie erhielt man Auskunft, oft dürftig genung, von ihm und seinen Bewohnern.

Damals wohnten die Preußen in eilf besondern Provinzen, deren Namen sich noch größtentheils bis zu unsern Zeiten erhalten haben, zerstreut. Keine dieser Landschaften stand mit der andern in politischer Verbindung; keine gehorchte einem Könige oder Oberhaupte; keine widersezte sich dem eindringenden Feinde, so lange sie selbst unangetastet blieb. Nur in geistlichen Dingen hielt sie ein festes Band zusammen: ein heidnischer Pabst, Kriwe genannt, herrschte mit gleicher Allgewalt über sie, wie einst der Christliche über ganz Europa. In kleinern Distrikten, oft in einzelnen Dörfern tirannisirten Edle, welche sie Szupane, die Ordensritter regulos hießen. Die Unterthanen gehörten einem solchen Herrn leib-

eigen

eigen an: ihr Vermögen, ihre Familie, ihr Leben selbst hing von der Willkühr der Szupane ab. Ihre Sitten waren, wie bei allen Wilden, roh, ihre Gesezze, oder vielmehr, ihre Gebräuche strenge, zum Theil unmenschlich, ihre Gemüthsart wild, hier und da durch gute Anlagen gemildert, bisweilen durch tugendähnliche Handlungen geadelt. Tugend hat kein Thiermensch. Die Preussen kannten und trieben den Akkerbau und Fischfang. Ihr Aberglaube weihte den Göttern Aekker, die Niemand bauen, und Gewäßer, wo keiner fischen durfte. Gartengewächse wußten sie nicht zu zeugen; die Samländer, eine von den eilf Völkerschaften, staunten, als sie die Deutschen Ritter Gemüse eßen sahen. Boten, welche auf einem Schloße der Ritter Kohl, Knoblauch und Petersilje unter den Gerichten gefunden hatten, kehrten erschrokken zu ihren Brüdern um, und meldeten, daß gegen die Deutschen nicht auszudauern sei: denn sie äßen Gras, wie die Pferde, und könnten sich in jeder Wildniß sättigen. Außer den Feldern und Gewäßern reichten die Wälder und Viehheerden den Preußen Nahrung dar. Falken und Hunde, ihre Gefährten auf der Jagd, haschten Wildprett; die Bienen gaben ihnen Honig und Meth, die Pferde Milch und Fleisch; die erstre, die Pferdemilch liessen sie gähren, und verwandelten sie durch Kunst in ein geistiges, berauschendes Getränk. Bier lernten sie erst spät kennen. Schweine, Ziegen und Federvieh hatten sie im Ueberfluß, Schafe wegen der vielen Sümpfe in geringer Anzahl.

Die

Die Materie ihrer Kleider war gewöhnlich Leder, bisweilen Leinen, selten Wolle. Alles bearbeiteten sie selbst. Sie hatten gewiße Tage dem Flachs-, andre dem Wollspinnen geheiligt: beides hielten sie für eine Religionssache, durch beides wolten sie sich den Göttern angenehm machen. Den Puz achteten sie nicht; ihre Nachläßigkeit ließ sie nicht einmal bemerken, ob sie den Rok rechts oder verkehrt angezogen hatten. Von ihren nachherigen Beherrschern, den Deutschen Rittern wurde ihr Geschmak verfeinert: nun sezten sie einen Werth auf schöne Kleider; ein bunter Rok, der ihnen zum Geschenk versprochen wurde, reizte ihre kindische Eitelkeit so heftig, daß sie sich, um ihn zu verdienen, in Todesgefahren stürzten. Frauenzimmer trugen Armringe von Metall, Korallen von Bernstein, Kügelchen von gefärbtem Thone, Schnallen und Halsketten von verschiedner Form und Gestalt. Denn in Töpferarbeiten, Bernsteinschneiden, Steinsprengen und mancherlei Schmiedewerken waren sie nicht unerfahren. Nur muß man ihnen weder Feinheit, noch Geschmak zuschreiben. Plumpheit war bei allen diesen Arbeiten sichtbar.

Unwißenheit und Grausamkeit sind Geschwister; beide reichen sich traulich die Hand, beide arbeiten mit und für einander. So handelt der Wilde aus Natur, so handelt der Feind der Menschheit aus Kunst. Er verschreit das edelste Kleinod der Welt, die Aufklärung; weil er weiß, daß die Tirannei nur in den

stinken-

stinkenden Pfüzzen des Aberglaubens, der Irrthümer, der Unwißenheit gedeihet. Was die Beförderer der Finsterniße mit Ueberlegung beabsichtigen, das fand sich bei den alten Preußen von selbst. Sie waren unwißend und grausam. Sie konnten weder schreiben, noch lesen; weder zählen, noch rechnen. Sie knüpften täglich einen Knoten in einen Riemen, oder schnitten Kerbe in einen Stok, um zu gleicher Zeit gemeinschaftliche Verabredungen ausführen zu können. Rohe Menschen haben eben so wenig Gesezze, als willkührliche Despoten. Sie folgen blinden Gewohnheiten, launischen Einfällen, aufbrausenden Leidenschaften. Selbst ihre guten Handlungen verdienen wenig oder keine Achtung; denn sie sind nicht das Werk der Ueberlegung, nicht die Frucht des Wohlwollens. Die Preußen erwürgten, erstikten oder verbrannten ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Hausleute, wenn sie krank, und ihre Eltern, wenn sie alt wurden. Daß es nicht alle thaten, versteht sich von selbst, daß sie es aber ungestraft thun konnten, ist gewiß. Der Selbstmord war nicht ungewöhnlich. Der Ehegatte durfte seine Frau verbrennen, wenn sie sich seinen sinnlichen Trieben nicht immer fügen wolte. Ueber drei Weiber zu nehmen, war verboten; wolte sich ein Mann dennoch die vierte zulegen, so ließ man ihn von Hunden zerreißen. Keiner betrauerte seine Gattin länger als 24 Stunden; den andern Tag führte man ihm eine junge zu. Eine Witwe, die noch kein Kind gebohren hatte, ward den viehischen Begierden verheiratheter Männer überlaßen; erst

dann, wenn sie Mutter ward, hörte diese Sklaverei auf; nun mußte sie in den Orden der Priesterinnen treten, und bei Todesstrafe allen Umgang mit dem andern Geschlechte fliehen. Das Schiksal der Weiber war überhaupt bedauernswürdig; sie wurden geraubt und gekauft, zu Ehen gezwungen und niederträchtig behandelt. Sie durften mit dem Manne nicht eßen, mußten ihn vielmehr als Sklavinnen bedienen, mußten ihm und den Tischgenoßen die Füße waschen und sich jede Demüthigung gefallen laßen. Erwachte bei einer das empörte Gefühl der Menschheit, widersezte sie sich ihrem Tirannen, und ertheilte sie ihm nur einen Schlag, so wurde ihr die Nase abgeschnitten: entwischte ihr ein Schimpfwort, so hing man ihr vier schwere Steine an den Hals, mit denen sie von Dorf zu Dorf als ein Scheusal herumgehen mußte, und die sie ohne Erlaubniß des Oberpriesters nicht ablegen durfte: machte sie ihrem Manne eine üble Nachrede, so wurde sie, wenn sie jung war, mit Peitschen gezüchtiget, und wenn sie alt war, zur Asche verbrannt. Junge Stiefmütter fielen den Söhnen nach des Vaters Tode als Erbschaftsstükke zu beliebigem Gebrauch zu. Ehebrecher wurden fern von heiligen Stäten verbrannt, die Asche derselben auf den Landstraßen zerstreut, und jedes ihrer Kinder des Priesterstandes für unfähig erklärt. Gegen Diebe betrug man sich in Betracht der angeführten Greuelstrafen viel zu gelinde. Das erstemal stäupte man sie mit Ruthen, das zweitemal schlug man sie mit Knitteln, und bei'm dritten Uebertretungs-

fall

fall warf man sie den Hunden vor. Daß Menschen, die im Frieden Barbaren sind, im Kriege Mitleiden und Schonung zeigen solten, läßt sich schon von selbst nicht vermuthen. Die Preußen verbrannten vornehme Gefangne zu Ehren der Götter in voller Rüstung. Wolten sie einen Krieg anfangen, so suchten sie, einen Fremden aus der Gegend, wohin sie ihre feindseligen Waffen zu tragen beschloßen hatten, in ihre Gewalt zu bekommen. Diesen Unglüklichen banden sie an einen Baum, und schnitten ihm entweder den Bauch mit einem Meßer auf, oder durchbohrten ihm die Brust mit einem Pfeile. Die Art, wie das Blut aus der Oefnung herausfloß, galt für Zeichen des Glüks oder Unglüks. Schoß es stromweise heraus, so bedeutete es Sieg, rann es nur tropfenartig, so verkündigte es Verderben. Gewöhnlich unterblieb dann der Feldzug. Plünderung und Raub war das Ziel und die Absicht ihrer Kriege, bis sie von Fremden angefallen für ihre Sicherheit kämpfen mußten. Die Beute theilten sie in vier Theile; einen verbrannten sie den Gözzen zum Opfer; einen gaben sie den Priestern; den dritten behielten die Streiter für sich, und den lezten bekamen die Zurükgebliebenen. Ihre Waffen waren große und kleine Keulen voll Blei gegoßen; die erstern zum Todtschlagen, die andern zum Werfen; länglichte, an der einen Seite geschärfte Steine, und Streithammer. Später lernten sie Bogen, Pfeile und andre, bei den Deutschen übliche Gewehre kennen und gebrauchen. Häufig bedienten sie sich des Gif-

tes,

tes, um ihre Feinde durch Meuchelmord wegzuräumen.

Wir überlaßen es andern, zu bestimmen, ob solchen unmenschlichen Gewohnheiten die guten Gebräuche, die wir nun nennen müßen, die Wage halten. Die Preußen wareu gastfrei gegen Ausländer, die mit ihnen im Friede standen; wohlthätig gegen ihre eigne Armen, in dem Maaße, daß es keine Bettler unter ihnen gab; dankbar gegen empfangne Wohlthaten, mitleidig gegen Unglükliche, nur gegen Kranke, Alte und Weiber nicht; Feinde des Diebstahls, Verabscheuer des Ehebruchs, mäßig im Essen, aber nicht im Trinken.

Von ihrer Religion ist für Bildung des Geistes, für Erwekkung menschlicher Gefühle, für Beförderung sittlicher Handlungen nichts zu erwarten. Der Gottesdienst der Wilden hat nichts mit Unterricht, mit Moral, mit Tugend zu schaffen. Furcht vor Unglüksfällen, welche die Erscheinungen der Natur oft bewirken, erzeugt, und Eigennuz betrügender und betrogner Priester unterhält, eine Menge heiliger Firlefanzereien, die oft grausam, oft lächerlich und allemal abgeschmakt sind. Die Gözzendiener haben selbst kein Sistem von ihrem eignen Aberglauben. Unmöglich ist es daher, den Zusammenhang ihrer chaotischen Begriffe zu zeigen. Hierzu kommt bei den Preußen, daß sie nicht schreiben konnten und keinen Fremden bei ihren Festen zuschauen liessen. Christliche Zuschauer wurden ohne Verschonen

ermör-

ermordet; entflohen sie, so mußte irgend ein Andrer, schuldig oder unschuldig, sterben. Denn nur Blut konnte die Entweihung ihrer Religion versöhnen. Unsre Kenntniß von ihren Göttern, Priestern, Festen und Ceremonien beruht bloß auf verwirrten, oft sich widersprechenden Erzählungen gefangner oder bekehrter Preußen. Folgendes scheint das sicherste zu sein.

Zu Romove — einem Orte, deßen Lage man nur muthmaßen, nicht bestimmt angeben kann, den einige in die Gegend von Domnau, andre in die von Schlippenbeil — war der Vereinigungspunkt ihrer Abgötterei, der Hauptsiz ihrer Religion, der Wohnplaz ihres despotisch herrschenden Oberpriesters, Kriwe genannt: hier war ein zweites Rom, hier thronte ein zweiter alles zermalmender Gözze in Priestergestalt, auf deßen Haupte zwar keine dreifache Krone blizte: deßen furchtbarer Stab aber jedem Ehrfurcht und Schrekken einflößte. Fürsten und Edle beugten sich in den Staub gleich den Armen und Niedern vor diesem heidnischen Pabste: seinem Winke, seinem Blikke schon folgte der Szupan so gut als der Sklave; seine Anverwandten stunden in vorzüglicher Achtung; jeder Gesandte, dem er seinen Stab mitgab, fand überall Unterwerfung und Gehorsam. Ein ganzes Heer von Priestern stand in seinem Dienste; bereit, durch jede niedre Kunst, durch jeden Trug sein Ansehn zu behaupten und zu befestigen. Am kräftigsten bewirkten sie dies durch Verbreitung der Meinung,

daß

daß der Kriwe Umgang mit den Todten hätte, Gesichter und Erscheinungen der Verstorbnen sähe, und durch sie Aufschlüße über die Zukunft erhielte. Viele dieser Priester wohnten in der Runde um eine große, wegen der Mistel immer grünende Eiche. In den Baum waren drei Löcher gehauen, in welchen die Bildniße der drei höchsten, von dem ganzen Lande angebeteten Götter standen. Sie hießen: Perkun, Donnergott; Potrimp, Waßergott; und Pykull, Todtengott. Jeder hatte seine besondre Gestalt, sein besondres Kleinod oder Simbol, seine besondre Verehrung. Perkun blikte zornig umher; sein rothes Gesicht, sein krauser Bart, und sein mit Flammen umhülltes Haupt zeigten sein Amt, Blizze zu schleudern, an. Darum mußte ihm ein immerwährendes Feuer von Eichenholz unterhalten werden. Ein Priester, der es verlöschen ließ büßte seine Nachläßigkeit mit dem Tode. Potrimp war der Austheiler jedes Segens, der Gott der Früchte, der Helfer im Streit. Er ward als ein froher Jüngling mit freundlicher Mine, die Stirne mit Aehren umkränzt, abgebildet. Sein Simbol war eine heilige Schlange, die man mit Getreide bedekte und täglich mit Milch speisete. Ihm zu Ehren brannten Wachskerzen, und loderte Weirauch empor. Bisweilen opferte man ihm Kinder. Der Gott der Todten und der Gespenster Pykull war ein alter, leichenblaßer, graubärtiger Mann, mit einem weißen Tuche umwunden. Sein Kleinod bestand in einem todten Menschen - Pferde - oder Kuhkopfe. An den Festen zündete man ihm Talch in einem Topfe

am.

an. Ihm wurden viele Gelübde gethan: natürlich, denn keiner stirbt gern. Blieben die Versprechungen unerfüllt, so tobte er selbst, oder sendete seine Diener, die Gespenster, um nächtliches Getümmel in den Häusern zu erregen. Sein Zorn konnte nur durch Blut gestillt werden. Ein Priester ließ sich für ein tüchtiges Geschenk zur Versöhnung bereitwillig finden. Er schnitt sich in den Arm; und mit dem rieselnden Blute zugleich hörte man ein Gebrumme in der Eiche; hierdurch gab Pykull zu erkennen, daß er versöhnt sei.

So wie noch jezt außer dem dreifach gekrönten Gözzen in den verschiednen Provinzen verschiedne Schuzheiligen verehrt werden: so standen auch in den mancherlei Bezirken der Preußen mancherlei andre Eichen, und andre Bilder, Gegenstände des frommen Betrugs, der heiligen Einfalt, und der finstern Anbetung. Bei Heiligenbeil diente eine dikke Eiche zum Gözzendienst; in ihr war ein Bild des Kurcho, des Gottes aller Speisen, der das Eßen und Trinken segnete und gedeihen ließ, errichtet. Jährlich stellte der Aberglaube ein neues Bild von ihm auf, und opferte ihm in der Ernte Garben, gedroschnes Getreide, Mehl, Honig, Milch, und andre Eßwaaren. Jedes Gewerbe, jede Arbeit, jeder Nahrungszweig, jeder Stand sogar hatte eine besondre schüzzende Gottheit. Der Szupan, der Fürst, der Reiche wählte sich einen vornehmern Gott, als der Pöbel; der Kaufmann einen andern, als der Hirte; der Hüter der Schaafe einen andern,

als

als der Wächter der Rinder: es war ein besondrer Saugott, und ein besondrer Gänsegott; die Gärtner riefen den nicht zur Hülfe, der den Akkerleuten beistand; im Frühlinge führte ein ganz andrer das Regiment, als im Winter. So wie aber alle die drei vorher angezeigten Obergötter anerkannten, so nahmen sie auch insgesamt gewiße Untergötter an. Diese waren theils die Gespenster, Laumen und Pokoll's genannt, theils die Hexengeister, kleine Erdmännchen, die den Menschen das Blut, und dem Viehe die Milch aussogen. Bemerkenswerth scheint uns noch die Schiksalsgöttin, Laima, welche die Begegniße der Menschen, ihre Freuden und Leiden, ihres Lebens Anfang und Ende spann. Die Preussen glaubten ein festgesetztes, unwandelbares Verhängniß; eine Bestimmung ihres Schiksals, das kein Gott ändern, keine Macht verrükken konnte; daher floß ihr Muth am Tage der Schlacht, ihr Troz gegen jede Gefahr. Noch jezt sagt der Litthauer im Sprüchwort: Taip Laima leme; so spann es des Schiksals Göttin.

Von diesen Gözzen erwarteten die Preußen Glük im Leben, und Vergnügen nach dem Tode. Denn sie glaubten eine Fortsezzung des Lebens in einer andern Welt, glaubten eine künftige Belohnung, und Bestrafung. Die Guten, welche den Göttern Furcht und Gehorsam, und dem Kriwe Unterwerfung bewiesen hatten, kamen in den Rogus, das heißt, in den Himmel, wo sie schöne Weiber, viele Kinder, gute Speise, süße Getränke,

im Sommer weiße Kleider, und im Winter warme Rökke erhielten; wo sie auf großen weichen Betten schliefen, einer steten Gesundheit genoßen, und immer lachten und sprangen. Die Bösen, welche den Göttern, und dem Priesterorden die gebührende Ehre nicht erzeigt hatten, wurden nach Pekla, oder in die Hölle gestoßen; da verlohren sie alles das ihrige, da mußten sie ewig weinen und heulen und die Hände ringen vor großer Wehe und Angst.

Groß war die Zahl der Götter, verschieden ihre Benennung, verschieden ihr Amt: noch größer war der Schwarm der Priester, eben so mannigfaltig ihre Benennung und ihre Verrichtung. Da gab es Waidelotten, Priester, die Gesichte sahen, Sigonotten, solche, die den Segen sprachen; Lingustonis, Leichenredner; Woruskaiten, Aelteste des Gottesdienstes; Tulissones, Gaukler, die aus der Galle; Zwakones, Narren, die aus der Flamme und Putweisdos, Betrüger, die aus dem Schaume weißagten; Zaizdomis, Müßiggänger, die sich selbst verwundeten, um den Zorn der Götter zu versöhnen, und ihren Beutel zu füllen; Wejonen, Thoren, die dem Winde zu gebieten bei andern Thoren vorgaben; und Pustones, Quaksalber, die durch Anhauchen Krankheiten heilen wolten.

Von ihren Festen sind nur einige bekannt. Alle wurden mit Opfern, Singen, Tanzen und — Saufen gefeiert. Eins davon ward dem Gott des

Früh-

Frühlings zu Anfang dieser Jahreszeit gehalten. Zwei andre waren der Ernte, eins zu Anfange, das andre am Ende, gewidmet. Die Feierung geschahe im Tempel der Natur auf freiem Felde. Bei einer schlechten Ernte schrien sie zum Gott der Gesundheit, daß er ihr Fürsprecher sein, und die andern Götter ihnen wieder gewogen machen möchte; sie bekannten und beweinten ihre Sünden und versprachen Beßerung. Die, welche man eines Vergehens überführen konnte, mußten eine ansehnliche Strafe an Gelde oder Getreide bezahlen. Dies wendeten sie zum Schmausen und Zechen an, vermuthlich, um die erste Probe ihrer Beßerung abzulegen.

Gezecht ward auch über den Leichen der Verstorbenen. Sie tranken dem Todten zu, und bei jedem Schluk zählten sie seine Güter und Besizzungen her, und nach jedem Zuge fragten sie, warum er dies alles verlaßen habe, warum er den Trunk sich nicht mehr mit ihnen schmekken ließe? Anfangs verbrannten sie die Leichen nebst dem besten Hausrathe: ein Leichenredner verstand es so gut, als jezt mancher feile Schmeichler es kann, dem Todten Tugenden anzudichten, die er freilig hätte üben sollen, und mit einer Zuversicht von seiner Seligkeit zu plaudern, als ob er der Thürsteher des Himmels wäre. Der Lingustone erzählte den Verwandten zum Trost, wie der Entseelte auf einem schönen Pferde von hübschen Lichterchen umleuchtet durch die Wolken geritten sei, so wie es mancher Plapperer bei uns ganz zuverläßig wißen will, daß die Engelchen die Seele in Abra-

hams Schooß trugen. In der Folge wurden die Todten nicht mehr verbrannt, sondern begraben. Die mitleidige Einfalt gab ihnen Brodt und Bier und Geld mit in die Erde. Das Weib mußte dreißig Tage hindurch Morgens und Abends auf dem Grabe Schmerz erdichten, und Thränen erpreßen.

So dachten, handelten und lebten die Preußen zwischen ihren Morästen, Seen und Wäldern abgesondert vom übrigen Europa, unbekannt mit den Sitten und Thaten der übrigen Völker, ohne zu wißen, ob es noch andre Gottesdienste, andre Kriwen, andre Priester gäbe. Ein Mönchskopf, in deßen verbrantem Gehirne noch nie ein Gedanke zum Wohl der Menschheit erzeugt wurde, faßte den Entschluß, die Preußen aus ihrer Dunkelheit zu ziehen, ihrer Ruhe zu entreißen, und mit den Europäischen Völkern in nähere Verbindung zu bringen. Er beschloß, sie von alten Thorheiten zu neuen, von eingewurzeltem Aberglauben zu frischem, von gewohntem Unsinne zu ungewohntem zu bekehren, sich auf Erden den Ruhm eines Apostels, und im Himmel die Krone der Märtirer zu erringen. Ein Entschluß, der Jahrhunderte hindurch die Erde mit Blut färbte, und die Felder mit Leichen düngte, Adalbert war der Name dieses ehrgeizigen Schwärmers, dieses unruhigen Thoren, dieses thätigen Unglükssfifters. Er verließ sein Bisthum Prag, wo er unter den rohen Böhmen noch viel zu beßern, noch viel aufzuklären, noch viel Gutes zu thun gehabt

habt hätte, wenn ihm das Heil der Menschheit theurer als das Schattenbild der Mönchsehre gewesen wäre. Mit dem Enthusiasmus eines Schwärmers begab er sich 994 an den Hof des Polnischen Königs Boleslav's, und reiste bald darauf im Gefolge von dreißig Geharnischten, die er sich hier ausgewirkt hatte, zu den Preußen. Die erste Aufnahme war seinen Wünschen entsprechend. Seine neue, sonderbare Kleidung, seine fremde Sprache, seine heiligen Grimaßen bei'm Meßelesen, seine schönen Bilderchen zogen die Verwunderung der Preussen auf sich. Gern ließen sie sich mit geweihtem Waßer besprüzzen, Sie hielten den Fremdling für einen mächtigen Zauberer, und sein Waßer für irgend ein Beschwörungsmittel, Böses abzuwenden. Dies geschahe in der Gegend bei Danzig. Adalbert glaubte Wunderdinge gethan, glaubte Tausende getauft, Tausende zum Christenthum geführt zu haben. Dieser glükliche Anfang stärkte seinen Muth. Er meinte, der gewafneten Polen nicht mehr zu bedürfen, die Macht seines Weihwaßers stritte genung für ihn. Er reisete weiter, fuhr über das frische Haff, fand in andern Bezirken gleichen Eingang, so lange es bei seinen heiligen Firlefanzereien blieb. Als er aber weiter ging, als er sich an ihren Heiligthümern vergriff, und ihre frommen Gebräuche auszurotten suchte: da erwachte der Fanatismus, da entbrannte ihr Zorn. Sie ergriffen im April 997 den Frevler, der ihren Glauben stürzen wollte, banden ihn an einen Pfahl, und ein Priester durchbohrte seine Brust.

Boleslav von Polen entrüstete sich über diese Verwegenheit der Preußen. Gern wollte er die Ermordung Adalberts mit Feuer und Schwerdt an ihnen rächen. Aber andre Feldzüge hielten ihn vor jezt noch zurük. Unmöglich konnte er indeßen den Leib eines Heiligen im Lande der Sünde laßen. Er kaufte die morschen Knochen den Preußen ab, und übergab sie der Kirche zu Gnesen zur Verwahrung. Hier wurden sie bald als Reliquien verehrt. Könige naheten sich mit Ehrfurcht, Kaiser mit heiligem Schauer den Gebeinen dieses Schwärmers; und brachten sie dadurch in solchen Ruf, daß endlich die ganze Christenheit den Namen Adalberts als den eines Heiligen, eines Märtirers, eines Wunderthäters mit Hochachtung aussprach, und scharenweise nach Gnesen zur Erlangung eines hundertägigen Ablaßes strömte. Kaiser Otto III. wallfahrtete im Jahre 1000 hin, ging mit entblößten Füßen in die Kirche, und verrichtete knieend sein Gebet vor dem Gerippe dieses verehrten Thoren.

Das unglükliche Schiksal des ersten Preußenbekehrers schrekte Andre nicht ab, die gleiche Laufbahn zu betreten. Schon bei seinem Leben gab sich Bruno von Querfurt, Kanoikus zu Magdeburg, und Günstling des Kaisers Otto III. alle Mühe, vom Pabste die Erlaubniß zu erhalten, Adalberten als Gehülfe zugesellt zu werden. Er erreichte seinen Wunsch, und wollte eben abreisen, als die Nachricht von jenes Tode einlief. Dies kühlte sei-

ne

ne Hizze etwas ab, dämpfte sie aber nicht ganz. Er änderte seinen Plan, suchte sich noch einige Spießgesellen, und begab sich mit ihnen nach einigen Jahren zu den Preußen. Er vermied die Fehler seines Vorgängers, riß nicht mit stürmender Hand die heidnischen Heiligthümer um, bezeigte sich sanfter, nachgebender, und überhaupt vorsichtiger. So durchzog er vier Jahre lang das Land in Ruhe, und machte wirklich viele Gözzendiener zu Anhängern des Pabstthums. Fröhlich eilte er nach Deutschland zurük, um dem Kaiser, bei dem er als Kapellan blieb, und dem Pabste die frohe Kunde zu hinterbringen. Seine Gehülfen, und zwei neue abgesandte Mißionarien sezten das Bekehrungsgeschäfte, aber mit unglüklichem Erfolge, fort. Ihr blinder Eifer vergaß der Klugheit des Bruno; sie tobten, statt zu lehren; sie donnerten, statt zu überzeugen; sie rißen nieder, statt aufzubauen. Die Preussen duldeten dies nicht; sie schaften sich auf dem kürzeßten Wege Genungthuung; sie schlugen die Mönche todt, und rotteten das kaum aufsproßende Christenthum in seinem Keimen aus. Bruno glaubte durch seine Gegenwart das Uebel wieder gut zu machen. Er eilte von neuem mit einem ansehnlichen Gefolge nach Preußen: aber zu seinem Verderben. Er fand nirgends mehr Eingang. Ueberall jagte man ihn mit den heftigsten Drohungen fort: und da er dennoch das Aeußerste versuchte, so ergrif ihn die Wuth der Gözzendiener, und erwürgte ihn nebst achtzehn seiner Begleiter an den Litthauischen Grenzen.

Nun

Nun war Boleslav nicht länger seines Zornes Meister: ergrimmt sammelte er ein mächtiges Heer, um die Preußen zu züchtigen, weil sie den Glauben ihrer Väter, und die Freiheit ihres Landes (schrekliche Verbrechen in den Augen jedes Despoten) vertheidigt hatten. Der Erfolg muß seinen Wünschen nicht sehr entsprochen haben; denn die alten Geschichtschreiber melden bloß, daß ihm die Preußen an der Grenze einen Tribut versprochen hätten. Ob sie ihn bezahlten, ist eine andre Frage. Der Tod hinderte ihn an Fortsezzung des Streites. Seine Nachfolger hoften glüklicher zu sein; sie hoften es aber bloß. Die Preußen wurden des Krieges gewohnt; sie erlangten mehr Kenntniße, Muth und Fertigkeit in der Kunst, Menschen zu schlachten, und Gottes Werk, die Erde zu zerrütten. Sie schränkten sich nicht mehr auf Abwehrung des Feindes ein; sie griffen ihn endlich in seinem eignen Lande an. Die Lage Polen's begünstigte sie hierbei gar sehr. Boleslav III. welcher 1138. starb, hatte seine Macht unter seine vier Söhne getheilt, und dadurch geschwächt. Bruderkriege vollendeten das Verderben. Nun hatten die Preußen freien Spielraum. Sie machten Polen zum Schauplaz des Krieges.

Jedoch ein Unternehmen sei noch so tollkühn, eine Krankheit noch so unheilbar: stets finden sich Unbesonnene, die in jene Gefahr sich stürzen, die diese Kur übernehmen. So hier. Die Polen machten bisweilen wieder einige Fortschritte: sie

eroberten einige Plätze in Preußen. Der Abt Christian zu Oliva, aus Freienwalde gebürtig, war glüklich genung gewesen, einige Preußische Oberhäupter von ihrem Aberglauben zu dem seinigen zu beschwazzen; und zur Verschenkung eines und des andern Grundstükkes an die Kirche zu bewegen. Mit ihnen reisete er 1215. nach Rom, ward wegen der Aussicht auf Erhaschung mächtiger Ländereien freundlich aufgenommen, zum Bischof und Apostel der Preußen vom Pabste erhoben, und im Namen Gottes bevollmächtiget, das ganze Land mit geistlichen und weltlichen Waffen zu erobern. Das war freilich geschwinder gesagt, als gethan. Der neue Bischof Christian ließ es indeßen an seinem Eifer nicht fehlen. Er beredete den polnischen Herzog Konrad von Masovien zu einem Ritter- und alle benachbarte Fürsten und Völker zu einem Kreuzzuge gegen die Preußen. Beide Versuche liefen unglüklich ab. Die Truppen wurden durch's Schwerdt gefreßen, durch Hunger aufgerieben, durch Ueberdruß zum Entlaufen gereizt. Die Preußen drangen 1224. in Polen ein, machten Masovien zur Einöde, 250 Kirchen der Erde gleich, und Konrad's Wohnsiz zum Schutthaufen Er, der sich stolz einbildete, alle Preußen zum Gehorsam zu bringen, mußte nun ihre Befehle vernehmen, mußte ihnen zum Zeichen seiner Knechtschaft Abgaben und Tribut entrichten. Da ihm das Glük nicht fremde Länder zum Raube zuwarf, so ward er jezt der Räuber seiner eignen Unterthanen. Er lud die Edlen und Reichen seines Volks zur Tafel.

Den

Den Trunknen, Männern und Weibern, ließ er die bunten Kleider ausziehen, und die schönen Pferde entführen: damit bezahlte er den Preußen den gefoderten Zins.

Aber dies waren eben so unwirksame, als verabscheuungswürdige Mittel, sein Land zu behaupten. Der Bischof Christian, welcher ihn an diesen Abgrund geleitet hatte, zeigte ihm endlich einen Weg, der ihn wieder zurükführen und retten solte. Er gab ihm den Rath, den Orden der Deutschen Ritter, eine aus lauter Deutschen Edelleuten bestehende, tapfere, schwärmerische Zwittergesellschaft, halb dem Kriege, halb der Möncherei geweiht, zur Hülfe zu rufen. Dieser Vorschlag wurde vom Herzoge gebilliget, vom Orden angenommen, vom Kaiser bestätiget, und vom Pabste unterstüzt. Der Deutsche Ritterorden, welcher Jahrhunderte lang Preußen beherrschte, und deßen Ueberreste noch jezt ansehnliche Einkünfte in Deutschlands Mitte verzehren, entstand aus Gutmüthigkeit, wuchs durch Heldenmuth, ward groß durch Klugheit, sank durch Laster, und schleicht durch Gewohnheit, Eigennuz und Trägheit immer noch fort.

Die prächtige und feste Stadt Akka oder Ptolemais am Mittelländischen Meere im gelobten Lande wurde im Jahre 1190. von den Schwärmern der christlichen Kreuzfahrer belagert. Der Anblik der Kranken und Verwundeten, denen weder Wundärzte einige Hülfe, noch Lazarete ein Obdach

gewährten, erregte das Mittleiden verschiedner Kaufleute aus Lübek und Bremen. Sie bereiteten den Verlaßnen Hütten aus den Segeltüchern ihrer Schiffe, und pflegten und warteten der Hüflosen. Diese That rührte mehrere Edle des Heers, unter welchen ein Kaisersohn, Friedrich Herzog von Schwaben, und der König Heinrich von Jerusalem genannt zu werden verdienen. Sie entwarfen den Plan eine Ordensgesellschaft aus Deutschen Edelleuten zu stiften, welche die Verpflegung der Kranken, und die Heilung der Verwundeten besorgen, sich aber auch zu Ausrottung der Ungläubigen und zur ewigen Feindschaft gegen die Nichtchristen verpflichten solte. Ihr Entwurf wurde ausgeführt: fünf und dreißig, oder wie Andre melden, vierzig Ritter traten in den Bund, der in der Folge mehrere Tausende als Mitglieder zählte. Pabst und Kaiser bestätigten ihn 1191. Des Ordens Oberhaupt hieß Deutsch- oder Hochmeister, seine Einrichtung war kriegerisch und mönchisch zugleich, das Unterscheidungszeichen ein weißer Mantel mit einem schwarzen Kreuze. Jeder Ritter mußte ein Deutscher von Geburt, ein Edelmann ohne Tadel, ein Mann ohne Leibesgebrechen, und unverehlicht nicht bloß sein, sondern auch auf immer zu bleiben versprechen, mußte seinem Vorgesezten blinden Gehorsam, dem Orden unverbrüchliche Treue schwören, mußte geloben, Vater, Mutter, Freund, Liebe, Ehre — alles dem Ritterbunde hinten an zu sezzen. Hatte er diesen sonderbaren Eid abgelegt, so hielt einer der Vorsieher folgende Rede an ihn: "Ob

"du

„du meinest, und glaubest, in diesen Orden einzuge„hen, um eines guten, sanften, geruhigen Lebens „willen, des wirst du höchlich betrogen; denn in „diesem Orden ist es dermaßen beschaffen, wenn du „zu Zeiten eßen woltest, so mußt du fasten; wenn „du fasten woltest, so mußt du eßen; wenn du „schlafen woltest, so mußt du wachen, und wenn „du wachen woltest, so mußt du schlafen; und „wenn dir geboten wird, hieher oder dahin zu ge„hen und zu stehen, das dir nicht behagen würde, „dawider mußt du nicht reden, und du solst dich „deines eignen Willens ganz und gar entschlagen, „solst dich von Vater, Mutter, Bruder, Schwester „und allen Freunden abziehen, solst diesem Orden „gehorsamer und getreuer sein, als ihnen. Für al„les dieses verspricht dir unser Orden nicht mehr, „denn Waßer und Brodt, und ein demüthiges „Kleid, und magst weiter nichts fodern.“ Doch zum Troste des armen Kandidaten sezte der Ordensmann noch die stärkenden Worte hinzu: “Wird es „mit der Zeit beßer mit uns, und erwerben wir „etwas mehr, so wirst du es mit andern mitgenüs„sen, und hieran solst du dir genügen laßen.“

Klein war anfänglich die Zahl der Ritter, unbedeutend ihre Macht, gering ihr Einfluß in die Welthändel. Der vierte Ordensmeister, Herrmann von Salza hob durch überwiegende Geistesstärke diese Geselschaft zu Ansehen und Größe empor. Kaiser und Pabst wählten ihn zum Vermitler ihrer Streitigkeiten und diese beiden Oberhäup=

häupter der Christenheit achteten auf seine Rathschläge. Eben dieser Meister war es, welchen der Herzog Konrad von Masovien durch eine feierliche Gesandschaft um den Beistand des Ordens gegen die Preußen ersuchte. Herrmann ergriff die angebotne Gelegenheit zur Vermehrung seiner Macht mit Freuden, und schikte im Jahre 1230 über hundert Ritter zum Preußischen Kriege aus. Der Herzog Konrad trat dem Orden die Festung Culm nebst dem dazu gehörigen Gebiete ab; der Kaiser Friedrich II. schenkte ihm das ganze Land der ungläubigen Preußen, worüber er freilig nur in seiner Einbildung ein Recht hatte; der Pabst Gregor IX. versprach allen Völkern des christlichen Glaubens Vergebung der Sünden, und die ewige Seligkeit, wenn sie den Deutschen Rittern in diesen heiligen Krieg folgten. Schaarenweise sammleten sich nun Abentheurer aus mehrern europäischen Ländern unter die Fahnen der Ordensritter; und es begann mit dem Jahre 1230. ein blutiger Streit über die Herrschaft des Gewißens, des Eigenthums, der Freiheit der Preußischen Nation. Langwierig war der Kampf, schreklich die Wuth, glüklich der Ausgang für die Deutschen Waffen. Nachdem 53 Jahre hindurch alle Unmenschlichkeiten erschöpft, alle Greuel verübt und erduldet waren: so lag Preußen's Volk, welches ein halbes Jahrhundert für Heerd und Heiligthum fruchtlos gefochten hatte, geschwächt und gefeßelt zu den Füßen der siegenden Ritter.

Folgende Beispiele mögen einen Begrif geben, wie man damals Krieg führte. Den überwundnen Preußen wurden von der Deutschen Politik viele Herrlichkeiten versprochen, von der geistlichen Intoleranz aber schlecht gewährt. Sie wurden in die Kirchen gejagt, um heiligen Aberglauben in unverständlichen Worten, in einer fremden Sprache zu vernehmen. Allein ihre heidnische Religion, die sie von Jugend an lieb gewonnen hatten, und in deren Gebräuchen sie wenigstens einen Zwek erkannten, schien ihnen annehmlicher, und beruhigender, als ein Schauspiel in der christlichen Kirche, wovon sie nichts verstunden, worin sie weder Absicht noch Nuzzen sahen. Statt sie von dem Inhalte und der Kraft des christlichen Glaubens zu belehren, erwählte die Unwißenheit und Rohheit der Geistlichen ein leichteres Mittel, den Schafstall Christi zu erweitern: alle, welche noch heimlich heidnische Feste feierten, wurden verbrannt, oder verstümmelt, gelähmt, der Augen, Füße, Hände beraubt. Es ist freilich nicht so mühsam, Menschen zu quälen, als zu unterrichten. Der Landmeister Hartmann von Grumbach war vorzüglich in den Künsten der Scharfrichter erfahren. Seine Unterbedienten bildeten sich nach seinem edlen Muster. Ein gewißer Vogt Volrad Wunderlich hatte sich durch sein wunderliches Betragen allgemeinen Haß zugezogen. Als einstens viele vornehme Preußen bei ihm in seinen Schloße versammlet waren, so löschten sie die Lichter aus; und einer von ihnen suchte in der Finsterniß den Vogt durch einen

Dolch.

Dolchstich zu ermorden. Aber ein geheimer Panzer, den er aus stetem Argwohn unter seinen Kleidern trug, machte die Kraft des rächenden Stahls unwirksam. Alle läugneten nachher die That, und erklärten den, welcher sich ihrer schuldig gemacht habe, der Feuerstrafe für würdig. Einige Zeit darauf war eine noch zahlreichere Gesellschaft bei dem Herrn Wunderlich; die trunknen Gäste brummten unter einander; der Vogt wolte etwas von Ermordung gehört haben. Alsbald entfernte er sich, verschloß das Zimmer, und stekte das Schloß an allen Enden in Brand. Alle wurden ein Opfer der verzehrenden Flamme. Eine allgemeine Empörung der eroberten Preußischen Provinzen war eine Folge dieser christlichen Barbarei. Das Wiedervergeltungsrecht wurde treulich ausgeübt. Die Preußen ersannen neue Todesarten. Sie zerquetschten einen Priesterbruder des Ordens zwischen zween Balken, um keinen Tropfen seines heiligen Blutes zu vergießen, wie sie selbst ihm höhnisch zuriefen. Es schien, als wolte man eine Schule der Grausamkeit errichten: so erzeugte eine Unmenschlichkeit die andre. Die edlen Ritter hatten aus einer Feste, die sie des Hungers wegen räumten, zwölf Geißeln mitgenommen: sie stachen ihnen die Augen aus, und schikten die Blinden zu ihren Brüdern zurük. Das hieß: Kriegsrecht üben. Der schon genannte saubere Landmeister von Grumbach schob die Schuld der Empörung der Preußen nicht auf seine ungerechte Regierung, sondern auf die Verrätherei seiner eignen Mitbrüder (ein gewöhnli-

cher Scharwenzel aller Tirannen;) er ließ zur Beschönigung seines Vorgebens zwei Ordensritter öffentlich zu Elbing verbrennen. Dies sei gnung, um den Geist der Zeit zu schildern!

Staatsklug, mäßig und menschlich betrug sich der Orden, als die Kriege geendigt und der Besiz des Landes ihm gesichert war. Die Ueberreste der Eingebornen erhielten bürgerliche Sicherheit, wurden nach billigen Gesezzen regiert, und gelangten bald zu einem größern Wohlstande, als sie je gehabt hatten. Fremde Anpflanzer, besonders deutsche Familien wurden durch ansehnliche Begünstigungen zur Erbauung mehrerer Städte, und zur Niederlaßung in den verödeten Provinzen gereizt. Die Ritter herrschten gemeinschaftlich über ein weites, fruchtbares Land, und über wohlhabende, begüterte Menschen. Ihr Oberhaupt in Preußen war der Landmeister, der jedoch unter dem Hochmeister stand. Als aber der leztre seinen Wohnsiz 1309. von Marpurg nach Marienburg in Preußen verlegte, so hörte die Landmeisterstelle ganz auf. Er regierte nicht als Alleinherr, sondern in Gemeinschaft mit den funfzehn oder achtzehn Konventen (genau ist die Zahl nicht zu bestimmen) welche durch's ganze Land vertheilt waren. Jeder Konvent, gleichsam ein besondrer Staatsrath, bestand aus zwölf Rittern; ein Befehlshaber, Komthur, Commendator genannt, hatte den Vorsiz. Die übrigen Ritter verwalteten wichtige Aemter, welche hier anzuführen zu weitläuftig wäre.

Ein

Ein und ein halbes Jahrhundert genoß der Orden einer ruhigen Herrschaft. Unterdrükkung, Tirannei, Ueppigkeit und alle Laster, die im Gefolge der Despoten zu sein pflegen, stürzten ihn von seiner Höhe herab. Der Orden quälte die Preußen so sehr, und achtete ihrer Klagen so wenig, daß sie endlich die Fahne der Empörung aufstekten, im Jahre 1454. den Rittern allen Gehorsam aufkündigten, sich unter Polnischen Schuz begaben, in vier Wochen 56 feste Schlößer, auf deren Besiz der Orden trozte, eroberten, und einen dreizehnjährigen blutigen Krieg führten. Polen, jezt der Spielball seiner Nachbarn, welches Theilung auf Theilung erfuhr, bis nun (Dank sei es der Ungerechtigkeit) nichts mehr zu theilen ist; dies Polen entschied damals über fremde Staaten, es machte eine Theilung in Preußen. Es behielt das westliche Land, das jezzige Westpreussen für sich, und ließ den Rittern zwar die östliche Hälfte, aber unter der Bedingung, daß sie Polnische Lehnsleute zu sein gelobten. * Geschwächt und entkräftet schlich die Ordensherrschaft noch ein halbes Jahrhundert hin, bis sie zulezt ganz unterdrükt wurde. Albrecht von Brandenburg warf den weißen Mantel von sich, und ward aus einem geistlichen Hochmeister mit Polen's Genehmigung 1525. ein weltlicher Herzog. ** Jezt regierte, oder vegetirte vielmehr, Albrecht Friedrich, sein Sohn, ein blödsinniger

Fürst.

* Handbuch. 2. Band. S. 75. fgg.

** Handbuch. 3. Band. S. 10.

Fürst.* Der neue Kurfürst von Brandenburg Johann Siegmund, sein Eidam, reisete in der Mitte des Jahres 1608. nach Königsberg, um die Regierungsgeschäfte zu leiten, und die Belehnung von Polen zu erhalten Hier knüpfen wir den abgerißnen Faden der Erzehlung wieder an.

Groß waren die Schwierigkeiten, welche Johann Siegmund in Preußen antraf, vielfach die Hinderniße, welche sich ihm in den Weg stellten. Die Ritter und Stände wolten die vormundschaftliche Regierung an sich selbst reißen, wolten überhaupt die Hoheitsrechte des Landesherrn einschränken, und ihre eigne Macht über die Grenzen der Billigkeit ausdehnen. Zu dem Ende raften sie eine Menge Beschwerden, wahre und falsche zusammen, ergoßen ihre üble Laune in Klagen über den Kurfürsten, seinen Vater und Vetter, die vorigen Machthaber, und erlaubten sich mitunter persönliche Ausfälle gegen den, der ihr Regent zu sein begehrte. Die Städte stimmten in diese Vorwürfe nicht mit ein. Sie durchschauten den Plan des Adels, und sahen es ein, daß er nicht darum über Regierungsgebrechen klage, um wahre bürgerliche Freiheit zu gründen, sondern um selbst zu herrschen, um die untern Stände ganz unter seinen despotischen Füßen zu zertreten. Weise, und ihres Vortheils eingedenk unterstüzten sie daher das Verlangen des Kurfürsten zu Warschau. Die beßere Sache

* Handbuch. 3. Band. S. 172. fg.

che siegte. Auf dem Polnischen Reichstage wurde im Februar des Jahrs 1609. dem Kurfürsten die Vormundschaft über seinen kranken Schwiegervater, so wie die Regierung über das Herzogthum übertragen, die Belehnung vor der Hand noch verweigert, und zu Untersuchung der Beschwerden des Preußischen Adels die Haltung eines Landtages in Königsberg angeordnet. Da nun der Kurfürst einen seiner Hauptzwekke erreicht hatte, so reisete er den 20. März nach Berlin zurük. Der Landtag ward den 17. Mai in Preußen eröfnet, das Vorgeben des Adels grundlos befunden, und jeder Erfinder und Verbreiter schmähsüchtiger Reden gegen den Kurfürsten zur öffentlichen Abbitte verurtheilt.

Mehr Mühe, Geld und Zeit kostete die Durchsezzung des zweiten Punktes, die Erlangung der Lehn. Die Polnischen Stände machten übertriebne Foderungen. Am härtesten schien den Preussen, welche sehr eifrige Lutheraner waren, das Begehren, daß die katholische Religion unter ihnen frei gelehrt und ausgebreitet, ja daß jede alte Kirche an die Päbstler zurükgegeben werden solte. Keine Parthei wolte einen Schritt vorwärts oder zurük thun. Darüber gerieth die ganze Belehnung in's Stokken. Endlich traten die großen Städte von beiden Preußen nebst einigen fremden Gesandten ins Mittel, und gaben der Warschauer Reichstags-Versammlung zu erkennen, daß sie den Kurfürsten, der ohnedies von heftigem Geiste wäre, nicht zu gewaltsamen Mitteln nöthigen, und alles auf's Spiel

sezzen möchte; er sei mächtig genug, sich wider die Polen in Preußen zu behaupten; und Schweden, diese gegen die Polen so erbitterte Nation, würde ihn gewiß unterstüzzen. Diese Vorstellungen wirkten. Der König und die Republik Polen bewilligten im Oktober 1611. die Belehnung, und glaubten, noch viel nachgegeben zu haben, da sie folgende harte Bedingungen von Brandenburg erpreßt hatten: "Erbauung einer katholischen Kirche zu Königsberg; Anweisung von 1000 Gulden jährlicher Einkünfte für selbige; ungehinderte Uebung der papistischen Religion; Einführung des verbeßerten Gregorianischen Kalenders; Bezahlung einer jährlichen Abgabe von 30,000 Gulden an den Kronschaz; Entrichtung einer gleichen Summe so oft in Polen eine neue Steuer ausgeschrieben würde; Ausrüstung und Unterhaltung von vier Schiffen zur Bedekkung der Küste; Aufrechterhaltung der Freiheiten des Adels; Gestattung der Appellationen in Streitigkeiten, die den Werth von 500 Gulden überstiegen, an Polen's Richterstuhl; und Anerkennung des königlichen Geleites." Nachdem diese Bedingungen berichtiget waren, so wurde ein Tag zur feierlichen Belehnung festgesezt. Sie ging den 16. November 1611. vor sich. Der Kurfürst erschien in eigner Person zu Warschau. Auf einem freien Plazze war eine Bühne errichtet; der König von Polen, Siegmund III. saß auf einem goldgestiktem Throne; der Kurfürst von Brandenburg kniete vor ihm, faßte mit der einen Hand die Lehnsfahne, legte zween Finger der andern auf ein Evangelienbuch und

sprach

sprach in dieser Stellung den Lehnseid, welchen ihm der Krongroßkanzler vorsagte, nach. Die Gesandten seiner Brüder faßten ebenfals knieend die Fahne mit an. Darauf umarmte der König den Kurfürsten, und ließ ihn neben sich zur Linken sitzen. Gleich hernach trat der Sekretär des päbstlichen Botschafters hervor, und las eine Protestation des Pabstes wegen der geistlichen Güter in Preußen ab. Der Burggraf von Dohna gab ihm aber seine Abfertigung mit den kurzen und nachdrüklichen Worten: "da fragen wir nichts nach." Johann Siegmund ließ in ganz Preußen ein Dankfest wegen der glüklichen Beendigung dieser Lehnssache feiern. — Wer kann sich hier enthalten, Vergleichungen zwischen damals und jezt anzustellen? nachzudenken, wie sich das Steigen und Fallen ganzer Reiche, eben so als das Emporkommen und Sinken einzelner Familien verhält! wie das Glük mit Größe und Herrschaft der Kronenträger, so gut als mit dem Vermögen und Haabe der Altagsmenschen spielt. - Jahrhunderte enteilen; und der Enkel des Knieenden gebietet, und der Nachkomme des Thronbesizzers steigt herab, und vernimt Befehle. Was war Polen damals? und was ist es jezt? Und wer kann vergeßen, daß der Strom der Zeit, und der Veränderung immer fortrauscht, daß neue Jahrhunderte dahin fliehen, und neue Verhältniße herbeiführen!

Noch ehe die Preußischen Verwirrungen durch gütliche Entwikkelungen aufgelöset waren: drohte ein

ein wichtigerer Streit, die Ruhe von Deutschland und den benachbarten Staaten durch blutige Fehden zu unterbrechen. Der Herzog von Kleve, Johann Wilhelm war den 25. März 1609 kinderlos gestorben, und hatte ein Erbe hinterlaßen, nach welchem große und kleine Herren, wie nach einer schönen Beute strebten. Drei Herzogthümer, Jülich, Kleve, Bergen; zwo Grafschaften, Mark und Ravensberg, alle im Westphälischen Kreise, und die Herrlichkeit Ravenstein in Holland; Länder, die durch ihre Größe, durch ihre Lage, durch ihre Fruchtbarkeit, durch ihre schifbaren Ströme, durch ihre Volksmenge bedeutend waren, mußten wohl die Begierde mehrerer Fürsten nach ihrem Besiz reizen. Nicht weniger, als neun regierende Häuser regten sich, und brachten Ansprüche und Rechtsgründe zum Vorschein, die voller Widersprüche und verwirrter Behauptungen sind. In dieser Nacht von juristischer Spizfindigkeit hellen Tag zu schaffen, und sonnenklare unläugbare Beweise für das alleinige Recht irgend eines Hauses zu führen, möchte manchen vielleicht möglich scheinen, keinem aber ganz gelingen. Wir wollen nur die vornehmsten Kompetenten mit ihren Gründen aufführen. Durch feierliche Verträge war festgesezt, daß das Erbe nicht zerrißen, sondern ungetrennt beisammen bleiben; und daß das weibliche Geschlecht so gut als das männliche der Erbfolge fähig sein sollte. Vermöge dieser Anordnungen meldeten sich vier Fürsten, die im Namen von vier Schwestern des verstorbenen Herzogs die Länder für sich foderten. Diese waren:

der

der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrükken und der Markgraf von Burgau, ein Seitenverwandter des Oesterreichischen Hauses. Die drei leztern hatten die drei jüngern Schwestern zu Gemahlinnen; die Kurfürstin von Brandenburg war die Tochter der ältesten Schwester, der gewesenen Herzogin von Preußen, Gemahlin des wahnsinnigen Herzogs. Da es in unsrer besten Welt einmal, wenigstens in der Ausübung für Recht gilt, Millionen von denkenden Menschen wie Kaufmannswaaren zu behandeln, und sie durch Tausch, Kauf, Gewalt, Blut, Heirat und andre Formalitäten und Wege aus einer Hand in die andre gehen zu laßen: so hatte die Herzogin von Preußen nebst ihrer Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg allerdings das vollkommenste Recht zum Besiz der Jülich-Klevischen Lande. Denn bei ihrer Ehestiftung war ihr, und ihren Nachkommen die alleinige Erbfolge mit Ausschließung der drei jüngern Schwestern zugesichert worden. Zu noch größerer Begründung ihres Rechts hatten die leztern bei ihren Vermälungen allen Ansprüchen zur Regierung entsagt. Vielleicht hätte der Eigennuz der übrigen Fürsten schweigen müßen, wenn die älteste Schwester, die Preußische Herzogin zur Zeit des Absterbens ihres Bruders noch am Leben gewesen wäre. Aber ihr Tod, der sich um acht Monate früher ereignet hatte, veränderte die Sache. Der Kurfürst Johann Siegmund behauptete nun zwar, daß er in die Rechte seiner Schwiegermutter, der ältesten Schwester

ster träte, und daher einziger Erbe aller hinterlaßnen Länder sei. Allein ihm widersprach der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Ludwig, der Gemahl der zweiten Schwester. Nach dem Tode der ältesten Schwester, meinte er, wäre die zweite für die älteste anzusehen, und diese habe ein desto näheres Recht zur ganzen Erbschaft, da sie in ihrem Sohne Wolfgang Wilhelm einen männlichen Nachkommen aufweisen könne, dem vor der weiblichen Abstammung der Brandenburgischen Kurfürstin der Vorzug gebühre, welches auch durch ein Privilegium vom Kaiser Karl V. bekräftiget würde. Hiergegen erhoben die dritte und vierte Schwester nebst ihren Ehegatten den lautesten Widerspruch, und verlangten eine gleiche Theilung unter alle vier Hauptzweige, freilich gegen alle Landesverträge. Alle diese Anfoderungen erklärte das gesamte Haus Sachsen für grundlos; und stellte Rechtsgründe zu seinem Vortheile auf, die aber noch grundloser befunden werden möchten. Die Kurlinie brachte kaiserliche Anwartschafts-Briefe zum Vorschein, welche ein Kaiser ihr gegeben, der andre widerrufen hatte, die einer verschiednen Auslegung fähig waren, und höchstens nur auf Jülich und Bergen, durchaus nicht auf die übrigen Länder gezogen werden konnten. Die Sächsischen Herzoge gründeten ihre Ansprüche auf die Eheverträge ihrer Aeltermutter Sibille, einer Tante des leztverstorbnen Klevischen Herzogs. Aber sie waren ja offenbar als Seitenverwandte zu betrachten, und konnten, die Richtigkeit ihrer Gründe vorausgesezt, nicht eher als

nach

nach Erlöschung der vier Schwestern und ihrer Nachkommenschaft für Erben gehalten werden. Ein Paar auswärtige Prinzen, der Herzog von Nivernois, und der Graf Manderscheid wurden mit ihrem Mischmasch, welchen sie für Ansprüche ausgaben, gar nicht erst angehört. Noch bleibt ein Kompetente übrig, der zwar keinen Schatten von Recht, aber desto mehr Habsucht und Macht, diese Habsucht zu sättigen, hatte; und dies war der Kaiser. Der unglükliche Titel: Mehrer des Reichs kann allein einen Vorwand zur Herrschsucht abgeben: Menschenglük und Fürstenwohl liefern keinen Grund zu jenem unauslöschlichen Länderdurst, der seit Jahrhunderten Oestreichs Regenten zum Verderben des Deutschen Reiches und ihrer Nachbarn drängt. Dieses stolze, despotische, der Freiheit Deutschlands, und der reinern Religion gefährliche Haus wollte sich durch Trug und List in aller Form Rechtens in den Besiz der ganzen Klevischen Erbschaft sezzen. Der Plan war fein genung angelegt; nur Nachdruk, Klugheit und günstige Zeitumstände fehlten, ihn auszuführen. Eine kaiserliche Kommißion sollte die erledigten Länder vor der Hand in Sequestration nehmen, die Regierung verwalten, und die Einkünfte verwahren, bis vor den kaiserlichen Gerichten die Erben vernommen, ihre Ansprüche untersucht, und ihre Gründe anerkannt oder verworfen wären. Diesen Rechtsstreit hofte man so lange ausdehnen, so künstlich verwirren, und so sehr erschweren zu können, daß die Erben darüber hinstürben, oder dessen müde und überdrüßig würden, und der Kaiser

das

das Erbe, was er bis dahin für andre aus bloßer Güte verwaltet hätte, nun von Rechtswegen für sich behalten könnte; zur Noth könnte man ein Uebriges thun, und denen Kompetenten, deren Ansprüche zu klar wären, ihre Rechte abkaufen. Dieses Vorhaben müße der Himmel, den die Habsucht so gern in ihr Intereße zieht, offenbar segnen; denn solche weitläuftige Länder einer katholischen Regierung zu unterwerfen, und dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche zuzuführen, sei schon an sich ein verdienstliches Werk. Aber der Himmel segnete dies gottselige Unternehmen nicht. Er hatte ruhig zugesehen, als der Kurfürst von Brandenburg der Oestreichischen Politik zuvorgekommen, und sich eines Theils der Erbschaft bemächtiget hatte. Da der schwache Herzog Johann Wilhelm von Kleve kaum verstorben war, so erklärte der insgeheim Bevollmächtigte, Stephan von Hertefeld, ein Klevischer Edelmann, daß Brandenburg der einzige und rechtmäßige Erbe sei, nahm von Kleve, Düßeldorf, und mehrern andern Städten Besiz, und ließ dem Kurfürsten Treue und Gehorsam schwören. Der Pfalzgraf von Neuburg, der seine Ansprüche für gegründeter hielt, folgte diesem Beispiele. Hier war Gefahr bei'm Verweilen; Disputiren unnüz; Wegraffen und Zugreifen das sicherste. Er schikte seinen Sohn Wolfgang Wilhelm hin; ließ durch den retten, was noch zu retten war, schwören, was noch nicht geschworen hatte, und gegen die Brandenburgische Besiznehmung feierlich protestiren. Nun begann ein hizziger Feder-Streit und Stuben-

krieg;

krieg; bald hätte er dem blutigen Degen Plaz gemacht. Aber ernste Betrachtungen hielten den Ausbruch ihres Zorns zurük. Von allen Enden regten und meldeten sich Erben; des Kaisers Ränke fingen an sichtbar zu werden. Kanonen durchlöchern alle Urkunden, Schwerdter zerhauen alle papiernen Rechte. Wie leicht konnten beide Fürsten alles verlieren, und ganz leer ausgehen, wenn sie durch innere Kriege einem Dritten Gelegenheit gaben, beide aufzureiben! Sie liehen daher den Ermahnungen des Landgrafen Moriz von Heßenkaßel ihr Ohr, und schloßen den 31. Mai 1609. zu Dortmund unter seiner Vermittelung einen Vergleich. Sie kamen überein, beide gegen alle übrigen Kompetenten zusammen zu halten, beide die streitigen Länder in Gemeinschaft zu regieren, beide mit vereinigten Kräften jede Gefahr zu vertreiben, und ihre eignen Gerechtsame entweder durch eine freundschaftliche Uebereinkunft zu bestimmen, oder durch den Ausspruch billiger und selbstgewählter Schiedsrichter auseinander sezzen zu laßen. Der Kurfürst ernannte hierauf seinen Bruder Ernst, der Pfalzgraf seinen Sohn Wolfgang Wilhelm zu Statthaltern; beide nahmen ohne Widerspruch im ganzen Lande die Huldigung ein, und regierten gemeinschaftlich. Vielleicht scheint es, daß Brandenburg, welches standhaft behauptete, einziger Erbe zu sein, durch diese Aufnahme eines Nebenbuhlers in die Regierung, seinen Rechten viel vergeben habe. Und so ist es unstreitig. Aber hier war alles zu verlieren; beßer also, einen Theil fahren zu laßen,

sen, um den andern zu retten. Ohnmächtig und schwach konnte der Kurfürst durchaus nicht allein gegen die vereinigte Stärke aller Erben, und gegen die koloßalische Macht des Oestreichischen Hauses fechten; der Kampf war zu ungleich, er hätte unterliegen müßen. Schulden drükten das Land, Geldquellen waren nur sparsam zu eröfnen, stehende Truppen noch nicht in der Mode, die Versammlung eines Kriegsheers hing von dem guten Willen der Landstände und Vasallen ab, war tausend Hindernißen unterworfen, und noch loderte das Feuer der Zwietracht in Preußen und Polen. Wie konnte er unter solchen Umständen dem mächtigen Gesamthause der Pfalz, der Sächsischen Fürsten, der Oestreichischen Prinzen, und dem katholischen Deutschlande, das sich gewiß durch die kaiserlichen Vorspiegelungen, wie gewöhnlich, irre leiten ließ, die Spizze bieten? Auch hier war das zwar abgedroschne, aber doch sehr ausdruksvolle Sprüchwort: ein magerer Vergleich ist beßer, als ein fetter Prozeß, ganz anwendbar.

Dieser Vergleich, und jene Besiznehmung war zwar einer gesunden Staatsklugheit, und den Rechten, jedoch nicht den hinterlistigen Anschlägen des kaiserlichen Hofes angemeßen. Die Oestreichische Habsucht nahm daher zu Drohungen, zu Ränken, zu Verräthereien ihre Zuflucht. Ein gewißer Nesselrod, Befehlshaber von Jülich, und Mitglied der Jülichschen Landstände, entfernte sich heimlich von Düßeldorf, wo ein allgemeiner Landtag zu Ab-

legung

legung des Huldigungseides gehalten wurde, zog einige Truppen an sich, warf sich mit ihnen in Jülich, und übergab diese Festung dem Erzherzoge Leopold, Bischoffe von Paßau und Straßburg, Bruder des nachherigen Kaisers Ferdinand's II. Leopold ließ bald darauf allenthalben Mandate voll der heftigsten Drohungen ausstreuen. Er nannte sich kaiserlich bevollmächtigten Kommißarius, einzigen rechtmäßigen Verwalter der Regierung, und foderte die Erben vor seinen Richterstuhl. Den Ständen und Unterthanen befahl er, Eid und Schwur, den sie dem Statthalter geleistet hätten, zu brechen, und ihnen besonders keine Dienste im Kriege zu thun. Jeder Einheimische, der hierwider handelte, solte seine sämmtlichen Güter, und jeder Fremde sein Leben verlieren. Ganz Deutschland, Frankreich, Holland und Spanien; alle Katholiken, alle Protestanten richteten ihr Auge auf einen Streit, der ernsthaft zu werden anfing. Alle waren mit Hofnung oder Furcht erfüllt. Die Protestanten zitterten, daß ihre Gegenparthei sich um einen weiten Landesstrich vergrößern; die Freunde der Deutschen Freiheit fürchteten, daß Oestreichs unersättliche Raubbegierde wieder eine ansehnliche Beute verschlingen, und in seinen ungerechten Anmaßungen so lange um sich greifen würde, bis nichts mehr zu verschlingen, nichts mehr zu ergreifen übrig wäre. Verschiedne lutherische und reformirte Fürsten hatten bereits wegen der beständigen, harten, grenzenlosen Bedrükkungen der katholischen Parthei im Jahre 1608. zu Anhausen in Fran-

ken ein enges Bündniß für Freiheit und Recht errichtet. Nach und nach schloßen sich mehrere Prinzen und Reichsstädte an sie an: und im Jahre 1610. wurde dieser Bund unter dem Namen der evangelischen Union zu Halle in Schwaben erneuert, weiter ausgedehnt und mehr befestigt. Pfalz-Neuburg gehörte längst zu ihren Mitgliedern, Brandenburg nahm jezt eifrigen Theil daran. Ueber 140 Deputirte erschienen; alle sprachen von Krieg, von nachdrüklicher Züchtigung ihrer Feinde, die sie ohne Ende plagten und verfolgten. Vorzüglich beschloß die Union, sich der Jülich-Klevischen Erbschaftssache zum Besten Brandenburgs, und Neuburgs anzunehmen, die Stadt Jülich zu belagern, und die kaiserliche Kommißion zu verjagen. Heinrich IV. König von Frankreich, welcher das Spanisch-Oestreichische Haus für den Friedensstöhrer von ganz Europa, für den allgemeinen Feind der Völkerruhe ansahe, hielt es zum Besten der Menschheit für schlechterdings nothwendig, dieser Macht, als einem immer weiter um sich freßenden Krebse, Grenzen zu sezzen. Er verband sich daher mit der Union, zog Holland mit in den Bund, entwarf kühne, furchtbare Pläne zur gänzlichen Demüthigung der Oestreicher und Spanier, von denen nur so viel hieher gehört, daß er 10000 Mann Hülfstruppen zur Vertreibung der Kaiserlichen zu senden versprach.

Die Unirten sezten sich ohne Verzug in Bewegung, und eröfneten die Feindseligkeiten. Der

schänd-

schändliche Ehrgeiz des Erzherzogs Matthias verschafte den Protestanten große Vortheile: Dieser herrschsüchtige Prinz grif seinen eignen Bruder, den Kaiser Rudolf an, um ihm eine Krone durch Empörung zu rauben, die er ein Paar Jahre später durchs Recht der Erbfolge bekommen hätte. Hierdurch hatten die Unirten freiere Hände. Der Erzherzog Leopold konnte auf keine wichtige Verstärkung rechnen; darum nahm er seine Zuflucht zu niedrigen Ränken. Zwo Meilen von Jülich liegt die feste Stadt Düren, welche den vereinigten Statthaltern gehuldigt hatte. Leopold unterhielt eine heimliche Gegenparthei daselbst, und brachte es durch diese dahin, daß sich Düren für neutral erklärte. Der Pfalzgraf von Neuburg eilte mit einem Trupp Reuter herbei, fand aber die Thore verschlossen. Ein Herold vom Erzherzoge schlich sich durch, und wiegelte die Einwohner noch mehr auf. Jedoch einige Getreuen öfneten plözlich die Thore, und ließen die Neuburger ein; der Herold wurde ergriffen, seiner Papiere beraubt, und eingesezt. Leopold schikte alsbald einen förmlichen Gesandten an den Pfalzgraf, bat um die Zurükgabe der Papiere, und trug auf einen Waffenstillstand an, der auch angenommen wurde. Aber jezt würdigte er sich zu einer Schandthat herab, die er als Prinz hätte vermeiden, und als Bischoff verabscheuen sollen. Während des Waffenstillstandes suchte er an vier verschiednen Orten die sorglosen Einwohner zu überfallen; seine ehrlose List schlug fehl. Zu eben der Zeit, wo er einen Landtag zur friedlichen Beilegung des

Streits halten zu laßen versprach, ließ er in Kölln, durch öffentliche Anschlagzettel die beiden Fürsten von Brandenburg und Neuburg in die Reichsacht, und aller ihrer Länder für verlustig erklären. Die Rache verfolgte ihn aber bald. Die verbundenen Protestanten schloßen Jülich ein, und schnitten ihm die Zufuhr, zwar nicht ganz, jedoch größtentheils ab. Der unglükliche Tod des französischen Königs Heinrichs IV, der durch das Meßer eines Meuchelmörders fiel, verzögerte die Absendung der versprochnen Hülfstruppen aus Frankreich; sie kamen endlich im August an, und bestanden aus 10000 Mann zu Fuß und 1200 Reutern. Jezt wurde Jülich völlig umringt. Die Noth stieg auf's höchste, kein Entsaz war zu hoffen. Nun stimmte Leopold seinen übermüthigen Ton bis zu Bitten herab. Er übergab den zweiten September die Festung, und alle übrigen Plätze voller Freuden, daß er mit seinen Truppen freien Abzug erhielt. Unrühmlich und beschämt verließ er das Herzogthum; seine Kommißion hatte ein Ende, und die gesammten Klevischen Lande huldigten den beiden besizhabenden Prinzen von Brandenburg und Neuburg noch einmal.

Aus Rache belehnte der Kaiser Rudolph den Kurfürsten von Sachsen mit der Klevischen Erbschaft, und glaubte hierdurch die wirklichen Erben tief gekränkt zu haben. Er bewies nur seinen ohnmächtigen Zorn, und trieb mit der Schwäche Sachsens, das sich an Oestreich verkaufte, seinen gnädigen

gen Spott. Denn er sezte Bedingungen hinzu, die aus der ganzen Belehnung ein Gaukelspiel machten. Sachsen solte beweisen, daß es mehr Recht zu den streitigen Ländern habe, als andre Fürsten, solte sich mit dem Markgrafen von Burgau, einem Oestreichischen Prinzen abfinden, und die Kosten ersezzen, welche Leopolds unglükliche Kommißion verursacht hatte. Diese nichtsbedeutende Investitur war den vereinigten Prinzen eben so wenig nachtheilig, als den Sachsen nüzlich.

Verderblicher war die Uneinigkeit, welche zwischen den Statthaltern und den beiden Häusern selbst entstand. Gemeinschaftliche Gefahr hatte sie vereinigt; äußere Ruhe entzweite sie. Noch nie vertrugen sich Privatleute bei getheiltem Intereße; von Fürsten ist es gar nicht zu erwarten. Bald waren es göttliche, bald menschliche Dinge, jezt die Religion, dann der Eigennuz, welche Streit veranlaßten; der Brandenburgische Statthalter hielt diese Maasregel für nöthig, der Neuburger jene; der eine pries eine Anordnung, der andre verwarf sie. Jeder suchte die Zuneigung der Unterthanen, und jeder beneidete den andern um die Liebe des Volks. Diese Zwistigkeiten konnten für beide von den unglüklichsten Folgen sein; das sahen sie ein, und das wolten sie vermeiden. Sie fielen endlich auf ein Mittel, welches beide Häuser unzertrennlich verbinden solte, welches aber gerade eine Kluft zwischen ihnen eröfnete, die sie auf immer von einander riß. Der Pfalzgraf Wolfgang wolte des Kurfürsten älteste

heirathen. Johann Siegmund
ierbieten mit Freuden an, und reisete
nach Düsseldorf, um seinen künfti-
ersohn dort zu sprechen, und die lezte
Aussöhnungsgeschäft zu legen. Der
Pfalzgraf gab dem Kurfürsten zu erkennen, daß er hoffe, die sämtliche Klevische Erbschaft als Heirathsgut mit der Braut zu bekommen. Johann Siegmund bezeigte sein Erstaunen über eine solche Zumuthung, und erklärte ohne Zurükhalt, daß er von den Klevischen Besizzungen nichts abtreten würde. Der Neuburger antwortete heftig: der Kurfürst gerieth in Zorn. Der Wortwechsel nahm zu; Bitterkeiten mischten sich mit unter; es kam bis zur Wuth. Johann Siegmund glaubte, daß er als regierender Fürst, als älterer Mann, und als vermeintlicher Schwiegervater sich etwas vor einem jungen Prinzen vorausnehmen könne. Seine durch Weinrausch vermehrte Hizze übermannte ihn: er gab dem Pfalzgrafen eine Maulschelle, und zerriß hierdurch den Bund der Freundschaft auf Lebenslang. Beide glühten von jezt an von Rache gegeneinander. Der Pfalzgraf schwor die lutherische Religion ab, nahm die Katholische an, und heirathete eine baierische Prinzeßin, um den Beistand derjenigen katholischen Fürsten, welche eine Vereinigung unter dem Namen der Ligue geschloßen hatten, die Hülfe der Oestreicher, und die Unterstüzzung der Spanier zu erhalten. Durch diese Mächte hofte er, Brandenburg ganz aus dem Besiz der Erbschaft zu verjagen. Der Kurfürst verließ ebenfalls das Lutherthum,

thum, und ward reformirt, wahrscheinlich, um sich die Freundschaft der Holländer, und die Zuneigung der klevischen Unterthanen zu erwerben, und durch ihre Hülfe die Anschläge seines Gegners zu vernichten.

Unterdeßen starb der kurfürstliche Bruder, der Markgraf Ernst. Nun wurde der Kurprinz Georg e Wilhelm zum Statthalter ernannt. Die gemeinschaftliche Regierung dauerte vor der Hand noch fort: im Stillen rüstete sich der gegenseitige Haß, einander zu schaden. Beide Statthalter wohnten zu Düßeldorf. Der Neuburger, welcher den achtzehnjährigen Kurprinzen an Alter, an Stärke des Körpers, an Fähigkeit des Geistes, an Muth und Entschloßenheit unendlich übertraf, achtete wenig auf seine Zustimmung in Geschäften, ließ ihn seine Ueberlegenheit öfters fühlen, und suchte ihn, so wie seine Brandenburgische Besazzung aus der Stadt zu werfen. Der Prinz wartete dies nicht ab, sondern entfernte sich bei Zeiten, und begab sich nach Kleve. Die Brandenburgischen Truppen mußten ebenfals weichen, so daß der Pfalzgraf einziger Herr von Düßeldorf blieb. Ein Anschlag, die Festung Jülich zu überrumpeln, mißglükte ihm. Die Holländer gaben sich alle Mühe, die Einigkeit wieder herzustellen. Aber umsonst. Der Neuburger trozte auf seine neuen Glaubensgenoßen; und dies nicht ohne Ursach. Die Spanier standen mit zahlreichen Truppen in der Nähe. Denn sie waren in einem wichtigen Kampfe mit den Holländern,

 ihren

ihren ehemaligen Unterthanen, begriffen, die das Joch der Tirannei abgeschüttelt, und für Freiheit und Recht schon manche blutige Lorbeern errungen hatten. Jezt hielt ein Waffenstillstand beider Schwerdter in der Scheide, aber nur auf eine Zeitlang. Die Heere blieben gerüstet. Die Spanier benuzten den Jülichschen Erbfolgezwist, um festen Fuß am Niederrhein zu gewinnen; nicht so wohl um den Neuburger zu beschüzzen, als vielmehr, um bei der Fortsezzung des Krieges gegen Holland sichre Zufluchtsörter im Rükken zu haben. Darum rükte ihr General Spinola in's Herzogthum Jülich, und besezte mehrere Städte davon, so wie auch einige vom Klevischen. Die Holländer befolgten eben dieselben Grundsäzze; und ließen ihre Truppen mehr ihrer eignen Sicherheit, als des Brandenburgischen Schuzzes wegen in's Herzogthum Kleve und in die Herrlichkeit Ravenstein rükken. Ein allgemeiner Krieg schien über Deutschland ausbrechen zu wollen. Denn nur ein Funken durfte in die Mine fallen, welche das Deutsche Reich längst schon unterhölte: und so erfolgte der entsezlichste Schlag, welcher je ein weites Land drunter und drüber stürzte. Indeßen die englischen und französischen Gesandten hielten vor jezt die Hände noch zurük, welche schon zum Zünden ausgestrekt waren. Sie brachten den 14. Nov. 1614 einen Vergleich zu Xanten im Herzogthum Kleve zu Stande, welcher die beiden Häuser Brandenburg und Neuburg für Johann Siegmund's Lebenszeit völlig beruhigte. Vermöge deßelben wurde die

gemein-

gemeinschaftliche Regierung aufgehoben, eine Theilung der Erbschaft vorgenommen, zu einer Seite das Herzogthum Kleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg, und die Herrlichkeit Ravenstein; zur andern die Herzogthümer Jülich und Bergen gerechnet, und der Ausschlag dem Loose überlaßen. Die erste Hälfte fiel auf Brandenburg, die andre auf Neuburg. Titel und Wappen behielten beide Theile. Alle besezten Oerter solten geräumt, von keinem mehr als funfzig Reuter und hundert Fußvölker zur Leibwache gehalten, alle, die während des Zwistes ihrer Güter beraubt worden, in selbige wieder eingesezt, und die Einkünfte nach Abzug der Ausgaben unter beide gleich getheilt werden. Es blieb folglich eine Art Gemeinschaft der Güter in Absicht des Ertrages, aber nicht in der Regierung. Die beiden streitenden Häuser waren mit diesem Vergleiche vollkommen zufrieden, und es erhob sich keine weitre Uneinigkeit mehr, so lange Johann Siegmund lebte. Allein sie genoßen die Früchte dieses Vertrages nur zum Theil. Denn die Holländer und Spanier gaben die besezten Städte nicht heraus; sie dehnten sich vielmehr immer weiter aus, und machten endlich diese Länder zum Schauplazze des Krieges, welches die rechtmäßigen Besizzer, die sie zur Hülfe gerufen hatten, beseufzen, aber nicht verhindern konnten.

Während aller dieser äußern Unruhen genoß die Mark selbst eines tiefen Friedens. Aber eine Kleinigkeit (denn Kleinigkeiten regieren einmal die

Welt)

Welt) erregte gewaltige Stürme im Innern des Landes, erzeugte Tumulte, Erbitterungen, Verfolgungen, und vermehrte das Sittenverderbniß. Und diese Kleinigkeit bestand darin, daß der Kurfürst Johann Siegmund aufhörte, den Sektennamen: Lutherisch, zu führen, und dafür die Partheibenennung: Reformirt, annahm, daß er nicht mehr eine ganze Oblate, sondern eine gebrochne genüßen wollte. Niemand stoße sich daran, daß wir dies Kleinigkeit nennen: auf der Wage der Vernunft, der Philosophie, und einer richtigen Kenntniß der Lehre Jesu ist der Unterschied zwischen den beiden protestantischen Kirchen die allerkleinste Kleinigkeit, die nur ersonnen werden kann, und es muß gewiß dem Manne ohne Vorurtheil ein Lächeln abgewinnen, wenn berühmte Männer dem Kurfürsten darum die Tugend der Gottseligkeit zuschreiben, weil er eine unbedeutende Umtauschung von Ceremonien vornahm. Im vorigen Jahrhunderte verzieh man der menschlichen Schwäche eine solche Thorheit. Denn damals machte man sich noch solche kindische, erniedrigende, sinnlose Begriffe von Gott, dem Gerechten, dem Weisen, dem Guten, daß man glaubte, er habe ewiges Glük oder Unglük an das Bekennen von ein Paar Worten, an das Herbeten von einigen grillenhaften Spizfindigkeiten gebunden; er habe Menschen zu endlosem Elend oder zu ewigen Freuden bestimmt, je nachdem sie eine gewiße Formel zu glauben sich einbildeten und andre zu gleicher Einbildung beredeten. Indeßen man stund einmal in diesem närrischen Wahne,

und haßte und verfolgte sich einander recht herzlich, je weniger man einen gescheuten Grund seines Wahnes anführen konnte. Zur Schande der damaligen Lutheraner muß man bemerken, daß sie's in der Kunst, pöbelhaft zu schimpfen, unchristlich zu verkezzern, papistisch zu lästern, ihren Gegnern den Reformirten weit zuvorthaten; und daß sie von der Religionsveränderung des Kurfürsten ein Aufhebens machten, und ein Geschrei erhoben, und Tumulte anzeddelten, wodurch alle diejenigen sehr beschämt werden, welche die Zeiten unsrer Vorväter als die seligen Tage der reinen lutherischen Lehre rühmen. Warlich solche Greuel fielen unter den Heiden über Religionspunkte nie vor. Wenn das reine Lehre heißt, wo man die Seligkeit an Menschensazzungen, an elende Grillen, an unbegreifliche Formeln schwärmerischer Menschen heftet, wo man wegen abweichender, unnüzzer Grübeleien einander die Hälse bricht, um Ehre, Brodt, Amt und Gewißensfreiheit bringet: so bewahre doch der Himmel jedes Land vor solchem Mönchsgesindel, das von solcher reinen Lehre plärret; so strafe doch der Ewige kein Jahrhundert mehr mit solchen Schwachköpfen, die aus Mangel an wahrem Verdienst ihre Ehre in der Schande suchen, und auf den Trümmern der gesunden Vernunft dem Aberglauben und der Intoleranz neue Tempel errichten! Worin die damaligen Lutheraner die Reinheit der Lehre sezten, welche grenzenlose Lieblosigkeit sie gegen die Reformirten bewiesen, ist in der Regierungsgeschichte des vorigen Kurfürsten bereits erzehlt worden. Neue Nahrung

rung bekam dieser Haß, als sich Johann Siegmund am ersten Weihnachtsfeiertage 1613. durch Genüßung des Abendmahls nach kalvinischer Sitte öffentlich für die reformirten Glaubensverwandten erklärte. Aeltere und neuere Schriftsteller haben sich viel Mühe gegeben, die Ursachen dieser, ihrer Meinung nach so wichtigen, im Grunde unbedeutenden Veränderung zu erforschen. Einige glaubten sie in Staatsgründen zu finden: andre meinten, wahre Ueberzeugung, eignes Gefühl der Wahrheit habe sie veranlaßt. Mir scheint's, als sei noch keine dieser Meinungen gehörig erwiesen, noch keine völlig widerlegt. Denn so ein großes Buch auch der reformirte Konsistorialrath Hering zur Verfechtung der Hipothese, als sei der Kurfürst nur einzig und allein vom Geiste der Wahrheit getrieben worden, geschrieben hat: so möchte doch der, welcher in keines Worte zu schwören gewöhnt ist, sich noch lange nicht von den aufgestellten, mit viel Partheilichkeit untermischten Gründen überzeugt fühlen, und die Streitfrage für völlig entschieden halten. Es scheint fast, als könnte man gar nichts hierüber bestimmen; und vielleicht ist dies das beste. Der Herzenskündiger richte über das Innre; der Freund der Geschichte halte sich nur an wirkliche Thatsachen. Da aber doch manche diese Untersuchung für wichtig ansehen, so will ich sie mit folgenden Anmerkungen begleiten. Die reformirten Lehrer waren zwar gemäßigter, als die Lutheraner; allein gar nicht die feinen, bloß für Wahrheit und Tugend eifernden Männer, wofür man sie ausschlies-

sungsweise machen will. Der Kurfürst konnte also durch ihr edelmüthiges Betragen gewiß nicht gerührt werden, daß er sich für sie erklärte; noch weniger durch seine Reisen in die Pfalz von ihrer Geistesgröße und Duldsamkeit eine hohe Meinung erhalten. Folgende Anekdote ist Beweis hiervon. Der Kurfürst von der Pfalz Ludwig, ein strenger Lutheraner, befahl in seinem Testamente, daß nur erzortodoxe Lutheraner zu Vormündern seines unmündigen Sohnes ernannt werden solten. Er starb: des Testaments wurde nicht geachtet. Sein Bruder, ein strenger Reformirter, bemächtigte sich der Regierung und Vormundschaft; und suchte, das Lutherthum mit Gewalt und Macht wieder auszurotten. Mit dem neunjährigen Kurfürsten Friedrich IV fing man an; ihm wurden eifrige kalvinische Lehrer gesezt, denen man es zur ersten Pflicht machte, "den Lutherischen Irr- und Kezzerglauben aus dem Kinde mit Prügeln und Stökken auszutreiben, wenn er nicht anders heraus wolte." So verfuhr man mit dem Landesherrn; welch feines, edles, menschenfreundliches Betragen man sich gegen die Unterthanen erlaubt haben möge, läßt sich hieraus leicht schließen. Daß der hochgerühmte Doktor und Pfälzische Oberhofprediger Scultetus, der erste Einrichter der reformirten Gemeine in Berlin, gar sehr von menschlichen Leidenschaften getrieben wurde, und nicht von lauter Wahrheitsliebe durchglüht war, zeigt sein höfisches, unverantwortliches Benehmen gegen Friedrich V. Diesem trugen die Böhmen, die

sich

sich gegen den Kaiser aufgelehnt hatten, ihre Krone an. Furcht vor Gefahren, und die Betrachtung seiner Ohnmacht hielt ihn, wie ein warnender Genius, Anfangs zurük. Seine Gemalin, eine geborne Königstochter, wünschte es aus weiblicher Eitelkeit. Sie fand kein recht Gehör. Durch sie verführt ließ sich Scultetus dazu gebrauchen, dem Kurfürsten durch Sprüche der Bibel und durch geistliche Vermahnungen zu Annehmung einer Königskrone zu überreden, die Verderben über ganze Menschengenerationen brachte. Warlich wer die Religion so zu weltlichen Ungerechtigkeiten mißbrauchen kann, der ist kein Eiferer für Gott und Wahrheit, von dem läßt sich nicht glauben, daß er stets aus reinen Absichten gehandelt habe. Eine Unterredung, die Johann Siegmund einst mit einem aus der Schweiz gebürtigen Apotheker hielt, beweiset hinlänglich, daß man sehr in ihn gedrungen, und ihm beständig in den Ohren gelegen habe, die Religion zu verändern. Es wurden gar vernünftige Gründe angeführt. Die Lutheraner hieß es, geben nur Schaum und Kleister bei'm Abendmahl, die Reformirten aber Brodt. Das nenne ich mir philosophische, unwiderlegliche Vernunftschlüße, die zur einzigen Quelle der Wahrheit führen müßen! Wenn man dagegen erwäget, daß der kurfürstliche Bruder Ernst als Statthalter 1610. in die klevischen der reformirten Religion zugethanen Länder kam, und sogleich reformirt wurde; daß nach seinem Tode 1613. der Kurprinz George Wilhelm sein Nachfolger ward, und sogleich

die

die reformirte Lehre annahm; daß der Kurfürst selbst durch eine Maulschelle den Pfalzgrafen von Neuburg zur Rache reizte, zum Bekenntniß der katholischen Religion veranlaßte, die fürchterliche Macht der Katholiken gegen sich heranrükken sahe, und nun in diesem Gedränge, in dieser Wallung des Geblütes, in dieser Gährung von Zorn, von Furcht, von Erbitterung reformirt wurde: ist da die Folgerung so widersinnig, daß hier gar viel Menschliches mit untergelaufen sei, daß Politik wenigstens eben so viel Antheil als Ueberzeugung an der Veränderung des Glaubens habe? Dieser Zeitpunkt scheint überhaupt gar nicht der beste gewesen zu sein, Gründe und Gegengründe der Religionsstreiter haarfein abzuwägen, und sich durch sie allein bestimmen zu laßen. "Ja, sagt man, die Religion konnte in die Gesinnungen der Holländer keinen Einfluß haben, weil sie nur auf ihren eignen Nuzzen, nicht auf den Vortheil andrer sahen. Sie würden dem Kurfürsten eben so sicher geholfen haben, wenn er ein Lutheraner blieb, als da er ein Reformirter wurde. Sie unterstüzten in der Folge öfters Erzlutheraner." Was in der Folge geschahe, möchte wohl schwerlich hieher gehören. Damals rangen sie noch um das edelste Kleinod, um die Gewißensfreiheit. Religionsdruk war die erste Ursach ihres Abfalls von den Spaniern; noch war der Kampf nicht ausgekämpft, noch das Ziel nicht errungen. Jezt mußte ihnen gewiß alles, was auf Religion Bezug hatte, theuer sein: denn warum stritten, warum eiferten sie? In der Folge erkaltete frei-

freilich diese Wärme; und dann gab man nur dem Eigennuzze Gehör. Oder alles zugegeben, so konnte doch der Kurfürst in der ersten Hizze so denken, so schließen: er konnte dies für das beste Mittel, Schuz und Hülfe zu finden, halten; um so mehr, da er am Pfalzgrafen ein Gegenbild sahe, daß die Glaubensveränderung Freunde erwürbe. Kann gleich jemand beweisen, daß ein Mittel nicht das zwekmäßigste sei, so folgt noch lange nicht, daß ein andrer es nicht gewählt haben könne. Es ist schon oft mit philosophischer Schärfe, mit rednerischem Feuer, mit historischer Stärke gezeigt worden, daß Zwang und Drohung, Befehl und Formelgrillenfängerei ganz verkehrte Mittel sind, um gewiße Religionsmeinungen in die Köpfe der Menschen hereinzuschieben. Folgt nun hieraus, daß ein Fürst dergleichen auch nie gethan, nie ein Meinungs — und Kezzertribunal errichtet, nie allgemein verachteten, verwerflichen, schwärmerischen Köpfen erlaubt habe, ihre unverdauten Grillen zu Religionsedikten zu machen, und durch absurde Examinationskommißionen über die Gewißen zu tiranniſiren? sind durch den Beweis der Zwekwidrigkeit alle die Thatsachen vom Geistes- und Seelenzwange aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte und aus unsern Zeiten zugleich mit weg philosophirt? Kann also der Kurfürst Johann Siegmund in der Aufwallung des Gemüths, wogegen keine zurükgelegten ein und vierzig Lebensjahre schüzzen, nicht mit auf die Hülfe der Holländer gesehen haben, wenn gleich ein Schriftsteller darzuthun im Stande

ist,

ist, daß dies Mittel nicht zum Zwekke führe? "Aber der Kurfürst versichert es doch in seinen öffentlichen Edikten, Bekenntnißen, Manifesten und Antworten, daß er bloß aus Ueberzeugung die bisherigen Glaubensgedanken mit andern, mit reformirten vertauscht habe." Freilich, die Urkundensammlungen sind mit dergleichen Erklärungen angefüllt genung. Indeßen der Beobachter, Forscher, und Liebhaber der Geschichtskunde weiß ja wohl, was von den Gründen, die in öffentlichen Manifesten aufgestellt werden, zu halten ist. Zur Erbauung des Lesers wollen wir eine Anekdote gleich hier anführen, die eigentlich im folgenden Bande ihren Plaz verdiente, die aber die Sache gut erläutert. Der ruhmwürdigste, größte und beste Fürst des ganzen vorigen Jahrhunderts war ohne Widerrede der Kurfürst Friedrich Wilhelm, Johann Siegmund's Enkel. Edelmüthigkeit, Herzensgüte, Heldenmuth, Herrscherweisheit hat noch kein Neider ihm abgesprochen, wird keiner ihm je absprechen können. Schon regierte er, und war noch nicht vermählt. Zur schnellen Beförderung der Brandenburgischen Staatsgröße schien ihm die Verbindung mit der Königin Christine von Schweden die vortheilhafteste. Er schikte eine besondre Gesandschaft nach Schweden, um die Gesinnungen der Reichsräthe und der Königin zu erforschen. Kaum wurde etwas von diesen Ehebewerbungen im Publiko bekannt, als die Krone Polen darüber in die äußerste Bestürzung gerieth. Der Polnische Kanzlee Ossalinski frug den Kurfürsten feierlich:

wieviel Wahres an der Sache sei? Polen habe gegründete Rechte an den Schwedischen Thron; er, der Kurfürst sei ein Vasall von Polen; und handle durch seine Verbindung mit Schweden gegen Polen's Intereße, und gegen seinen Lehnseid. Der Kurfürst antwortete hierauf: — er habe noch nicht an's Heirathen gedacht; an eine Vermählung mit Schweden's Königin vollend's gar nicht; er werde seinen Eid gegen Polen nie vergeßen, werde nie etwas wider ihren Vortheil unternehmen. Die vier ersten Räthe des Herzogthums Preussen fürchteten, daß eine Heirath mit Christinen einen Krieg zwischen Polen und Preußen erregen könnte; sie baten daher den Kurfürsten ebenfalls, von dieser Ehe abzustehen. Friedrich Wilhelm läugnete aber alles, und versicherte, daß alles, was sie von seiner Vermählung gehört hätten, lauter Erdichtungen übelgesinnter Menschen wären. Seine Gesandten in Schweden hätten dort andre Geschäfte zu besorgen. Diese Antworten ertheilte der Kurfürst zu eben der Zeit, wo die Brandenburgischen Abgesandten wirklich die Vermählung in Schweden mit dem größten Eifer durchzusezzen suchten, ob sie gleich wegen Abneigung der Königin nicht zu Stande kam. Der bekannte große Geschichtsforscher, Profeßor Schrökh macht hierbei folgende Anmerkung:* "Die Staatskunst braucht dieses Mittel „oft„ dasjenige standhaft zu läugnen, was desto „mehr

* Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Schrökhs allgemeiner Biographie Theil 3. Seite 219.

„mehr Hinderniße finden würde, je bekannter es „wäre: dieses Läugnen macht auch keinen „Kenner der Geschichte irre, und ist dem, „welcher dazu genöthigt wird, zwar we„niger rühmlich, als ein ganz offnes Be„tragen; aber es bleibt doch in gewißen Fällen, „auch nur wegen des grossen Haufens unver„meidlich.“ Gut; wenn es des großen Haufens wegen unvermeidlich ist, daß der gewißenhafteste Regent, wie Friedrich Wilhelm war, anders reden und anders handeln mußte: so konnte auch sein Großvater nicht umhin, in den öffentlichen Erklärungen an's Volks von seiner festen Ueberzeugung, die reformirte Lehre sei beßer, als die Lutherische, zu sprechen, wodurch sich denn aber nach Herrn Schröh's Meinung kein Kenner der Geschichte irre machen laßen darf.

Indeßen der Grund der Ceremonien-Aenderung des Kurfürsten mag gewesen sein, welcher er wolle: die Folge davon war für die kommende Geschlechter wenigstens heilsam. Die unchristliche, schädliche, durchaus zur Verfolgung führende Meinung von der alleinseligmachenden lutherischen Kirche verlohr sich; der übertriebne Werth, den man auf theologische Schulpedantereien legte, wurde herabgesezt; die Religionszänkereien kamen endlich bei der gebildeten Welt in üblen Ruf; Gewißensfreiheit fand nach und nach Eingang; die steife Rechthaberei der theologischen Klopffechter ward verspottet, verachtet, und keiner Aufmerksamkeit weiter ge-

würdigt; die Lehre Jesu wurde von den vielen menschlichen Zusäzzen gereinigt; das Nachbeten scholastischer Terminologien verminderte sich; freies Forschen, eignes Nachdenken nahm zu; das ganze der grundlosen Kirchentheologie ward durchlöchert; und nur noch seichte Köpfe, fette Bauchdiener, und unwißende Schwärmer stellten sich vor den Riß, und stüzten mit ihren schwachen Schultern das wurmstichige Haus, welches sich aber seinem Einsturze desto mehr nähert, je mehr polternde, und von aller gründlichen Gelehrsamkeit verlaßne Zionswächter um Hülfe schreien. Brandenburg hat unstreitig diese, nur von Thoren oder Bösewichtern verdächtig gemachte, Veränderung vorzüglich bewirkt, hat dem übrigen Deutschlande mit der Fakkel der gesunden Vernunft vorgeleuchtet. Alles dies rührte von der gleichmäßigen Freiheit her, die den verschiedenen Religionsbekenntnißen bewilligt wurde. Anfangs war der Streit noch wilder; aber man lernte endlich das Thörigte davon einsehen, und er löste sich in Duldung und gegenseitige Achtung auf. So wenig ich mit allen Vorstellungen der Vertheidiger der Glaubensänderung über den Ursprung derselben übereinstimme: so sehr erkenne, schäzze und segne ich doch die herrlichen Folgen, welche aus diesem neuen Quell für die Nachkommen entsprungen sind. Die Grundsäzze, welche Johann Siegmund über die Freiheit der Gewißen aufstellte, sind zwar nicht ganz neu; Luther predigte sie schon; aber sie wurden damals doch völlig verkannt, und gar nicht geübt. Acht Tage vor Weihnachten, wo

der

der Kurfürst ein öffentliches Bekenntniß seiner veränderten Religion ablegen wollte, berief er die sämtlichen Berliner Prediger zu sich auf's Schloß, machte ihnen die bevorstehende Veränderung bekannt, und ließ durch den reformirten Kanzler Prükmann hinzusezzen: "er maße sich keine Herrschaft über die Gewißen an, wie auch keiner Obrigkeit zukäme; er würde sich daher an keines Gewißen vergreifen, wie er bei seiner Huldigung bereits erklärt habe, und jezt von neuem bekräftige. Aber es sei auch vollkommen Recht, daß sich eben so weuig die Unterthanen einkommen ließen, der Obrigkeit vorzuschreiben, was sie ihrem Gewißen nach glauben und bekennen wolle, wie ihm so oft begegnet sei. Und weil hierzu noch das unzeitige Schreien auf den Kanzeln käme, so würde dies hiermit ernstlich bei höchster Strafe und Ungnade untersagt, auf daß sie gute Bescheidenheit gebrauchen, was Aufstand erregen könne, meiden, alles aber zur Erbauung der Kirche anwenden möchten." Die Geistlichen gingen hierauf mit kurfürstlicher Erlaubniß aus dem Zimmer, um sich zu berathschlagen, kamen aber bald wieder, und nun antwortete der bekannte D. Gedike, des Kurfürsten Jugendlehrer, im Namen Aller: "sie wären darin einig, daß Niemand, als nur Gott, Herrschaft über die Gewißen habe; die zugestandne Fortdauer ihrer Religionsfreiheit sei ihnen erwünscht; der Kurfürst aber habe sich als Prinz durch einen schriftlichen Revers verbindlich gemacht, bei der lutherischen Lehre zu bleiben; er möchte also sein Versprechen halten." Hiergegen erwiederte

der

der Kanzler: "der Kurfürst habe freilig ein solch schriftliches Versprechen ausgestellt; aber er sei jezt eines andern überzeugt; in Gottes Sachen wären alle Reverse ohne Kraft, und ungültig: sein Großvater Joachim II. und deßen Bruder hätten sogar durch einen Eidschwur zugesagt, katholisch zu bleiben; und wären doch, ihrer Ehre und Treue unbeschadet, lutherisch geworden. Folglich erachte auch er sich nicht verbunden, bei dem ehemaligen Reverse zu bleiben." Mit diesem Bescheide wurden die Prediger entlaßen.

Als des Kurfürsten Uebertritt zu den Reformirten bekannt wurde, so ging der Lärmen los. Die Landstände klagten, benachbarte Fürsten widerriethen, seine eigne Gemahlin seufzte, die Geistlichen tobten, die Schriftsteller schmäheten, der Pöbel tumultuirte. Viermal überreichten die Landstände die dreistesten, verwegensten Bittschriften, worin sie die Rükkehr des Landesherrn in den Schooß der lutherischen Kirche verlangten, sie sprachen von Vorenthaltung der Steuern, von Vernichtung des kurfürstlichen Patronatrechtes, vom Drukke der Gewißen. Viermal antwortete ihnen der Kurfürst eben so standhaft, daß er sich in Gewißenssachen keine Vorschriften machen ließe; deß er unverrükt bei seinem Bekenntniße bliebe, und sollte er auch tausendmal der Kontribution in Mangel stehen; daß er die lutherische Religion auszurotten nicht, sondern vielmehr derselben freien Gang und Lauf ohne allen Zwang und Drang der Gewißen zu laßen, gänzlich ent-

entschloßen sei; daß aber auch seine endliche Resolution wäre, der reformirten Religion ihre freie Uebung sicher, richtig, und ohne alle Verfolgung und Pressur zu gestatten, daß er sie ungeschändet, ungelästert, und unzerquetscht wißen wolle.

Einheimische und auswärtige Gelehrten schrieben mit der zügellosesten Heftigkeit gegen den Kurfürsten. Hutter, Profeßor zu Wittenberg nennt in einer Schrift die Gründe des Kurfürsten: unverschämte Erzlügen, die reformirte Lehre: eine verdammte Kalvinisterei, und redet ihn selbst so an: leug, Teufel, leug! O Hoë von Honegg, sächsischer Oberhofprediger gab eine Schrift heraus, wo er zeigte, daß die Kalvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmten, in einer andern warnt er die Märker vor den kalvinischen grimmigen Wölfen, und Himmelsräubern, und jammert, daß die kalvinischen Heuschrekken sich in der Mark zu lagern anfingen. Ein gewißer Pfarrer, Magister Faber machte sich anheischig, mit 200 ja mit 300 Argumenten zu beweisen, daß die kalvinische Lehre viel ärger als die Lehre des Teufels sei. Diese und ähnliche Bücher wurden mit Begierde gelesen; manche sogar mit solchem Heißhunger verschlungen, daß in einem Monate die ganze Auflage vergriffen war. Sie stifteten neben dem vielen Bösen doch das Gute, daß sie die Lust zum Lesen wekten, und hernach auf nüzlichere Gegenstände lenkten.

Weder Furcht, noch Bescheidenheit, noch sonst eine Betrachtung hielt die Brandenburgischen Prediger zurük, eben so dreist zu sprechen, eben so verwegen zu schreiben, als die Fremden. Sie machten die Kanzeln zu Zankstühlen, und tauchten ihre Federn in Galle. Der heftigste war der Domprobst Gedike. Er hielt grausame Blutpredigten, wie sie ein Zeitgenoße nennt; und schrieb in der Vorrede zu einem Buche: Von den Ceremonien bei dem heiligen Abendmal, betitelt, folgende Worte, die ihn endlich um Amt und Brod brachten: so ist es heuer auch nicht neu, daß fromme Herrschaft oftmals von den besten Freunden und geheimsten und vertrautesten Dienern, die das Werk treiben, und wie man sagt, das Spiel in Händen haben, schändlich hinter das Licht geführet, und jämmerlich betrogen werden." Zugleich verglich er diese Diener und Freunde mit Haman unter dem Könige Ahasverus, und dem Ziba zur Zeit David's. Der kurfürstliche Bruder Johann George, und die reformirten Räthe fanden sich durch diese Stelle beleidigt; und obgleich der Kurfürst weit heftigere Schmähungen verschmerzt hatte, so foderten doch jene die strengste Genungthuung. Denn schon damals war es Mode, daß ein Wort gegen einen Diener gesprochen mit der ganzen Fülle der Rache überschüttet, eine Beleidigung gegen den Herrn eher verziehen wurde. Gedike wurde zur Rechenschaft gefodert und mehrere Male verhört. Er erklärte sich dahin, daß er Niemanden besonders gemeinet, sondern schon im Oktober 1613. jene Vorrede niedergeschrieben und für

für nöthig gehalten habe, dem hereinbrechenden reißenden kalvinischen Wolfe bei Zeiten zu begegnen, und anzuschreien. Hätten die Räthe und der Prinz Johann George Theil oder Schuld daran, so sage er's ihnen in's Gesicht, daß sie Unrecht gethan, und eine Todsünde begangen hätten. Hierauf wolte man ihm alle Strafe erlassen, wenn er auf der Kanzel öffentlich bekennte, daß er sich geirret, und die Räthe nicht habe verdächtig machen wollen. Im Fall der Weigerung sollte ihm das Predigen verboten, und jede Amtsverrichtung bis auf weitern Bescheid untersagt sein. Gedike protestirte dagegen, und weigerte sich standhaft, das verlangte zu thun. Die Räthe wolten endlich zufrieden sein, wenn er nur privatim eine schriftliche Erklärung von besagtem Inhalt mit eigner Hand und Siegel ausstellte. Auch dies schlug er ab. Spät des Abends ließ ihn die Kurfürstin, seine Gönnerin, die bis an ihren Tod eifrig Lutherisch blieb, durch zwei Vertraute rathen, sich eiligst davon zu machen, weil den folgenden Tag eine scharfe Verordnung erscheinen würde. Er entfloh noch in der Nacht, wurde in der Folge Superintendent zu Meißen, und starb 1613 in eben der Würde zu Merseburg. Nach seiner Entweichung erklärte ihn die Regierung zu Berlin für abgesezt, und des Landes verwiesen, und seine Stelle wurde mit dem reformirten Prediger Füßel besezt.

Das Volk blieb kein müßiger Zuschauer bei den Religionsjährungen. In der Altmark wurde

das

das Abendmahl nach reformirten Gebrauch auf den Straßen verspottet. Bei brennenden Fakkeln breitete man des Nachts Mäntel und Tücher auf den Gaßen aus, machte das Brodbrechen der Reformirten nach, und trieb pöbelhaften Spott. Der reformirte Prediger Füßel wurde einmal zu Berlin vor der Kirchthüre und dann zu Küstrin auf dem Schloßplazze und vor den Thoren mit Steinen begrüßt und mit Schimpfworten überhäuft. Ein andrer reformirter Prediger Fink vertheidigte einst in einer Gastpredigt zu Küstrin in Gegenwart des Kurfürsten und Herzogs von Pommern die reformirte Lehre. Nachmittags stieg der dasige Inspektor Flek auf die Kanzel, widerlegte ihn Stük vor Stük, und mischte die bittersten Persönlichkeiten mit unter. Die Kurfürstin selbst lief mit ihrem ganzen Hofstaate aus der Kirche, als Füßel auf die Kanzel trat, weil sie einen lutherischen Prediger erwartet hatte. Noch auf ihrem Todbette befahl sie, die Reformirten in ihrer Leichenpredigt zu widerlegen.

Ganz vorsichtig war das Betragen von Seiten des Hofes wohl auch nicht. Die Reformirten wurden am Hofe ihren Gegnern völlig vorgezogen, die Bedienungen mit ihnen besezt; sie genoßen einer vorzüglichern Gunst, eines engern Vertrauens. Der Dom, bisher die Hauptkirche der Lutheraner, wurde nun zum Hauptsizze des reformirten Gottesdienstes gemacht, und ganz mit reformirten Predigern besezt. Die reformirten Geistlichen bildeten sich mehr ein, als die übrigen; fremde Ankömmlinge, die der gepreß-

preßten Religion wegen vertrieben zu sein, oft nur vorgaben, erhielten die einträglichsten Aemter; und um das Maas der Erbitterung voll zu machen, gab der Kurfürst unter'm 24. Febr. 1614. ein langes Edikt heraus, welches an und vor sich betrachtet ganz vernünftige Foderungen enthielt; denn es untersagte alles Lästern, Schmähen und Verdammen auf den Kanzeln. Allein dergleichen läßt sich einmal durch drohende allgemeine Befehle nicht hindern: die Erfahrung aller Zeiten und Länder beweiset es, daß Befehle in Religionssachen schlechterdings ihr Ziel verfehlen. In der Stille ermahnen, bescheidne, vernünftige Lehrer ansezzen, und schweigen; dies wirkt mehr, als alle Machtsprüche, und Edikte. So damals. Hatte man vorher nicht geschmähet, so geschahe es jezt erst. In und außerhalb der Mark, in großen und kleinen Gesellschaften wurde über das neue Edikt geredet, geschimpft, gespottet, gelästert; und dies reizte erst die Neugierde des gesammten Volkes im höchsten Grade.

Ein eben so unphilosophischer Einfall war der, ein Colloquium oder eine Religionsunterredung zwischen den reformirten und Lutherischen Geistlichen von Berlin mit Zuziehung andrer märkischer Prediger, welche dazu geneigt wären, auf dem Schloße im Juni halten zu laßen. Unter allen unnüzzen Anstalten ist diese gewiß die unnüzzeste. Die ganze Kirchengeschichte lehrt es, daß solche Vereinigungsplane allemal scheitern, und am Ende die Spaltungen nur vergrößern. Es ist unbegreif-

lich,

lich, wie noch jezt Männer von Kopfe solche Träume zur Wirklichkeit bringen zu können für möglich halten. Die Berlinische Geistlichkeit erholte sich in Wittenberg Raths; was von diesem Sizze der Intoleranz für ein Gutachten eingelaufen sei, ist leicht zu erachten. Man wolte die ganze Sache hintertreiben. Man foderte einen spätern Termin und die förmliche Einladung aller märkischen Inspektoren. Beides wurde gewährt. Der 3. Oktober wurde angesezt. Nur wenige Inspektoren erschienen. Man eröfnete das Gespräch. Es artete, wie jeder Unpartheiische voraus sahe, bald in Zank aus. Die Schwierigkeiten häuften sich so, daß man dies Vorhaben aufgeben, und damit zufrieden sein mußte, daß die Deputirten mit einem Handschlage versprachen, sich des Scheltens auf den Kanzeln, und des Lästerns in Schriften zu enthalten. Eines geschahe so wenig, als das andere.

Im folgenden Jahre erregte der bisherige Groll, und der unvorsichtige Eifer der Reformirten, den Gottesdienst zu reinigen, einen wirklichen Tumult. In Abwesenheit des Kurfürsten ließ sein Bruder, der Statthalter Johann George alle Bilder, Krucifixe, Altäre und Taufsteine, als Ueberreste des Pabstthums aus der Domkirche wegräumen. Den nächsten Sonntag drauf, acht Tage vor Ostern, hielt der Diakonus Peter Stuler an der Petrikirche eine heftige, zum Aufruhr reizende Predigt wegen dieser, im Grunde freilich übertriebnen, unzeitigen Kirchenreinigung. Am Montage

über

überdachte er seine Reden, erkannte das Anstößige und Beleidigende darin, und fürchtete gefangen gesezt, oder doch zur Rechenschaft gezogen zu werden. Er lief daher in seiner Gemeine herum, theilte ihr seine Besorgniße mit, und bat sie um Beistand und Hülfe. Gegen Abend verließ er aus Angst die Stadt. Kaum ward dies bekannt, so versammleten sich Bürger und andre Leute vor seiner Amtswohnung zum Schuz, erhielten von Stuler's zurükgebliebner Frau, die einen starken Bierschank trieb, überflüßig zu trinken, und eilten dann zu des Hofpredigers Füssel's Hause, welches sie mit Steinen bombardirten. Der Statthalter wolte eben zu Bette gehen, als er den Unfug erfuhr. Er kleidete sich wieder an, und begab sich mit acht Trabanten zu Pferde, und einigen andern Hofleuten zu Fuß zum Tummelplazze. Zum Unglük ging die Pistole eines seiner Begleiter, man weiß nicht, ob mit Willen oder von ohngefehr, los. Dies war das Zeichen zur Wuth Die Sturmglokke wurde geläutet; der Zufluß der Menschen nahm zu. Der Statthalter ging darauf zum Köllnischen Burgermeister Zahn, der aber seine Unschuld an dem Lärmen bewies, und ihm im Schlafpelze folgte, um das Volk zu besänftigen. Umsonst redete der Markgraf, umsonst der Burgermeister; das Volk glaubte, der leztre würde gefangen gehalten, und stieß die kränkendsten Schmähworte mit Hohngelächter begleitet gegen den Prinzen aus. Endlich wurde geschoßen und mit Steinen geworfen. Viele bekamen Wunden, den Markgrafen selbst verlezte ein Steinwurf

wurf am Schenkel, eine Kugel sauste ihm bei den Ohren vorbei. Jezt fiel der Burgermeister sogar in den Verdacht der Partheilichkeit, er erfuhr ebenfalls die Wuth des Pöbels. Der verwundete Statthalter ging auf's Schloß zurük. Nun hatte das Volk freiere Hand, es stürmte in Füßels Wohnung, plünderte es rein aus, und zertrümmerte es nach Kräften. Füßel wäre in Stükken zerrißen worden, wenn er sich nicht mit Weib und Kind über's Dach zu einem Nachbar gerettet hätte. Hiebei blieb's an diesem Abende Den andern Tag kam Stuler wieder in die Stadt, erhizte die Ruhestöhrer durch Predigen und Zureden noch mehr; sie versammelten sich von neuem, und wolten auch die Häuser der reformirten Räthe, besonders das des Kanzlers Prükmann zerstöhren. Doch durch kluge Gegenanstalten wurde es verhindert. Der Hofprediger Füssel hatte nichts, als was er am Leibe trug, gerettet. Er bestieg den folgenden Tag, oder gar wie andre versichern, am Karfreitage in einer grünen Weste, und im bloßen Unterkleide nebst einem geliehnen Mantel die Kanzel. Ob dies ein feines, vernünftiges, edles Betragen war, läßt sich mit Recht bezweifeln; es scheint die Eingebung einer Art von Rache zu sein. Er, der Liebling des Hofes, der Abgott der Räthe, und der reformirten Gemeine solte nicht den Augenblik Kleider, Wäsche, Geld, und was er begehrte, von seinen reichen, enthusiastisch für ihn eingenommenen Glaubensgenoßen erhalten haben? Das Gegentheil ist mir undenkbar. Ich halte sein Predigen in der grünen

Weste

Weste für Grimaße, und glaube hierin einen Beweis zu finden, daß die Reformirten ebenfalls sehr unvorsichtig und leidenschaftlich zu Werke gegangen sind. Der Kurfürst ließ nach seiner Rükkehr in die Residenz vor der Versammlung der Ritter und Stände eine scharfe Untersuchung anstellen. Die Kurfürstin selbst kam in Verdacht. Es zeigte sich, daß sie nach den Ursachen des Aufruhrs gefragt, und auf die Nachricht, daß man den Köllnern ihren Pfarrer nehmen wolle, gerathen habe, daß man sich denselben nicht entreißen laßen solte, wodurch freilich die Tumultuanten in ihrem Wahnsinne bestärkt wurden. Der Kurfürst aber erwiederte, daß dies kein Grund der Entschuldigung für die Aufrührer sei, denn diese Worte wären theils ohne Absicht gesprochen, theils hätten sie ihm, und nicht seiner Gemalin den Eid der Treue geschworen. Das Endurtheil fiel dahin aus, daß die Räthe und Bürger der ganzen Residenz durch eine öffentliche Schrift versichern mußten, daß sie den Tumult verabscheuten, und sich künftig bloß an ihren Landesherrn halten wolten. Bestraft wurde keiner, außer Stuler, welcher nach einem eingeholten Gutachten des Leipziger Schöppenstuhls aus den Brandenburgischen Staaten verwiesen wurde. Er bekam dennoch in Sachsen wieder ein geistliches Amt.

Der Teufel verursachte neuen Spuk unter den beiden Religionspartheien. Die Lutherischen Prediger trieben ihn mit erbaulichen Formeln aus den

Kindern.

Kindern. Die Reformirten wolten bei ihnen nicht Gevatter stehen, weil sie glaubten, der Teufel wurme in den Neugebornen nicht. Die Lutheraner ließen sich durch kein Bitten der Reformirten, durch kein Zureden der Regierung bewegen, die Teufelsbannerei zu laßen. Sogar wenn der Kurfürst selber Gevatter stand, und er die Teufeleien bittweise untersagte, geschah es nicht. Einst war er nebst der anwesenden Kurfürstin von der Pfalz Taufzeuge bei einem Lutheraner; der Diakonus Raue wurde um die Weglaßung der Hexenformel ersucht; er wolte nicht einwilligen. Man bat nochmals mit der Bemerkung, daß es eine Haustaufe sei, und also der Lutherischen Gemeine keinen öffentlichen Anstoß geben könnte. Er versprach weiter nichts, als zu kommen, und sein Amt zu verrichten. Dies hielt man für Gewährung der Bitte; aber umsonst. Er kam, und trieb zur Kränkung der fürstlichen Pathen den Höllendrachen frisch weg aus dem Kinde.

Die Prediger in der Stadt Brandenburg misbrauchten das andre christliche Sakrament, das Abendmahl zur Sättigung ihrer rachsüchtigen Rechtgläubigkeit. Sie wiesen alle die, an welchen sie nur die geringste Versengung von Kalvinismus rochen, oder gegen die sie einen geheimen Groll trugen, vom Altare weg. Der Superindentent, D. Garcäus war der einzige vernünftige und sanfte Geistliche daselbst, welcher das Mahl der Liebe nicht zum Simbol der steifen Ortodoxie, und des Sektenhaßes umschuf; er nahm die

die von seinen Amtsbrüdern ausgeschloßnen Kommunikanten an. Darüber wurde sein Archidiaconus Nagel so erboßt, daß er ihn nicht zur Beichte ließ. Garcäus fand sich ohne Ohrenbeichte, welche Jesu Jünger ebenfalls nicht abgelegt haben, zum Tische des Herrn ein. Aber der rasende Nagel stieß seinen Vorgesezten im Angesicht der ganzen Gemeine vom Altare weg; und erhielt den vollen Beifall seiner eben so unsinnigen Kollegen. Die Sache gelangte an den Hof zur Untersuchung. Die sämtlichen intoleranten Geistlichen von Brandenburg wurden nach Berlin zur Verantwortung und Bestrafung gefodert. Das Schreiben des Kurfürsten enthält derbe, aber vortrefliche Wahrheiten. Einiges für manche Steif- Schief- Lärm- und Mönchsköpfe unsrer Zeit zur Probe daraus: "Wo jemand, so redet der Landesherr sie an, in allen Ständen ist, der sich des Friedens, und der Einigkeit wenig befleißiget, so seid Ihr's, und andre, die da gern geistlich geheißen werden wollen. Gewißlich Ihr habt die Zeit her in der Kirche zu Brandenburg weidlich tumultuiret, und immer einen Allarm nach dem andern angefangen; und das hat nachher heißen müßen, Euer Amt und Gewißen brächte es mit sich, da doch die Kuh einer Windmühle ähnlicher sieht, als dieselben Eure Actiones Eurem Amte: eines Theils auch unter Euch, oder auch vielleicht Alle ein so weites und geräumiges Gewißen haben, daß ein wohlbeladner Wagen mit vier Pferden wohl hindurch fahren könnte. — Damit

kein

kein Friede in der Kirche wäre, habt ihr die Leute, welchen ihr auffäzzig und feind seid, in dem Beichtstuhl, wie ihr's nennet, also tormentiret, daß es zu verwundern ist, daß auch mancher darüber von der Kommunion hat wegbleiben müßen; denn da er zur Kommunion sich finden wolte, um Ruhe und Friede für seine Seele zu holen, habt ihr ihn dagegen mit unberuhigtem Gewißen von euch gelaßen, daß er viel lieber gemocht, daß er's nie angefangen hätte. Und in Summa habt ihr mit allem Fleiß dahin gerungen, daß Euch zu Ehren mit Wahrheit nachgerühmt werden kann: Vix audeat Stygius Pluto, quod audent Sacerdotes Venerabiles Brandenburgenses. * — Wir haben eine Zeit solchem euren Wüthen, Toben und Dominiren in der Kirchen und über die Gewißen der Menschen zugesehen, und dabei die gute Hofnung gehabt, ihr würdet einmal die Augen aufthun, in euch schlagen, und dadurch gewahr werden, daß ihr bloß Diener der Geheimniße Gottes wäret, daß euch aber die Oberherrschaft in der Kirche gar nicht zuständig sei. Aber wohl, da hat kein Aufhörens sein wollen. Es war noch das erste nicht vorbei gegangen, so ward bereits ein anders wieder erhoben; denn, damit wir vieles andre verschweigen, so wißet ihr alle wohl, was ihr am nächst vergangenen Sonntage für einen Tumult und Unwesen mit eurem

* Zu Deutsch: der Teufel in der Hölle macht's kaum so arg, als die Ehrwürdigen Herrn Geißlichen zu Brandenburg.

eurem eignen Superintendenten Ehren Doktor Joachim Garcäus bei der Kommunion angefangen, und wie ihr ihn vor allen Kommunikanten darum, daß er bei keinem unter euch zur Ohrenbeichte kommen, von der Kommunion hinweg gestoßen; auch, als er nach der Kommunion beichten wollen, damit er zugelaßen werden möchte, deßelben euch auch verweigert habt: welches, was es für Händel sind, sehet ihr selbsten gar wohl, Stolz, Hoffarth, Rachgier, Geiz, und die Erhaltung nicht der Beicht (denn darum ist es euch wenig zu thun) sondern des hochgeehrten sehr geliebten Beichtpfenniges stekket darunter. Seid ihr die, dafür ihr angesehen sein wollt, rechte Lutheraner, so werdet ihr ja wohl wissen, daß der Herr Lutherus selbst, wenn er zur Kommunion kommen, dennoch niemalen sich der Beichte gebraucht gehabt; desgleichen hat Muskulus zu Frankfurt, wie ihr viele noch euch erinnern werdet, es auch also gehalten. Ja die rechte runde Wahrheit zu sagen, was ist die Ohrenbeichte in hiesigen Kirchen an vielen Orten anders gewesen, als eine wahre officina (Werkstäte) aller scelerum et flagitiorum (Schandthaten und Bubenstükke) in welcher Officin manch redliches Weib eben durch euch, die Geistlichen oder vielmehr Geistlosen um ihre Ehre und Redlichkeit gebracht worden, ohne andrer Bubenstükke zu gedenken, die daselbst vielfältig geschmiedet worden. Gehet nun hin und lernet, woraus ihr eure Glaubens-Artikel machen sollet." Wer das lieset, der merke drauf!

So

So wie Johann Siegmund den innern Frieden seiner Länder nachdrüklich erhielt: so suchte er die Ruhe von außen zu sichern. Gegen Ende seines Lebens brach das Ungewitter los, das sich längst zusammengezogen hatte. Der fürchterliche Stral fiel in Böhmen nieder, welcher bald ganz Deutschland und die benachbarten Staaten dreißig Jahre hindurch in Flammen sezte. Der schreklichste und längste aller Kriege in den neuern Zeiten begann. Es war leicht vorauszusehen, daß der Feuerstrom sich weiter fortwälzen, und Brand und Verwüstung verbreiten würde. Johann Siegmund that sein möglichstes, das Uebel abzuhalten, oder doch zu verringern. Hätte sein Nachfolger eben die Stärke, gleichen Muth, und ähnliche Thatkraft gezeigt, so wäre gewiß Brandenburg nicht der Spielball der kriegführenden Mächte geworden. Johann Siegmund wählte sich den alten Spruch: ostende bellum, ut pacem habeas, * zur Richtschnur, er führte ihn selbst in seinen Edikten an, und handelte darnach. Schon dies ist Beweis seiner philosophischen Denkungsart, und seiner Herrscherweisheit. Denn die Hände in den Schoos legen, und nur von Güte und Liebe sprechen, wenn die Wuth des Gegners schon Rache und Krieg schnaubet, ist nicht Regententugend, nicht Friedensliebe, sondern Schwäche, Trägheit und unverzeiliche Sorglosigkeit. Johann Siegmund rüstete sich, um auf jeden Fall bereit zu sein. Er verbot seinen Unterthanen in fremde

* Drohe mit Kriege, damit du Frieden habest.

fremde Kriegsdienste zu treten, und befahl statt dessen, sich mit Knechten, Pferden, Rüstungen und Gewehren gefaßt zu halten, um das Vaterland zu retten. Als die erste Aufforderung nicht gehörig wirkte, so erließ er den 28. Oktober 1618. einen neuen Befehl, in welchem er ihnen die rührendsten und beweglichsten Vorstellungen zur Ergreifung der Waffen machte. Ein jeder sollte sich noch über seine Schuldigkeit, so stark er nur könnte, rüsten. Denn die Aussicht würde immer trüber, die Gefahr rükte stets näher, das vorige Edikt wäre nicht von allen befolgt worden; dies sei bei'm Vaterlande, bei dem Landesfürsten, bei der Nachkommenschaft nicht zu verantworten. Es käme ja auf die Vertheidigung ihrer selbst, ihrer Weiber, ihrer Kinder, und alles deßen, was sie Liebes und Gutes hätten, an; des höchsten Kleinodes, der Freiheit des Gewissens, zu geschweigen. Jeder möchte sich wohl aus dem Schlafe ermuntern, möchte ihn sich aus den Augen wischen. Es sei am Tage, wie feindselig, ja mehr als barbarisch und türkisch unfern von Brandenburg mit denen, so überwältiget worden, gebahret und umgegangen würde: wie viele Städte, Flekken, Dörfer und ansehnliche Schlösser und Häuser in den Grund verbrannt, und ganz eingeäschert; wie die Einwohner größten Theils jämmerlich danieder gehauen, und was nicht entfliehen können, in schwere und unerträgliche Dienstbarkeit davon geführet, alles auch gestohlen, geraubt und geplündert worden; und dies so weit, daß diejenigen, welche ihr Leben gleichsam zur Beute

davon

davon gebracht, dennoch das, was zu Erhaltung des Leibes und Lebens vonnöthen sei, nicht übrig behalten hätten. Mit gutem Bedacht sollte nicht erst weitläuftig angeführt werden, wie erschreklich mit dem armen, elenden, wehrlosen weiblichen Geschlechte, deßen doch auch die Unchristen zum öftern verschont hätten, gehauset und umgegangen worden sei. Ein jeder müßte daher wohl einsehen, daß jezt die Zeit da sei, aufzustehen vom Schlafe. — Keiner solte gegen die Musterrollen Disputate machen, sondern die Dienste nach den Rollen thun. Er würde nächstens eine Visitation und Musterung im ganzen Lande anstellen, zu sehen, ob und wie jeder gerüstet sei. Beinahe an die hundert Jahre habe ein jeder die ansehnlichen Lehne und andre Güter im Frieden benuzt, so er wohl zu bedenken hätte. Daher die Widerspänstigen auf's schärfste bestraft werden solten. — So schilderte er die Greuel vom Anfange des dreißigjährigen Krieges, deßen Schrekniße die Mark vor andern Ländern erfahren solte. Johann Siegmund erlebte sie nicht; denn er näherte sich mit starken Schritten dem Grabe.

Obgleich ein Mann in den besten Jahren, war Johann Siegmund doch kränklich. Den achten August 1618. starb sein wahnsinniger Schwiegervater der Herzog in Preussen. Dies Land ward nun auf immer mit der Mark Brandenburg vereinigt. Der Kurfürst reisete nach Königsberg, um die bei dieser wichtigen Veränderung nothwendigen

digen Einrichtungen zu treffen. Eine gewiße Vorliebe für dies neu erworbne Herzogthum, und die Menge der Geschäfte machten bald, daß er sich wenig mehr um das Mutterland bekümmern konnte. Er beschloß daher, die Regierung in der Mark niederzulegen, aber die Herrschaft in Preußen zu behalten. Völlig zur Reife kam dieser Vorsaz, als ihn gegen Ende des Jahres 1618. der Schlag in Königsberg rührte, und für immer an seinen Gliedern lähmte. Er übergab daher seinem Sohne George Wilhelm, welchen er von seiner Statthalterschaft aus Kleve abrief, den 12. November 1619. die Regierung in der Mark, und machte dies den sämtlichen Unterthanen in einem Ausschreiben bekannt, worin er die Gründe entwikkelte, von denen wir folgendes anzuführen nicht für überflüßig halten. "Seit zwölf Jahren haben wir, sagt er, allstets dahin gesehen, und getrachtet, wie wir all unser Thun und Laßen dahin richteten und anstellten, daß das gemeine Beste nicht allein in seinem Wesen und esse erhalten, sondern auch noch zu weit beßerm Stande gebracht und befördert werden möchte. Es ist aber allen bekannt, was Gestalt uns der getreue Gott mit ziemlicher beschwerlicher Leibes-Unvermögenheit vor zwei Jahren ungefehr heimgesucht und gezüchtiget hat, daß wir auch derselben über allen angewendeten Fleiß, nicht wieder abekommen und los werden können, müßen auch an künftiger Restitution und Erledigung dannenhero großen Zweifel tragen. Und darum haben wir auch leichtlich zu erkennen gehabt,

daß uns zu schwer fallen würde, allen unsern Regierungen, besonders zu jezzigen Zeiten, da sich alles zu mehrerer Gefährlichkeit anläßt, auch mehrerer Ungehorsam und Widerspänstigkeit der Unterthanen wider die Obrigkeit als zuvor verspüret wird, vorzustehen, und deswegen der großen Last in etwas uns zu erleichtern, bedacht sein müßen. Nachdem wir dies, wie ihm zu helfen, mit allem Fleiß überschlagen, auch die darzu dienlichen Mittel, uns gnungsam vor Augen gestellet und ponderiret, haben wir jedoch kein beßeres, nach zuträglicheres finden können, als da wir den hochgebornen Fürsten, unsern freundlichen lieben Sohn und Gevatter, Herrn George Wilhelm ꝛc. die kurfürstliche Regierung von nun an zu verwalten auftrügen und einräumten. Immaßen hierüber zwischen uns und ihm gewiße Compacta und Vergleichungen getroffen worden. Seine Liebden haben sich auch dieser schweren Last und Bürde * unterziehen laßen, in Erwägung, daß wir ihn bis zu jezzigem Alter fürstlich erziehen laßen, damit wir in dergleichen Fällen, wie uns jezzo zugestoßen, an ihm den hätten, der uns (freilich schlecht genung) unter die Arme greifen, und zum Theil der schwer aufliegenden Last des Regiments entheben und erleichtern könnte; uns zum söhnlichen Gehorsam und Gefallen, und Landen und Leuten zum Besten (?) hat er sich denn damit beladen laßen. Wir haben auch die

* ganz recht; für den schwachen Prinz war die Bürde nur zu schwer.

die Exempel vieler hoher und in der Welt weit berühmter Potentaten und großer Herren vor uns, von welchen dergleichen in ihrem Alter oder zugestoßnen Leibesgebrechen practiciret worden. Auch ersehen wir den Nuzzen draus, daß unser Sohn der Regierung um so viel mehr gewohnt werde, und daß es ihm hernach desto leichter ankäme, die bei Führung des Regiments haufenweise sich ausschüttende Molestien und Beschwerungen ohne besondern Verdruß auszustehen. Es heißt ja und wird von allen menschlichen actionibus recht geredet, daß jung gewohnt, alt gethan sei. Vielen großen Häuptern ist nichts an rechter Bestellung des Regiments so nachtheilig, als daß sie zu spät und langsam zu Regierungssachen gezogen wurden. — Unser Begehren bei solcher Beschaffenheit ist, alles Anlaufens entübriget zu sein, jedoch also, daß uns die Auctorität und das Ansehen, welches uns als dem Kurfürsten und Herrn Vater gebühret, bis auf die Zeit unsers seligen Hinscheidens aus der Welt, ganz und unzerrüttet verbleibe. Denn darum, und damit wir auf die Reichs-, Preussische, und andre dies Kurfürstenthum nicht angehende Sachen desto mehr ein Auge schlagen könnten, ist dies ganze Werk angefangen."

Von nun an betrachtete sich der Kurfürst als eine Privatperson in Berlin; er verließ auch sogar das Schloß, und bezog die Wohnung seines geheimen Kämmerers Anton Freitag in der Poststraße. Hier genoß er der Ruhe und des Lebens

nicht

nicht lange mehr. Von der Gicht beschwert, und noch einigemal vom Schlage gerührt starb er den 23. December 1619. unter den Händen seiner Gemalin und Kinder im 47. Jahre seines Lebens und im zwölften seiner Regierung. Freitag ließ in dem Zimmer, wo er starb, eine vieeekkige Tafel von Meßing mit einer lateinischen Aufschrift an die Wand sezzen; welches Denkmal noch jezt vorhanden ist. Mit seiner Gemalin Anna, ältesten Tochter des blödsinnigen Herzogs in Preußen, die 1625. starb, hatte Johann Siegmund mehrere Kinder gezeugt, von welchen ihn zwei Söhne und drei Töchter überlebten. Jene waren: George Wilhelm, nachheriger Kurfürst und Joachim Siegmund, Heermeister der Johannitter = Ritter zu Sonnenburg; starb 1625. Diese sind: Anna Sophie, anfangs bestimmt für den Pfalzgrafen, und nachher vermählt mit dem Herzoge Friedrich Ulrich von Braunschweig; Maria Eleonore, welche 1620. den großen König Gustav Adolph von Schweden heirathete, und Mutter der berühmten Königin Christine ward; endlich Katharine zuerst vermählt mit dem Fürsten von Siebenbürgen Bethlem Gabor, und nach deßen Tode mit dem Herzoge Franz Karl von Sachsen = Lauenburg. Die Söhne nahmen die reformirte Religion an, die Töchter blieben Lutherisch.

Unter dieser Regierung nahm der Staat an Ausdehnung zu, an Wohlstande aber ab; die Schulden häuften sich, der Ausgaben wurden mehrere.

Der

Der Regent war weise, und das Volk dennoch nicht glüklich. Der Adel schwelgte, die Geistlichkeit zankte, der Bürger soff, der Bauer darbte. Die Religion war streng rechtgläubig, das Christenthum aber im Verfall. Der Aberglauben erfüllte die Köpfe, und Untugend die Herzen; der reine Glaube spukte auf den Kanzeln, die Sittenlosigkeit wohnte in den Menschen. Die Zionswächter der scholastischen Spizfindigkeiten, welche die Bibel nicht kennt, und die Vernunft verwirft, trennten die Unterthanen vom Fürsten, und die Stände vom Oberhaupte. Es gährte im Innern, es tobte von außen. Kriegsknechte raubten im Lande, feindliche Heere würgten sich unweit der Grenzen. Ein Fürst voll Geisteskraft starb, und ein Prinz, schwach an der Seele, arm an Geistesgaben folgte. So war Brandenburg's Lage bei **Johann Siegmund's** Tode.

Ein Kurfürst war damals mehr eingeschränkt, als jezt der König von England ist; die Landstände genoßen größere Freiheiten, als die Mitglieder des Parlaments. Nicht bloß die Geldbewilligungen hingen von der Zustimmung der Stände ab, sondern selbst keine wichtige Staatssache durfte ohne ihre Zuziehung abgemacht, kein Bündniß wider ihren Willen geschloßen, kein Vertrag mit fremden Fürsten wider ihr Wißen errichtet werden. Diese Vorrechte bestätigte Johann Siegmund nebst andern der Neumärkischen Landschaft unter'm 11. Juni 1611. Die große Macht der Volksdeputirten zeigte

sich

sich bei Geldfoderungen. Wo jezt der Regent befiehlt, da mußte er ehemals bitten; wo jezt nicht einmal Gegenvorstellungen erlaubt werden, da waren sonst Einschränkungen gesezmäßig. Die Bedürfniße des Staats, und die Klevischen Erbfolgestreitigkeiten nöthigten den Kurfürsten zu Anleihungen. Er lieh sich vom Könige Christian IV. von Dännemark 1610. zu dem Ende 200000 harte Reichsthaler, und sezte den einträglichen Elbzoll zu Lenzen, der 1651. für 32000 Thaler verpachtet war, zu Pfande. Weil diese Sicherheit aber dem Gläubiger noch nicht hinlänglich zu sein schien, so machten sich die Ritter und Städte der Mark verbindlich, die Schuld nebst Zinsen, Kosten und Schaden sogleich zu bezahlen, wenn es der König verlangen würde. Allein dies hieß nicht so viel, als ob sie die Schulden trügen; sie leisteten bloß an Dännemark die Gewähr; dagegen mußte Johann Siegmund versprechen, den Ständen ihre Auslage dereinst wieder zu ersezzen; mußte ihnen ein Unterpfand dafür einräumen. In dem Falle, daß die Unterthanen die Schuld an den König abtrügen, so solten sie sich wiederum durch den Lenzischen Elbzoll, und durch die Einkünfte der kurfürstlichen Aemter Zedenik, Zossen und Himmelstedt bis auf den lezten Heller bezahlt machen. Hierbei solten alle Ausreden wegfallen, alle juristische Spizfindigkeiten unkräftig sein; kein folgender Kurfürst solte sagen dürfen, daß keine Tisch- und Kammergüter verpfändet werden könnten, daß das geliehne Geld nicht zu seinem Nuzzen verwendet

worden

worden sei, daß allgemeine Abtretungen ungültig wären, und dergleichen mehr. Die Stände gingen noch weiter, sie sorgten nicht bloß für die Sicherheit der Zurükgabe; sie wachten auch über die richtige Anwendung des Geldes. Nur die Hälfte wurde nach Jülich gesendet; die übrigen 100000 Thaler legte man im Hoflager in einen verschloßnen eisernen Kasten nieder, wovon der Landesherr einen, die Unterthanen den andern Schlüßel hatten. Ausser dieser Anleihe machte der Kurfürst noch mehrere; von Lüneburg ließ er sich etliches Gold, wie eine Urkunde sagt, vorschießen; ein reicher Edelmann Röbel lieh ihm 11400 Thaler gegen harte Bedingungen; in Holland borgte er 100000 Thaler, wovon bis auf seinen Enkel weder Zinsen noch Kapital bezahlt wurden. Man nennte dies die Hufiserische Schuld; sie betrug zulezt Millionen, weil sich Intereße auf Intereße häufte; einiger andern Schuldposten nicht zu gedenken. Der größte Theil des Getreides von den Aemtern ward den Gläubigern statt der Zinsen abgeliefert, und das übrige zur Unterhaltung des Hofstaates angewendet; so daß man nichts verkaufen konnte.

Die Bürger lebten in Armuth. Der Handel war unbedeutend, der Geldumlauf gehemmt, viele Erwerbsquellen verstopft. Die Kaufleute aus Frankfurt am Main, Hamburg und Augsburg versorgten die Mark mit den nöthigen Waaren, und führten das Geld außer Landes. Die kurfürstlichen Diener erhielten wenig baares Geld; ihnen wurden

Rakü-

Naturalien gereicht. Woher sollten die Bürger Verdienst haben? Sie nährten sich daher selbst in den Hauptstädten vom Akkerbau und Viehzucht, und versoffen das, was ihnen übrig blieb. Ihre Abneigung gegen den Soldatenstand war fast unüberwindlich. Die stärksten Befehle, die dringendsten Ermahnungen zur Ergreifung der Waffen fruchteten wenig. Der Kurfürst hatte keine stehende Truppen, die auch der mächtigste König nicht hatte. Einige Trabanten bewachten das Schloß, die Bürger die Städte. Um sie zum Gebrauch der Waffen zu gewöhnen, wurden die Scheiben- und Vogelschiessen befördert. Im Jahr 1617. befahl der Kurfürst von Preußen aus, daß der Rath zu Berlin eine Vogelstange vor dem Rathhause errichten und bei seiner Zurükkunft das Werk vollendet haben sollte. Er gab einen Theil der Kosten dazu. Zur Zeit der Gefahr wurden die ersten besten Herumläufer, Bettler und Abendtheurer, ein Haufen ohne Disciplin, ohne Kenntniße, ohne Uebung, angeworben. Aus Mangel an Solde, oder nach Endigung der Fehde entließ man sie. Alsdann verbreitete sich dies lose Gesindel im Lande, raubte plünderte, mordete. Zu ihnen gesellten sich noch eine Menge Gardende — so nennte man die Soldaten — von benachbarten Fürsten verabschiedet; zu vierzigen, zu sechzigen rotteten sie sich zusammen, foderten von den Dörfern eine ordentliche Brandschazzung, schlugen den Bauern Hände und Füße entzwei, erbrachen die Häuser mit Gewalt, mausten, was ihnen gefiel, zertrümmerten, was sie nicht fortbrin-

bringen konnten, und durchstreiften das Land die Länge und die Queere mit Uebermuth, Schnarchen, Pochen und Würgen, wie der Kurfürst selber sagt: Es wurden die schärfsten Edikte fast Jahr vor Jahr gegeben. Aber das Elend blieb ein Jahr wie das andre. Vergebens erinnerte sie Johann Siegmund an das Exempel der alten Römer, die im Kriege fochten, und im Frieden das Feld baueten; vergebens stellte er ihnen das Nichtswürdige ihres Raubens vor; vergebens ermahnte er sie, sich ehrlich zu nähren, und zu warten, bis eine Gelegenheit zu tapfern Thaten erschiene: diese Bauernschinder, dieses Lumpengesindel, diese Menschenplakker, wie er sie nennt, ließen die Römer Römer, und das Feld Feld sein; sie sezten ihr edles Handwerk ungehindert fort; denn die Regierung war zu schwach, dem Unwesen Einhalt zu thun.

Die Ländervergrößerungen von Preußen und Kleve verschaften dem Fürsten mehr Glanz, aber dem Mutterstaate gewiß mehr Nachtheil als Nuzzen. Sie verursachten die gehäufte Schuldmaße, die Verbreitung der Soldatentrupps, die öftern Abwesenheiten des Kurfürsten, und die stärkern Abgaben. Zu den übrigen Uebeln kam noch die sogenannte Kipper — und Wipperei, oder Verfälschung der Münzsorten. Im Auslande wurden z. B. Pfennige von so schlechtem Gehalt geschlagen, daß achtzehn nur einen Groschen galten. In Brandenburg wurde der Groschen zu zwölf

Pfen-

Pfennigen angenommen. Hier eröfnete sich dem Wucher ein weites Feld zum Betruge. Es wurden schlechte Pfennige in unbeschreiblicher Anzahl ins Land geschaft. Ein einziger Mann brachte allein 25 Centner dergleichen Münze herein, andre zahlten mehrere tausend Thaler in schlechten Pfennigen aus, wobei an hundert Gulden oft zwanzig Gulden Verlust waren. Der Kurfürst wußte dem Schaden nicht anders abzuhelfen, als daß er befahl, achtzehn Pfennige auf einen Groschen zu rechnen, wodurch die Unterthanen, welche seit langer Zeit kein anderes Geld bekommen hatten, unendlich viel verlohren. In den erstern Regierungsjahren des Kurfürsten waren die gröbern Münzsorten noch ziemlich vorhanden. Aber auch hier entstanden Klagen. Der harte Thaler hatte ehemals nur 24 Groschen gegolten, jezt stieg sein Werth bis auf 28. Diejenigen, welche vorher Gelder an harten Thalern aufgenommen, und nur 24 Groschen für jeden bekommen hatten, sollten jezt 28 Groschen wieder geben; das heißt, wer 600 Thaler schuldig war, sollte 700 Thaler, wer 6000 Thaler geliehen hatte, sollte 7000 Thaler zurükzahlen. Viele Juristen hielten dies für billig; nach ihrer Meinung sollte der Gläubiger stets den Vortheil haben, der Schuldner immer den Verlust tragen. Allein weil dadurch ganze Familien der ärmern Klaße litten, so befahl der Kurfürst, daß zwar der harte Thaler 28 Groschen gelten, bei alten Schuldverschreibungen aber, in der Rükzahlung nur zu 24 Groschen gerechnet werden sollte. Ein Landesherr, sezte er hinzu, sei

nicht an die Meinungen der Jurißen gebunden, wenn aus ihrer opinion dem ganzen gemeinen Wesen Schaden erwüchse; sondern es müße auch hier heißen: Salus populi suprema lex esto.* Dergleichen hellere Blikke, dergleichen Erhebungen des Geistes über den gewöhnlichen Schlendrian zeigen sich mehrere in Johann Siegmund's Befehlen. Folgende Bemerkung scheint uns aus mehr als einer Rüksicht anführungswerth. Die Städte Berlin und Köln genoßen schon seit langen Zeiten der Zollfreiheit durch alle Brandenburgische Lande; doch dies Vorrecht hatten nur die wirklichen Bürger, welche aber auch zugleich ein Haus besizzen mußten: alles, was in der Stadt blieb, war frei; allein die Waaren, welche an Auswärtige geschikt wurden, sollten dem Zoll unterworfen sein. Um alle Unterschleife zu verhüten, mußte jeder Kaufmann jährlich am Michaelistage einen Eid schwören, daß er keine falsche Angaben gemacht habe, und keine machen würde. Diese jährliche Wiederholung des Eides wurde auf Anordnung des Kurfürsten unter'm 13. März 1618. aufgehoben und zwar aus einem Grunde, der jezt noch nicht allen Juristen einleuchten will, es aber doch einmal sollte. Das stete Schwören, sagt der Kurfürst, ist eine Profanation, Entheiligung und Misbrauch des göttlichen Namens; ist auch offenbar ohne alle Nuzzen; denn der, welcher den ersten Eid nicht vor Augen hält, wird auch nach dem andern, dritten und

* Volkswohl ist das erste Staatsgesez.

und fernern Eidesschwüren nicht fragen. Mit desto größerm Widerwillen lieset daher der Menschenfreund, daß ein solcher Fürst die Torturen bei'm Gerichte, jene Ueberreste der Barbarei der frühern Jahrhunderte, bestätigte und duldete.

Ritter und Bürger übergaben dem Kurfürsten einigemal eine Menge Beschwerden und Klagen, denen er abzuhelfen versprach, weil er ihrer Hülfe in der Geldnoth brauchte. Denn er sagt es ausdrüklich, daß er wegen ihres treuen Beistandes bei der schweren Schuldenlast ihnen wieder gefällig sein wolle. Unter diesen Landesgebrechen finden sich einige, über die noch jezt, und oft nicht ohne Grund, geklagt wird. Eine große Bürde für das Land waren schon damals die vielen Vorspanne. Johann Siegmund schränkte sie auf folgende Fälle ein: wenn die Herrschaft außer Landes reisete, die Fräulein (die Prinzeßinnen) ins Ausland heiratheten, und heimführen, wenn Räthe und Officire, denen bei Hofe keine Pferde gehalten würden, als Gesandte oder in geheimen Aufträgen verschikt würden; oder wenn der Kurfürst eine Jagd anstellte. Gegen den Uebermuth, die eigenmächtigen Befehle und das herrschsüchtige Wesen der Forstbedienten klagten die Städter ungemein. Die halbe, oft die ganze Bürgerschaft wurde von ihnen, selbst an Sonn- und Festtagen aufgeboten, bei den Wolfsjagden zu helfen; und was das unerträglichste war, die kurfürstlichen Jäger blieben bisweilen selbst zu Hause. Verschiedene Bürger waren dabei erfroren. Der Kurfürst befahl, daß hinführo nur die Hausleute, und im

äusserften Nothfalle allein, der vierte Theil der Bürger zur Wolfsjagd gezogen werden solten: eine Anordnung, die auch wegen der Feuersbrünste, die unterdeßen entstehen konnten, nothwendig war. Das Schlagen, und üble Tractiren wurde den Jägern völlig untersagt, und ihnen zugleich eingeschärft, die Bürger in der Ausübung der niedern Jagd nach altem Herkommen nicht zu stöhren. Die Strafgesezze waren schon auf den hohen Fuß bestimmt, wie sie es noch sind; für einen geschoßnen Hirsch mußte der Thäter 500 Thaler, für ein Schwein 200 Thaler, für ein Rebhuhn funfzig Thaler ꝛc. erlegen.

Nicht so nachgebend, wie bei den andern Punkten, bewies sich der Kurfürst bei den Beschwerden, über mehrere von seinen Vorfahren, neu eingeführte Zölle. Diese blieben. Nur den neuen Weinzoll zu Frankfurt erließ er ihnen, aus dem wichtigen Grunde, weil er nicht viel einbrächte. Dafür aber that er ihnen in seinem, seiner Erben und Nachkommen Namen das schäzbare Versprechen, daß zu ewigen Zeiten die Eingebohrnen als ehrliche, tüchtige und qualificirte Patrioten den Ausländern bei Besezzung der geistlichen und weltlichen Aemter vorgezogen werden solten; dieses sei, meinte der Kurfürst, an sich billig und recht; und die Anstellung der Ausländer zum Nachtheil der Einheimischen wäre ein wahrer Schimpf für die Herrschaft, und ein grosser Schaden für's Land. Nur im Kriegswesen solte von die-

ser Regel eine Ausnahme gemacht, und Fremde alsdann zugezogen werden, wenn keine Eingebornen sich zu hohen Befehlshaberstellen schikten.

Der Kurfürst erhob dagegen eine Klage über ein Gebrechen, worüber wohl zu unsern Zeiten keine entstehen wird, — über den Mangel an Studirenden. Die Bürger solten die Ihrigen fleißiger, als bis jezt geschehen sei, zum Studiren anhalten; denn es nähme überall an gelehrten Leuten ab. Die wenigen, welche noch studirten, möchten keine auswärtigen Universitäten besuchen, da sie auf den Inländischen eben das sehen und lernen könnten. So schlecht es um die Gelehrsamkeit stand, so übel sahe es auch mit den Künsten aus. Nur der Hof unterhielt einige Mahler, Bildhauer, und Tonkünstler. Unter den ersten ist der kurfürstliche Konterfaiter Nathan Maw und der Hofmaler Martin Schulz, zu merken. Schulz war ein unruhiger Kopf, hielt sich vier Gesellen, wolte nicht leiden, daß Maw nur einen hielte, und grif ihn mit Schimpfen und selbst mit Thätlichkeiten an. Der unbesonnene Eifer der Reformirten, alle Bilder aus den Kirchen zu verweisen, hinderte den Fortgang der Maler= und Bildhauerkunst. Denn die Gewohnheit, die Gotteshäuser mit Gemälden und Denkmälern zu schmükken, gab den Künstlern Arbeit und Brodt. Dies ließ nun sehr nach. Der Kurfürst unterhielt eine ansehnliche Kapelle von Spielern und Sängern. Sie bestand aus 22 Personen, zwölf Kapellknaben noch ungerechnet,

und kostete jährlich 5716 Gulden. Der Kapellmeister Nikel Zangius zog allein 1000 Gulden Besoldung; eine grosse Summe. die ein Staatsdiener, welcher mit den mühsamsten Arbeiten bepakt war, nicht erhielt. Ist es doch noch jezt so. — Ein Italienischer Sänger Pasquin Grosso aus Mantua bekam 360 Thaler Gehalt seit 1616. Nebst andern findet sich auch ein Edelmann, Stenzel von Pflichten unter den Virtuosen. Er war Rittmeister, Violist und Geiger, und nach dem Inhalt seiner Bestallung in ganz Europa als solcher bekannt; darum sollte er sich zu Schimpf und Ernst brauchen und auch auf's lieblichste hören laßen. Das erste scheint anzudeuten, das er zugleich ein Hof- und Stoknarr gewesen sei. Denn an dergleichen unwürdigen und läppischen Belustigungen fanden die damaligen Fürsten grossen Gefallen. So hatte der Kurfürst auch einen Zwerg bei sich, der ihn auf allen Reisen begleiten, und mit Späßen ergözzen mußte, und den er so gar im Dom begraben ließ.

Aberglauben lag wie eine dikke Wolke selbst über den gelehrtesten Männern; kein Wunder, daß auch Johann Siegmund diesem uralten Göz-

zen opferte. Die Unterthanen sollten sich zu Abwendung der Kriegsnoth kasteien, sollten fasten, schreien und Bußtage feiern, so befahl er's, um für die Sünden und Thorheiten der — Machthaber und Regenten zu büßen. Denn diese leztern sind es ja allein, welche Kriege herbeiführen. Jedoch dergleichen Aberglaube wird noch jezt genährt und gemästet, damit dies Unthier nicht etwa sterbe: die Pflege deßelben ist daher einem Fürsten des vorigen Jahrhunderts eher zu verzeihen. Auffallender war des Kurfürsten Glaube an Gespenster. Seit Joachim II. schlepte man sich mit dem elenden Mährchen, daß kurz vor einem Todesfalle eines Fürsten sich eine weibliche Gestalt in langen, weissen Kleidern und Schleiern am Hofe sehen laße, welche Erscheinung man die weisse Frau nannte. Ehemals pflegten die fürstlichen Witwen ihre Gemale mit langen, weissen Nonnenkleidern zu betrauern. Folglich bedeutete die Redensart: die weisse Frau wird sich bald sehen laßen, so viel, als: bald wird dieser König, oder jener Prinz sterben, und dann wird seine Witwe in weißen Trauerkleidern erscheinen. Aus diesem unschuldigen Ausdrukke erdichtete der Aberglaube Gespensterhistörchen, glaubte die weiße Frau vor nahen Todesfällen zu sehen, und sezte ganze Lebensbeschreibungen von

von dieser Unholdin auf.* Johann Siegmund war von der Wirklichkeit dieser Unglüksbotin vollkommen überzeugt. Einige Tage hindurch hatten hohe und niedre Bewohner des Schloßes das Gespenst, in weißleidtragender Gestalt, in dem kurfürstlichen Hause gesehen, was doch nur in ihrer Albernheit existirte. Der Kurfürst erschrak, und zitterte; denn nun mußte er gewiß sterben. Sein Hofprediger, der gelehrte und hochgepriesene Doktor Bergius hielt diese Narrenspoße ebenfalls für Wahrheit; nur suchte er den Kurfürsten wegen der Bedeutung zu beruhigen, und meinte, daß die weiße Frau nicht allemal einen Todesfall anzeige, sondern eine Aufforderung zur Buße ergehen laße. Er füllte sogar die Leichenpredigt mit Erzählung und Erklärung der läppischen Fabel an, und war zweifelhaft, ob das Gesicht ein guter oder böser Engel, eine verstorbne Seele odrr ein merum phantasma sei.

Ein größeres Unheil, als die weiße Frau ist, suchte die Mark vor des Kurfürsten Tode heim.

Es

* Der allgemein verehrte Philosoph Eberhard hat den Ursprung der Fabel von der weissen Frau scharfsinnig erklärt, und historisch entwikkelt im ersten Stük der Berliner Monatsschrift vom Jahre 1783.

Es entstand eine Theurung, die außerordentlich groß war, wenn man die Seltenheit, und folglich den höhern Werth des Geldes in damaligen Zeiten in Anschlag bringt. Selbst in der Altmark, der fruchtbarsten Provinz von Brandenburg, galt der Scheffel Roggen zwei Thaler sechs Groschen; die Gerste einen Thaler acht Groschen, der Haber einen Thaler, und eine Tonne Bier drei Thaler. Im Jahre 1611. hatte eine Pest einige Gegenden der Mark sehr entvölkert. Jedoch die Uebel gingen vorüber, und die Menschen vergaßen ihrer bald. Sie lebten darum nicht mäßiger, als vorher. Von den Sitten der Zeit kann man sich aus folgenden Bruchstükken einen Begrif machen. Es wird ein Edelmann geschildert; und diesem ist ja von Natur schon ein höherer Werth, als den übrigen Adamskindern eingebrannt; also müßen seine Sitten auch feiner, als die der Nichtadelichen sein; ihn kann man daher zum Maasstabe der jedesmaligen Lebensart nehmen. "Wie sich heutiges Tages, schreibt ein damaliger Sittenrichter, in der lezten Grundsuppe der verdammten Welt viel unter denen von Adel halten, und gar selten ihrem hohen und adelichen Titel gnung thun, das darf man nicht lange beweisen. — Es sind Epikurische Weltsäue, die sich laßen bedünken, daß diejenigen allein und billig

sollen

sollen und müßen für rechte Edelleute gehalten werden, welche da können freßen, saufen, martern, wüten, fluchen, Unzucht treiben, sich unflätig und garstig stellen, Gott und seine Diener lästern, ehrbare Matronen und Jungfrauen schänden, jedermann übel nachreden, nur allein von sich und seines Gleichen etwas halten; die da großsprechen, und nichts dahinter; anders reden mit dem Munde, denn als man es im Herzen meint; item, die da prangen mit statlichen Pferden, mit vielen Jagdhunden, und gottlosen Dienern, mit prächtiger, närrischer Kleidung; item, die viel aufborgen, und wenig bezahlen, viel geloben, und wenig halten, ja noch wohl dazu schnarchen und pochen, und niemanden ein gut Wort geben, oder das Maul gönnen, wenn sie gemahnt werden, sondern nur sauer aussehen, die Nasen rümpfen, die Stirne kraus machen, das Maul aufwerfen, das Meßer stürzen, und die Klinge zukken; haben die Hand auf dem Degen, wollen viel beßer sein, als andre Leute, wißen die Schenkel auszuschlenkern, wie die friesischen Hengste; und ist oftmals solchen Gesellen und Junkern ohne Geld eine große breite Gaße zu enge, einen andern gemeinen Menschen neben sich hergehen zu laßen, und möchte wohl jemand zu solchen hoffärtigen Gesellen sprechen: lieber Junker! nicht

zu hoch getreten, die Kleider sind geborgt. Solve quod debes et servato fidem! Ihre Ordensregel ist das Simbolum und der Reimspruch:

Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas;

Das ist so viel gesagt:

Die beste Speis jag durch den Kragen,
mit Bier und Wein füll stets den Magen;
stirbst du einmal, so ist es aus,
dort ist kein' Lust, leb hie im Saus."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible] p. 2 p. 10

[illegible] p. 5 [illegible]

[illegible] [illegible] 1520 [illegible]

[illegible] p. 17 [illegible]

[illegible] p. 19

[illegible] 118, 121 [illegible] 123

120

[illegible] p. 154

[illegible] 164 | [illegible] p. 172 | [illegible] p. 165

[illegible] p. 175

[illegible] p. 176

[illegible] p. 190

[illegible] 1619 p. 190 – p. 240

[illegible] p. 195

[illegible] p. 210

[illegible] p. 246 [illegible] p. 295

[illegible] p. 252

[illegible] p. 272

[illegible] p. 289

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gallus, Gottfried Traugott, 1762-1807

Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde

Bd.: 3

Züllichau und Freystadt 1799

Bor. 65-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012987-7
VD18 90054695